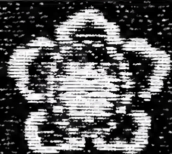


THE MOFFETT KOREA COLLECTION

PRINCETON THEOLOGICAL SEMINARY




N. Weber
Jm Lande der
Morgenstille

Im Lande der Morgenstille

DEM HOHEN FÖRDERER
BENEDIKTINISCHER KULTURARBEIT

HERRN
BARON VON CRAMER-KLETT
REICHSRAT DER KRONE BAYERN

IN ALLER ERGEBENHEIT UND
DANKBARKEIT GEWIDMET



BILDNIS DES VERFASSERS

IM LANDE DER
MORGENSTILLE

REISEERINNERUNGEN AN KOREA

VON

NORBERT WEBER O. S. B.

ERZABT VON ST. OTTILIEN

Mit 24 Farbentafeln nach Lumière-Aufnahmen des Verfassers, 25 Vollbildern und 279 Abbildungen im Text, sowie einer Karte

FREIBURG IM BREISGAU
HERDERSCHE VERLAGSHANDLUNG
BERLIN, KARLSRUHE, KÖLN, MÜNCHEN UND WIEN

Druck der Kunstanstalten Josef Müller zu München. 1915

VORWORT

Drängende Sorge um unsere junge Missionsarbeit in Korea hatte mich mit Beginn des Jahres 1911 auf die hohe See getrieben. Hinter Aden, da das Schiff dem fernen Osten zusteuerte, begann sich mir eine neue Welt zu öffnen. Von Colombo an sollte sich das Auge immer mehr an den fremden Glanz der östlichen Sonne gewöhnen, um sich in Singapur und Hongkong und Schanghai zurechtzufinden. Und da der Dampfer wieder einsam durch die Wogen glitt, fand der Stift stille Stunden, die im raschen Wechsel entfliehenden Eindrücke festzuhalten.

So ging's dem äußersten Osten zu, und jeder Tag reizte zu neuen Beobachtungen. Wenn auch Ostasien nicht mehr jene verschlossene Welt ist, die sich vor dem Geiste des Westens hinter unübersteigbare Mauern flüchtet und diese mit Todesedikten besetzt, so liegt doch immer noch eine ganze Welt zwischen der Kultur Europas und der Asiens.

Noch vor ein paar Jahrzehnten — das Betreten Koreas war bis zum Jahre 1882 jedem Ausländer unter Todesstrafe verboten — mochten dem schüchternen Beobachter, der von der Ferne aus die Kulturwelt des Ostens überblickte, diese Millionenreiche als eine schwerfällige Riesenmaschine vorkommen, die gar bald stillestehen müsse. Und jetzt! Jetzt hasten die Kolben und sausen die Räder. Ein paar Zugstangen nur sind dem Westen entlehnt, und schon jagt der alternde Koloß der mehrtausendjährigen asiatischen Kultur mit verjüngter Kraft dem jungen Europa und dem noch viel jüngeren Amerika nach, und — tausendjährige Kulturwerte, heilige Traditionen, unverletzte Institutionen stampft er in seiner rasenden Eile zusammen. Uralte Erinnerungen werden unter den Rädern zermalmt.

Gewiß, es sproßt neues Leben auf; aber es ist ein anderes. Ist's nicht der Mühe wert, das Alte, das oft über Nacht vergeht, in einigen Konturen, in flüchtigen Farbenstrichen festzuhalten?

Besonders das kleine Korea, das mit seinen achtzehn Millionen Einwohnern unter den Riesenvölkern Asiens fast verschwindet, und das im Laufe der Jahrhunderte noch immer unter die Räder kam, ohne indes seine Eigenart zu verlieren, wird sich vor den gegenwärtigen Umwälzungen umsoweniger retten können, als es in den letzten Jahren jede Art von Selbständigkeit verloren hat und im japanischen Reiche aufzugehen verurteilt ist. Als japanische Provinz Chosen muß es sich, wenn

auch widerwillig, nicht bloß in die neue Herrschaft fügen, sondern muß auch zusehen, wie es als Volk einem anderen, fremden Volke rasch assimiliert wird. Viel ist in den paar Jahren, die seit der Annexion über die Halbinsel hingerauscht sind, an Volkstümlichkeit schon entschwunden. Schnell wird, was sich noch erhalten konnte, nachfolgen.

Eben begann der Wandel, da weilte ich auf der entlegenen Halbinsel, im Lande der Morgenstille. Manches konnte der nimmermüde Stift, vieles die photographische Platte festhalten. Was ich sammelte, sollte nur mir selbst eine liebe Reiseerinnerung sein, die ich als Zugabe zu harter Arbeit mit nach Hause nehmen wollte.

Doch man begann in mich zu drängen, ich möchte die gewonnenen Eindrücke und was ich an alten Erinnerungen gerettet, der Öffentlichkeit übergeben. Lange konnte ich dem Drängen widerstehen. Schließlich gab ich nach in dem Bewußtsein, manche interessanten und wertvollen Trümmer einer schnell versinkenden uralten Kultur bergen zu können. Ich konnte den Gedanken nicht los werden: Will Japan sich im gesicherten und friedlichen Besitze Koreas behaupten, dann muß es, so leid dies jedem tut, der mit Liebe und Interesse an den Sitten und Gebräuchen den Kulturstand eines Volkes abmessen will, in der begonnenen Nivellierungsarbeit fortfahren. Bei der ihm eigenen Energie, womit der Japaner ans Werk geht, dürfte sie schon in wenigen Jahren vollendet sein.

Die Überproduktion der japanischen Industrie, die Schienenstränge, die Korea durchschneiden, die Fabriken, welche entstehen, dürften das Ihrige dazu beitragen, das Tempo zu beschleunigen, in welchem die Reste der Volkstümlichkeit sich abschleifen, die sich in dem hermetisch abgeschlossenen Volke erhalten konnten.

Ein neuer Geist zieht ein. Die alten Stadtmauern fallen; die mächtigen Tore werden geschleift. Damit verändert sich das historische Stadtbild; die Zeugen einer gewaltsam erdrückten Kultur treten ab. Moderne Bauten, überragt von rauchenden Schloten, weisen auf eine neue Epoche hin.

Die alten strengen Sitten lockern sich unter dem starken Einfluß der herrschenden Rasse, die aus dem Inselreiche ihre Sitten mit herübergebracht hat.

Alles ist im Gären und Werden, im Vergehen und in Neubildungen begriffen.

Durch die Verkettung glücklicher Umstände ist es mir gelungen, manches von kulturhistorischem Werte, das dem Untergange geweiht ist, in lebensvollen Farben noch in letzter Stunde zu erhaschen. Wie weit es von Wert ist, mag der freundliche Leser, wird schon die nächste Zukunft entscheiden. Ich glaube meiner Überzeugung Ausdruck geben zu dürfen, daß vieles von dem gesammelten Material kaum mehr in gleichem Umfange, manches überhaupt nie mehr zu finden und zu bekommen sein wird, aus dem einfachen Grunde, weil die neue Kulturepoche zu rasch alles Alte von der Bedeutung koreanischer Eigenart mit unerbittlicher Konsequenz vernichten wird.

Wenn ich die Tagebuchform beibehalten habe, so geschah dies, weil es nicht in meiner Intention lag, ein rein wissenschaftliches Werk zu schreiben, und ich damit auf leichte Weise dem Vorwurf zu entgehen hoffte, daß ich gerade das Gebiet der Ethnologie nicht mit der wünschenswerten Erschöpfung behandelt habe. Auch die Diktion glaubte ich nicht allzusehr feilen zu dürfen, um nicht die Unmittelbarkeit, womit ich oftmals auf dem Wege, bald auf dem Rößlein, bald auf steilen, holprigen Bergabstürzen meine Aufzeichnungen gemacht habe, zu verwischen. So mag mitunter der Stil flüchtig und holprig geblieben sein.

Trotzdem gebe ich mich der Hoffnung hin, daß sich jene Liebe aus dem Buche herausliest, die ich für Korea und seine Bewohner mit nach Hause gebracht habe.

Was im Bilderschmucke des Buches nicht eigene Arbeit ist, trägt den Namen seines Autors. Es sind nur ein paar photographische Aufnahmen, die einem fremden Apparate entstammen.

St. Ottilien, den 6. Juni 1914.

DER VERFASSER.

INHALTS-VERZEICHNIS



Mukden
Japanisches
Meer
Nord
Gjöng Do
Nord-
An Do
Hum
Süd
Phjöng
Söng-Mjon
Süd
Phjöng-jang
Gensan
Tschinampo
Anak
Hwang
Hai-Do
Sinchon
Haidju
Kiöng-Kwi Do
Kang-Wön-Do
Tschun Tschön
SÖUL
Souwon
Ansong
Gelbes
Meer
West
Ost
Nord
Tschung-Tschöng-Do
Kongjou
Kiöng-Sang Do
Nord
Tschol-La-Do
Süd
Mosampo
Fusan
Süd
Tsu Shima
Quelpart
JAPAN
Kioto
Kobe
Osaka
Schimonoseki
Moji
Saga
Sasebo
Kumamoto
Nagasaki
KoKubu
Stiller Ocean
----- Grenze der 13 Provinzen
Koreanische Eisenbahnen
Japanische, chinesische Eisenbahn.
ÜBERSICHTSKARTE
VON
KOREA
M. 1: 5 000 000

Kapitel 1

Durch die japanische Inlandsee

17. Februar

Schon liegt das letzte Fleckchen deutscher Erde, das von den Fluten des Gelben Meeres umbrandete Tsingtau wieder weit hinter uns. Doch meine Gedanken weilen noch dort und fliehen darüber hinaus in die Heimat zurück, wo der gleiche Winterfrost um die Tannenwipfel streicht, der pfeifend durch die Rahen unseres Schiffes fährt.

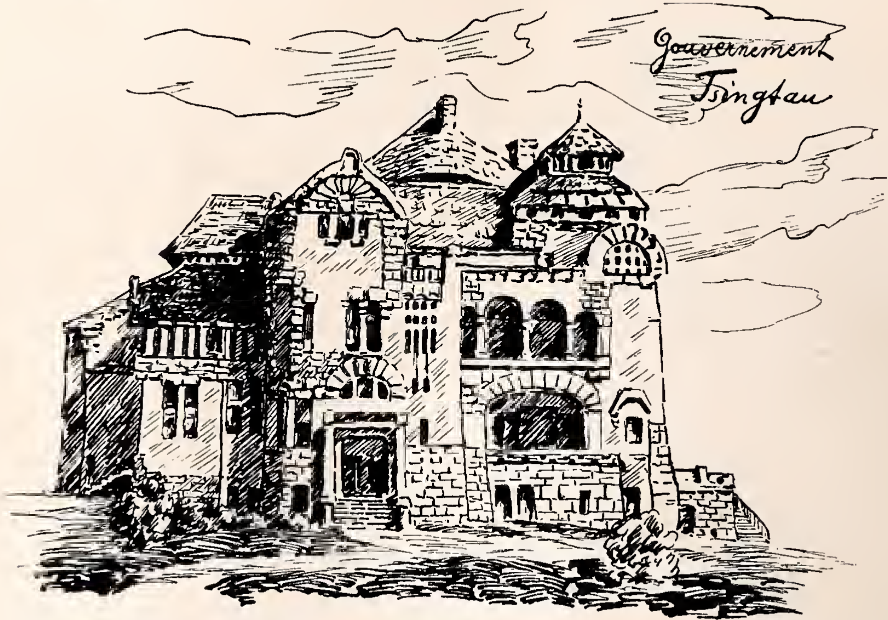
„Wenn Du nach Tsingtau kommst", so hatte mir ein Freund noch zum Abschied gesagt, „dann schau Dir ja das Gouvernementsgebäude an. Es ist doch etwas Unerhörtes, so viel Geld in einen einzigen Bau hineinzustecken. Kolonisieren heißt doch nicht Paläste aufführen. Mit diesem Gelde hätte man doch etwas Besseres anfangen können."

Ich habe mir das Gouvernementsgebäude angesehen, und es steht nun so lebhaft vor meinem Geiste, daß ich die heimatliche Schneelandschaft und das Rauschen des Kielwassers vergesse, das unter mir brodelt, wie ich in den Mantel gehüllt sinnend am Schiffsgeländer lehne.

„Mein Lieber", so will ich dem Freunde schreiben, „hier im fernsten Osten stehen wir uralten Kulturvölkern gegenüber. Hier müssen wir auftreten als eine Nation, die ihren Vertreter auch in einem würdigen Hause unterbringen kann. Jahrtausende reicht die Kultur des Ostens, die ja nach unserem Empfinden nicht genug in die Tiefe gegangen ist, über die unsrige zurück. Wollen wir unserer Kultur Ansehen und Einfluß geben, wollen wir den Asiaten die Tiefen unserer Kultur zugänglich machen, dann müssen wir ihnen vor allem mit dem Äußeren imponieren. Und auch deshalb dürfen wir unter den hochstrebenden Pagoden und den imposanten Monumentalbauten nicht allzu bescheiden tun. Die Verachtung, womit der Ostasiate ohnehin auf die junge Kultur Europas herabzuschauen geneigt ist, würde sich in ihrer Berechtigung immer mehr bestärken. Übrigens finde ich den Bau ebensowenig luxuriös als unberechtigt." — —

In der leuchtenden Flut sonnen sich, von den ersten Morgenstrahlen aufgeweckt unzählige Inseln und Felsriffe. Zwischen ihnen streicht leichter Dunst, als wollte er die Zögernden weiter hinausdrängen in die winterlich kalten Wasser. Es ist der erste Gruß des lang ersehnten Inselreiches.

Immer kecker kommen die Inselchen heran an unser Schiff, ja gegen 10 Uhr werden sie fast zudringlich. Es scheint, als wollten sie sich unserem verwegenen Fahrzeug in den Weg stellen und ihm die Weiterfahrt verwehren, so rücken sie heran in geschlossenen Reihen in stahlblauer Rüstung. Manch solcher Recke überragt sie mit entblößtem Haupte und läßt sich die kahle Felskuppe von der immerhin warmen Mittagssonne bescheinen. Doch unverdrossen hält unser Dampfer den Kurs fest.



Gleich Riesen-Schmetterlingen, wie sie sonst nur die Tropensonne ausbrütet, wiegen sich die Dschunken und flattern mit geschwellten Segeln über die Wogenkämme, gleich als naschten sie von den ersten Frühlingsblumen. In sanften Kreisen gleiten Möven um unsere Rahen, indes die weitaus größere Menge habgierig in lautem Kreischen dem zischenden Kielwasser folgt, unverwandt den Blick auf das Wasser gerichtet, ob nicht bald der Rest des Frühstücks auf demselben erscheine.

Wir nahen uns der schmalen Straße von Schimonoseki. Zum Greifen nahe schiebt sich eine ununterbrochene Hügelkette als Riegel quer durch die Flut. Hinter den Höhenzügen des Ufers steigen allenthalben Rauchsäulen empor und heben sich an den dunklen Wänden der zurückliegenden Berge ab. Eine Senkung, die uns einen flüchtigen Einblick in ein Tal gewährt, gibt des Rätsels Lösung: Fabrikschlote starren in die Höhe. Japan ist in wenigen Jahrzehnten ein Industriestaat geworden.

Fast beängstigend wird jetzt das Drängen und Schieben der Bergkuppen. Wir sehen nicht, wo wir hindurchkommen können. Doch der Lotse, der bereits auf unseren Dampfer heraufgeklettert ist, wird uns um die zahllosen Vorsprünge, die uns immer wieder zu genau berechneten Windungen zwingen, herumführen. Unzählige Signale am Ufer weisen ihm den Weg.

Während des Mittagtisches ist Schimonoseki auf der östlichen Seite und ihm gegenüber Moschi ans Ufer herangetreten. Moschi scheint eben von den bewaldeten Höhen an den schmalen Ufersaum herabgestiegen zu sein, um sich die rauchenden Fabrikschlote zu besehen, die kaum Platz finden, richtig zu paradieren. Ein Paradieren ist's vor dem Fremden, der gleich beim Eintritt ins Reich des Mikado dem kulturellen Aufschwung Japans seine Anerkennung zollen soll. Deutsche Ingenieure haben hier Hochöfen eingerichtet. Die schrecklich rußende japanische Steinkohle und das Eisen der nahen Berge soll dem emporstrebenden Kulturstaate Panzerplatten und Eisenbahnschienen liefern, mit deren Hilfe sich Japan die Hegemonie des Ostens erobern will. Der Nationalstolz hat es nicht geduldet, daß die deutschen Ingenieure allzulange blieben; es durfte doch nicht der Anschein erweckt werden, als habe Japan nötig, vom Westen zu lernen. So qualmen denn die Kamine unter japanischer Leitung ruhig weiter. Dieser stolzen Parade schließen sich die großen Panzerschiffe an, die drüben in Nagasaki zusammengestellt und vernietet werden, Röntgen-Apparate, die sich in der Industrieschule selbstbewußt in den Vordergrund stellen. Sie sind stolz auf die japanische Marke, die die fremde Herkunft verbirgt. Vielfach ist es ein Paradieren im bestechenden Glanz der äußeren hohlen Form. Was Japan in eigener Kulturentwicklung verarbeitet hat, das hat einen Gehalt, den selbst Europa kaum oder überhaupt nicht zu geben imstande ist. Ihre Textil- und Porzellan-Industrie ist zur höchsten Vollendung ausgereift, und vergebens wird das Kunsthandwerk Europas in Email- und Damaszenierungsarbeiten sich mit Japan messen. Da müssen sich die eingewanderten Kulturwerte bescheiden zurückziehen, angefangen vom Reklamebier, das nach dem ersten Versuch wohl nur


Erinnerung an Tsingtau: Chinesen

mehr von den opferfreudigsten Japanerfreunden getrunken wird, bis zu den schwedischen Zündhölzchen, die so explosiv hergestellt sind, daß sich nicht selten das ganze Schächtelchen entzündet, nicht ohne dem, der mit Japans übertünchter Westkultur noch nicht recht vertraut ist, die Finger verbrannt zu haben.

Da zeigt sich sehr oft die gleiche Erscheinung: äußerlich sehen diese Produkte den europäischen ähnlich wie ein Ei dem andern; nur ist das erstere zumeist hohl. Es hat die Zeit gefehlt, in der es sich hätte füllen können. Zu einer soliden Kultur=entwicklung ist vor allem Zeit einer der wichtigsten Faktoren. Die Adoptions=fähigkeit, womit das Fremde aufgenommen wird, und wäre sie selbst noch größer als die der Japaner, reicht allein nicht hin zu einer organischen Entwicklung. Was Japans Kulturentwicklung gemangelt hat, das ist die Zeit zur Assimilation; es hat kein Mittelalter gehabt, durch das unser Europa hindurchgegangen ist und in welchem es Stein um Stein ausgeschachtet und behauen hat. Aus diesen Steinen und auf diesen Steinen hat die Neuzeit ihre Errungenschaften aufgetürmt; darum konnte der Bau so rasch in die Höhe wachsen.


Einfahrt in die Inlandsee

Im Osten der Meerenge schiebt Schimonoseki seine grauen Häuschen an das Ufer heran. Man fürchtet fast, die nachdrängenden müßten die vordersten ins Meer hinabstoßen, so hängen diese an den zwei bis drei Meter tief senk=recht abfallenden Felsen und halten sich oft nur noch durch eingerammte Pfähle, die im Wasser stehen. So präsen=tiert es sich dem vorüberziehenden Schiffe zum Teil als Pfahlbautendorf.

Aber wehe dem, der es wagen wollte, eine dieser kleinen grauen Hütten ins Meer hinabzuwerfen. Droben auf den Höhen, die mit ihren kahlge=schorenen Häuptern das satte Grün der Wälder überragen, drohen die Mün=dungen von Kanonen herab. Wohl kaum eine Einfahrt ist so leicht zu schützen wie dieser gewundene Hohlweg, wo sich eine Felsenwarte an die andere reiht.

Nach längerer Fahrt erweitert sich das enge Tor; wir streben hinaus; scheu drücken sich die Dschunken zur Seite, gleich Dienern, die angetan mit dem Arbeits=



Einfahrt in die Inlandsee

kleide im Hausflur einem vornehmen Gaste begegnen. In wenigen Augenblicken hat sich das Tor durch eine Wendung des Schiffes von selbst wieder geschlossen. Vor uns weitet sich die tiefe Binnensee. Hinter uns schließen sich in einem kurzen Bogen die Bergkegel und Felswände, die eben noch uns zuseiten waren, zusammen; schmale Sandbänke und fahle Häusergruppen, von rauchenden Kaminen überragt, lagern sich davor, gleichsam den Eingang in das Zauberreich zu verhüllen; und drüber liegen mit schwerem Druck die dunklen Tannenwälder und zeichnen scharfe Konturen bald in den blauen Himmel, bald an die gelben Felswände.

Die Binnensee ist von Schiffen belebt. Hier ruhen ein paar Dutzend Fischerbarken in der Nähe einer Boje, bei der sie sich sicher fühlen vor den Dampfern, und wo sie wegen der Untiefe auf Beute rechnen können. Mit geschwellten Segeln kreuzen die Dschunken, um den Verkehr zwischen den Industriestädten zu vermitteln, die sich an dieser breiten Wasserstraße so wohl fühlen.

Einige duftige Bergkuppen schwimmen auf dem Wasser und wandeln langsam am buntgewirkten Hintergrund dahin. Dort mischen sich die Farben ineinander: das leuchtende Gelb der abstürzenden Felshänge, der zarte violette Hauch, der über den kahlen Gipfeln schwebt. In blendenden Blitzlichtern läuft ein schmales Band den dunklen Meereswogen entlang und trennt Wasser und Land. Drüber schichten sich in tiefem Grün die Wälder auf und werfen schwere blaue Schatten in die Buchten und Täler. In dürrem Ocker gehalten fallen die winterlichen Halden von den Höhen herab, als eilten sie der kommenden Frühlingssonne entgegen, indes die vielen Strohdächer ihr erstorbenes Grau vergebens an der Mittagssonne erwärmen.

Dieses bunte Farbengemisch fließt allmählich ineinander und überzieht sich langsam mit einer duftigen Lasur, die sich immer mehr verdichtet und schließlich im nebeligen Horizont zerfließt.

Inzwischen sind wieder neue Inselgruppen herangerückt, aber nur, um gleich den anderen in der Ferne zu versinken.

Jetzt schieben sich die östlichen Küstenzüge, von der schwer zur Erde nieder≠hängenden Sonne gerötet, wie eine lange Mauer gegen uns heran, während im Westen gerade unter der Sonne, in das schwere Winterkleid eines tiefblauen Schattens ge≠hüllt, eine lieb≠lich gewellte Landzunge her≠eingreift. Vor uns liegen Fernen, in deren maje≠stätischer Ruhe sich Himmel und Wasser vereinigen. Langsam fällt der dunkle Vorhang der Nacht herab über eine der wundersamsten Szenerien, die den ganzen Nachmittag über das Auge gefesselt hatte. Schon flackert rechts und links, bald da, bald dort, ein Leuchtfeuer auf. Eiland um Eiland schleicht vom Dunkel der Nacht geschützt vorüber. Das gleiche Dunkel mit seinen flimmernden Sternen und seinen winkenden Signalen bringt uns unserem Ankerplatz nahe.



In der Inlandsee

Landung in Kobe

18. Februar

Die Morgenglocke, die sonst so pünktlich die Schläfer zum Frühstück gerufen hatte, ertönt eineinhalb Stunden früher und weckt das ganze Schiff. Wir stehen vor der Quarantänestation; alles muß bereit sein, sich von dem Verdachte der Pest zu reinigen. Nie habe ich diese Vorsicht als berechtigter empfunden, als zu einer Zeit, wo die Schreckensnachrichten von dem furchtbaren Wüten der Pest in der Mandschurei und ihrem unaufhaltsamen Vordringen den ganzen Osten in ängstlicher Spannung hielten, wo die Japaner durch einen starken Kordon die Grenze des erst jüngst annektierten Korea gegen die Mandschurei absperrten. Wenn es ihrer eisernen Energie gelang, droben im Norden den unheimlichen Gast von den fernen Grenzen abzuhalten, durften sie ihn unbesehen als Begleiter der vielen zuwandernden Chinesen durch die offenen Türen der Freihäfen ein≠

lassen? Eigenartig; während die Japaner von der westlichen Kultur oft nur das Äußerliche erfaßt haben, in der Medizin leisten sie Gründliches und werden zum Beispiel in Korea den amerikanischen Doktoren allenthalben vorgezogen. Aber was noch mehr überrascht: die überwiegend in Deutschland ausgebildeten Ärzte erkennen dankbar an, daß sie sich dort ihr Wissen und Können geholt haben, da doch in allen anderen Stücken Japan es als eine Selbstkränkung ansieht, wenn es eingestehen sollte, daß es diese und jene Kulturwerte aus Europa entlehnt habe.

Der Anker fällt, wir sind in Kobe, einem der bedeutendsten Hafenplätze Japans, der den fernsten Osten mit dem Westen verbindet. Sofort ist unser Schiff umschwärmt von den kleinen, keilförmigen Nachen, an deren breitem Heck der gelbe Ruderer auf der Ruderbank hin- und hergeht und mit dem eigenartig geformten Ruder sein Schifflein vorwärts treibt und steuert.

Die Stadt, gedeckt durch emporstrebende Berge, deren wellige Rücken noch vom Morgenduft umwoben sind, liegt in dichten Morgenschleier gehüllt. In den Felsritzen der Berggipfel schläft noch Schnee. Hoch oben über der Stadt, in einer dreieckig emporstrebenden Bergspitze ist der Wald so gerodet, daß durch den Rest ein gewaltiger, weit hinausschauender Anker gebildet wird. Wär's doch der Ankergrund des christlichen Glaubens, in dem sich dieses emporstrebende Volk verankern wollte bei den hochgehenden, abtreibenden Wogen der Weltgeschichte! Die japanischen Staatsmänner sind eben auf der Suche. Mit Recht suchen sie für ihr Volk festen Halt in der Religion; in einer glänzenden Versammlung wollten sie unlängst Heerschau halten, um zur Hebung der Sittlichkeit und zur Kräftigung der Nation auch die religiösen Kräfte in den



Kobe: Stein-Laterne am Weg zum Heiligtum. Japanische Föhre (Pinus densiflora)

Dienst des nationalen Strebens zu stellen. Der Schintoismus, der den alten Volksglauben vertritt, und der Buddhismus haben ihre Hilfe angeboten und wollen sich selbst an dem nationalen Gedanken verjüngen. Der amerikanische Protestantismus will in den Dienst der großen Sache treten, ein großes Volk geistig und sittlich zu heben. Warum verschwindet denn in diesen illustren Versammlungen, in denen Japans Regierung mit den Vertretern der verschiedenen Religionen über das Wohl des Volkes und die Zukunft der Nation beraten will, die Standarte der katholischen Kirche unter der Menge der Bonzen und der anglikanischen Bischöfe? Etwa weil sie in dem durch und durch materiell gesinnten Japan zu wenig Sympathien findet? Vielleicht. Oder weil das viele Martyrerblut, das geflossen ist, der Regierung ein stiller Vorwurf ist, der eine scheue Zurückhaltung auferlegt? Vielleicht. Der tiefste Grund mag neben weiteren wohl jenes nationale Gepräge sein, das jeder Japaner an sich trägt, das also einer japanischen Nationalkirche aufgedrückt sein muß. Einer redet da im Namen aller, wenn er in einer französisch geschriebenen Abhandlung über die Sitten Japans schreibt: „Vielleicht würde sich das Christentum leichter ausbreiten, wenn es eine japanische Kirche gründete, die, dem Einfluß von auswärts entzogen, voll und ganz dem Zügel des Mikado gehorchen würde in einer Weise, die es auch ermöglichen würde, beständige Wandlungen durchzumachen, je nach Zeit und Umständen, wie dies auch in einigen Ländern Europas der Fall ist" (Le Japon par J. Hitoni. Tokio 1901). So wird denn nicht selten die katholische Kirche in Japan als volksfeindlich verschrien und schon den Kindern in der Schule beigebracht, daß ein Katholik kein guter Japaner sein könne.

Eine Anzahl großer Dampfer liegen mitten unter den unruhigen Masten ungezählter Dschunken. Draußen, so weit nur das Auge reicht, flattern, von der Morgensonne aufgeweckt, Schwärme von kleinen Segelbooten. Eisigkalte Morgenluft verjagt langsam den kühlen Duft, in welchen sich die Stadt eingehüllt gehalten. Gleich als entsteige sie langsam dem Morgenbade, taucht eine Häuserreihe um die andere auf und schwingt sich die breiten Berghänge hinan.

Um 9 Uhr kommt P. Bonifatius Sauer, der nunmehr zum Abte unseres Klosters in Seoul erhoben worden ist, mit P. Fage, dem Prokurator der französischen Missionare an Bord. Ich kann mich nicht entschließen, jetzt nach so langer Fahrt und so nahe dem ersehnten Ziele noch länger als nötig in Japan zu verweilen und ziehe es vor, den Besuch Japans mit der Rückreise zu verbinden. Die paar Tage aber, die mich der japanische Boden noch von Korea zurückhält, will ich tüchtig ausnützen.

Gleich nach dem Mittagessen machen wir uns auf den Weg, um Kobe etwas kennen zu lernen. Aus dem Europäerviertel — zirka 3000 Europäer — trägt uns die Trambahn rasch ins japanische Leben hinein. Man sieht auf den ersten



Kobe: Aufstieg zum Fuchsheiligtum

Blick, wie alles in Japan von dem Räderwerk der Industrie in hastigem Gang gehalten wird. Zwar sind die Verkaufsläden klein, aber jede dieser Krämerbuden, vollgepfropft von Waren, unterbietet die andere nebenan, weil die Überproduktion den Bedürfnissen nicht entspricht. Manch phantastischer Reklameschild, fast größer als der Kaufladen selbst, bringt Abwechslung und Farbe in das einförmige Grau der leicht gewellten Ziegeldächer, auf die man von der Trambahn aus fast hinab⸗ schaut. Hier ragen große blaue Schirme mit Blumen übersät in die Luft; dort ist der Schild einer Spirituosenfirma; er wird gehalten von einer überlebensgroßen Japanerin im heimatlichen Blumenkleide, die sich auf der andern Seite in eine Riesenflasche verwandelt. So reiht sich Laden an Laden, Tuchgeschäfte, Spenglerei, Handlung mit Petroleumlampen, Drogerien usw. usw.

Auf den Straßen drängt und schiebt sich die Menge. Jetzt in der Winter⸗ kälte, die auch die sonst abgehärteten Japaner empfinden, bringen sie in einer eigenartigen Weise Hände und Arme unter. Der steifgefütterte Stoff der leeren Ärmel steht weit vom Körper ab; die Arme aber stecken zurückgezogen in einem breit herabfallenden Sack, der sich vom Ärmel abzweigt. So wandeln sie gleich plumpen Wegweisern, denen die zeigende Hand abgebrochen ist, durch die Straßen. Schwerfällig balanzieren die kleinen Frauen mit ihrem schwarz aufgetürmten Kopf⸗

putz auf ihren klappernden Stelzenschuhen durchs Gedränge. Einen drolligen Anblick gewähren die in dick ausgestopfte Mäntelchen eingewickelten Kinder; man möchte meinen, es seien niedliche Fäßchen, denen man einen Kopf aufgesetzt und ein paar zappelnde Beinchen angesteckt hat.

Unser nächstes Ziel ist der Markt mit großem Tamtam. Drei, vier, fünf Kinematographenbuden folgen aufeinander, gleich darauf drei bis vier Theater. Nirgends wohl hat sich der Kinematograph so rasch die Herzen der Leute gewonnen als in Japan, wo Schaulust und Unterhaltung nach den angestrengten Tagen der hetzenden Arbeit zum Lebensbedürfnis geworden ist. Aber, wie die japanische Polizei darauf achtet, daß nicht dieses Vergnügen das Volk vergifte! Ein einziges unanständiges Stück und das Kino würde auf der Stelle polizeilich gesperrt.

Wallende Fahnen versperren die Aussicht in die Tiefe der Straße, zu deren beiden Seiten sich die Markthallen aufreihen. Wie italienische Wäsche flattern, an Seilen aneinandergefügt, kleine Fähnchen über der Straße und erhöhen die Unruhe des bunten Lebens und des geschäftigen Treibens, das unten wogt.

Um dem Gewühl zu entkommen, schwingen wir uns wieder auf die Trambahn und fahren zum Nanko-Tempel.

Immer hat das nationalgesinnte Japan den großen nationalen Gedanken in Tempeln zu verewigen gesucht, und die meisten seiner Tempel sind Träger dieses nationalen Gedankens. So ist es auch beim Nanko-Tempel. Er ist zur Ehrung der Treue gegen den Kaiser errichtet. Wie sonst, so sind es auch hier die charakteristischen, stelzenartigen Tore, welche in Zwischenräumen errichtet, zum Heiligtume führen. Eine Japanerin steht eben davor und verrichtet ihre Andacht. Mit gefalteten Händen verneigt sie sich zuerst gegen die Mitte, dann nach rechts und links und geht darauf wieder ihres Weges weiter. Andere füttern vor dem Heiligtum eine Schar Tauben, die es sich im Schatten des Tempels wohl sein lassen. Am Tempeleingang hängt ein dickes Seil mit einer Quaste herab; es ist mit einem Glockenschlegel in Verbindung, der von außen an die Wand der Bronzeglocke anschlägt.

Eroberte Kanonen stehen ringsum; auch der Anfang zu einem Monumente, das sich Fürst Ito nach dem siegreichen russischen Feldzuge selbst errichten wollte, erhebt sich schüchtern über dem Boden.

„Schon steht das Piedestal
Doch wer die Statü bezahlt
Das weiß Gott im Himmel."

Ob der siegreiche Held, der große Staatsmann, je diese Ehrenstufen hinansteigen wird? Droben auf dem Sockel ragen zwei eherne Zapfen heraus und warten auf das Monument.



Tori-i. Hölzerner Torpfosten als Eingang zur Tempelanlage

Eine gewaltige Festungskanone von Port Arthur liegt „ex voto" nebenan. Unzählige, zierlich in Stein gehauene Laternen flankieren überall das Heiligtum und bergen sich malerisch unter den spärlichen Schatten der ärmlich aussehenden Pinien. Der weite Vorplatz des Tempels ist von den verschiedenartigsten Buden in Beschlag genommen; Kinder tummeln dazwischen. So macht die Tempelanlage im großen ganzen mehr den Eindruck eines großen Vergnügungsplatzes wie den eines ehrfurchtgebietenden Heiligtumes.

Ein großer, schöner Justizpalast steht neben dem stattlichen Rathaus. Diesen beiden Gebäuden gegenüber kauern Schreiberbuden, in denen Schriftgelehrte vor ihrem niedrigen Tischchen hocken mit Tusche und Pinsel bewaffnet. Vor ihnen warten die Klienten und tragen ihre Anliegen vor, und die Schreiber malen ihnen, die des Schreibens unkundig sind, ihre Sache aufs Papier, so daß sie dieselbe in den beiden Häusern drüben fein säuberlich präsentieren können.

Durch die wogenden Straßen gelangen wir an die Peripherie der Stadt. Dort liegt die katholische Kirche. Sie ist ganz neu erbaut, sehr gefällig und äußerst reinlich. Interessant sind die in Holz ausgeführten Säulenbündel, welche die Mauern des Mittelschiffes tragen. Prächtig ist der überaus sauber zusammengesetzte Parkettboden, ein Zeichen, wie präzis die Japaner arbeiten können. Etwa 400 japanische Christen gehören zu dieser einzigen katholischen Pfarrkirche. Wenige nur besuchen das bei der Prokura gelegene Kirchlein.

Von hier streben wir den Höhen zu, die uns einen Überblick über das Häusermeer der Stadt geben sollen, die sich mit ihren 400000 Einwohnern an die Höhen und an den Hafen anschmiegt. Kaum sind wir an dem chinesischen Tempel vorbei, um den sich etwa 1000 Chinesen gesammelt, so haben wir den Stadtfrieden erreicht.

Unser Weg führt unter einem hohen, auf roten, schiefgestellten Pfosten ruhenden Querbalken hindurch, dem charakteristischen Eingangstor zu einem

Tempel. Eine Menge von Granitstufen tragen den frommen Besucher empor, unaufhörlich durch neue freistehende Holzpforten hindurch, die aber bedeutend einfacher gehalten sind als die Hauptpforte am Eingang. Bäume reichen sich über die Treppe hinweg und zwischen diesen Pforten durch gegenseitig ihr Geäste zu und nehmen den Pilger zum Waldheiligtum in ihren milden Schatten.

Es ist ein schintoistisches, dem alten Volksglauben entstammtes Heiligtum, zu dem wir emporklettern, indem wir die prosaische Stufenanlage verlassen und einen schmalen Fußweg einschlagen, der am Berghang hinläuft. Eine alte verwitterte Steinlaterne dient uns als Wegweiser und als Zeichen, daß wir uns dem Banne des Heiligtumes nähern. Schließlich stehen wir wieder unter den hölzernen Torpforten; vor uns liegt der Tempel im Schweigen der Bäume. Zwei große steinerne Fuchsgestalten in dreifacher Lebensgröße sitzen auf steinernem Sockel neben den Pfosten des letzten Tores, das in besserer Ausstattung auf die unmittelbare Nähe des Fuchsheiligtumes (Mayasan) hinweist. Der Fuchs als Symbol des Verstandes der Gottheit übernimmt die Vermittlerrolle zur Heilung der Krankheit, die die Hilfesuchenden hier herauftreibt.

Auf einem schmalen, künstlich in den Berghang eingelassenen Plateau von einigen 20 Metern im Gevierte steht der Tempel und läßt gegen den Berg zu einen engen Umgang frei. Dieser Umgang ist mit einem Dutzend zierlicher Hüttchen wie mit einem Kapellenkranz eingefaßt, die sich an die abgetragene Bergwand anlehnen.

Am Eingang des Haupttempels liegen zu beiden Seiten große Fuchsgestalten. Sie haben rote Lappen um den Hals gebunden. Zwischen den Zähnen hält der eine eine Papierrolle, der andere eine Kugel. Die Rolle bringt die Bittschrift zum Ausdruck, in welcher sich der Kranke Heilung suchend an die Gottheit wendet; und schon kommt auf der anderen Seite der zweite Fuchs mit dem Kügelchen, der heilenden Pille, heran zur Versicherung, daß die Hilfesuchenden Gesundung finden.

Ringsum flattern die Stauden und das Geäst der Bäume von Papier Streifen, denen die Pilger ihr Leid anvertraut haben, gleich als hätte sich ein dichter Morgenreif auf die vergilbten Blätter gelegt.

Vor dem Tempel hockt ein Mann und murmelt seine Bitten. Wiederholt klatscht er in die Hände und zieht dann an dem herabhängenden Glockenseil. Die Glocke schlägt mit dumpfem Klang an. Er will den Gott aufwecken. Eine Frau kommt heran; auch sie klatscht in die Hände, faltet dieselben, macht ihre Verneigungen gegen das Heiligtum, kauert sich sodann auf ihre Füße nieder und bleibt eine Weile in gebeugter Stellung sitzen.

Ein Mann hat bereits seinen Rundgang um den Tempel von Hüttchen zu Hüttchen angetreten. Vor jedem dieser Miniaturtempel, etwa zwei Meter hoch, die alle den gleichen Charakter haben aber in der Ausführung variieren, stehen



Japanische Tänzerinnen

oder hängen hölzerne Opferschalen, die zum Teil die Form von kleinen Briefkästen haben, wie sie an den Europäerwohnungen angebracht sind. Der Mann trägt einen Beutel mit gestoßenem Reis bei sich. Vor jedem Häuschen bleibt er ein paar Augenblicke stehen, spricht ein Gebet vor sich hin und legt eine Prise Reismehl, so viel als er zwischen drei Fingern fassen kann, in jede der hölzernen Schachteln. Er läßt sich durch nichts und durch niemand in seiner Andacht stören, in seinem Vertrauen irremachen. Wir können dem Freimut, womit Frauen und Männer unbeirrt von der wogenden und schwätzenden Menge ihre Andacht verrichten, unsere Achtung nicht versagen.

Die Außenwände des Haupttempels sind mit einer großen Menge von „Votivtäfelchen" behangen. Sehr viele derselben sehen denen unserer Wallfahrtskirchen nicht nur in ihrer Darstellung, sondern auch in ihrer primitiven Ausführung zum Verwechseln ähnlich. Häufig ist eine Mutter darauf dargestellt, wie sie mit gefalteten Händen dakniet; sie fleht wohl um die Genesung ihres Kindes. Allenthalben hängen als Weihegaben hölzerne Torstöcke, wie sie an den Wegen zum Tempel stehen, en miniature herum.

Noch rasch einen Blick in den Haupttempel, vor dessen Eingang sich nunmehr die Beter entfernt hatten! Ein großer Opferkasten aus Holz steht davor, zur Aufnahme reicherer Reisspenden. Dahinter erhebt sich ein Pult, auf dem einige Gebetszettel liegen. Eine größere Anzahl kleiner steinerner Füchse liegen zwischen zahllosen niedrigen Steinlaternen herum. Das ist alles, was das Innere Sehenswertes bietet.

Eben hat der Mann seinen Rundgang vollendet; jetzt nimmt er eine 30 cm hohe Blechbüchse und schüttelt deren klappernden Inhalt; dann zieht er das Los, das ihm die Zukunft kündet.

Im Vorhof unter freiem Himmel ist ein Dutzend niedriger gußeiserner Öfen von primitiver runder Form in Reih und Glied aufgestellt. Auf ihnen ruhen runde eiserne Kessel, die zum Abkochen des Opferreises dienen.

Die Terrasse, welche den Tempel und Tempelhof trägt, wird nach der freien Vorderseite zu durch einen Bogen von steinernen Laternen der verschiedensten Form voll von herrlichem Ebenmaß und feinen Linien eingefriedet. Über die Pinien hinweg, die mit ihren verkrüppelten Ästen mühsam den Berg herauf zum Heiligtum zu streben scheinen, öffnet sich ein wundersamer Ausblick auf die Stadt, in der der Geist Christi mit Mühe ringt, die Bewohner aus ihrer irdischen Tiefe zu höheren Idealen aufzurütteln und zu ernstem Ewigkeitsstreben emporzuführen. Freilich machen auch die etwa zwanzig verschiedenen protestantischen Sekten besonders aus Amerika dieses Werben des Christentums nicht leichter. Wird schon das Christentum überhaupt dem Japaner verdächtig gemacht, dann die katholische

Religion ganz besonders. Die ganze Erziehung der Jugend, das ganze Streben des Volkes trägt den scharf geschnittenen Stempel höchsten Nationalgefühls. Auch die Religion soll national sein. So kommt es, daß nicht selten zu Hause und in der Schule schon dem Kinde eingeprägt wird, was im gesellschaftlichen Verkehr sowie in der Betätigung des Lebens immer wieder laut zum Ausdruck kommt: Die christliche Religion ist nicht nur Aberglaube, sondern auch antinational. Wie tief solche Hiebe sitzen! Für den japanischen Nationalstolz, der insbesondere seit den Kriegserfolgen gegen Rußland ins Ungemessene gewachsen ist, kann es nichts Härteres geben als den Spott der Leichtgläubigkeit und die Verachtung, die den Vaterlandsverräter trifft. Darin liegt zum großen Teil der Widerstand, der sich dem Fortschritt des Christentums in den Weg stellt. Nehmen wir dazu noch die enormen Steuerlasten, deren Aufbringung dem gewöhnlichen Volke keine Zeit gewährt, sich mit Idealen zu befassen, und den nationalistisch-indifferenten Unglauben der höheren Stände, dann darf es uns nicht wundernehmen, wenn die mühereiche Arbeit eines Paters oftmals nur von zwei bis drei Taufen im Jahr gesegnet ist.

Durch einen verlassenen Friedhof steigen wir zur Stadt nieder. Mit seinen unter niedrigen Pinienbüschen versteckten Grabmonumenten bietet er einen ähnlichen Anblick wie unsere Gottesäcker. Nur das Kreuz fehlt auf den Steinsäulen oder Steinquadern, die auf wohlbemessenen Granitunterbauten ruhen und eingemeißelt den Namen derer tragen, die hier der Auferstehung harren. Eine Steinumfriedung schließt jedes ansehnlichere Grabmal ein. Am Eingang zum Friedhof starren steif wie versteinerte Mumien sechs kleine, halb lebensgroße Gottheiten, in Relief auf eine steinerne, fast gotische Tafel gebannt dem Besucher entgegen. Gelbe Brusttücher hängen ihnen um den Hals.

Bis die Stadt uns wieder aufnimmt, ist die Sonne schon tief hinabgesunken; sie schickt sich eben an, schlafen zu gehen. Uns zuliebe öffnet sie nochmals groß ihr leuchtendes Auge und wirft einen gütigen Blick auf das Tor-Hotel, auf dem die deutsche Flagge weht, uns darauf aufmerksam zu machen, daß die Deutschen sich endlich der erdrückenden Umarmung englischer Bevormundung entziehen wollen. Das englische Strand-Hotel sieht ja diese Gelüste nicht gerne, wird aber die Deutschen gewähren lassen müssen, wenn sie sich zusammentun, um wenigstens untereinander deutsch sprechen zu dürfen.

Auf der Straße schöpft ein Mann aus einem Tee-Wagen, der eine Miniaturausgabe eines unserer „Zigeuner"-Wägen darstellt, dampfenden Tee aus. Müde langen wir zu Hause an, wo wir uns noch auf den morgigen Sonntag richten. In später Abendstunde kommt noch ein Gast aus Osaka, P. Walter, der Obere der dortigen Maristen-Schulbrüder. Er durchkreuzt alle bisherigen Pläne für morgen, indem er uns bestimmt, ihn in Osaka zu besuchen.



Frauentracht in der Haupt=
stadt und Umgebung

Osaka

19. Februar

In einer Stunde will uns die elektrische Schnellbahn nach dem 30 km entfernten Osaka bringen. Es herrscht ein reger Verkehr, und obschon die Japaner den Sonntag nicht feiern, füllt sich unser langer, elegant ausgestatteter Trambahnwagen schon nach ein paar Haltestellen so mit Passagieren, daß fast beständig der Zwischenraum zwischen den sich gegenübersitzenden Fahrgästen durch stehende angefüllt ist. Die Japaner sind ein schaulustiges Völkchen, das alles sehen muß. Vor allem der 1. und 16. eines jeden Monats sind Vergnügungstage für die Arbeiterbevölkerung. An diesen setzen sie mit dem Arbeiten aus, weil tags zuvor der Lohn ausbezahlt worden ist; und die Trambahngesellschaft ist so glücklich, einen guten Teil dieses Lohnes einzustreichen. Sie hat auf halbem Wege zwischen Osaka und Kobe, die Schaulust beider Städte zu reizen, mehrere öffentliche Gärten mit allerhand Belustigungen und zierlichen Häuschen errichtet. Und in der Tat, von beiden Seiten strömen die Städter, sich wieder einen Tag zu erholen, diesem Ausflugsorte zu.



Pagode des Tennoji-Tempels

Sonst hält der geschäftliche Verkehr die beiden Städte zusammen. Kobe ist der Hafenplatz für die großen Ozeandampfer aus Europa und Amerika, die in Osaka wegen des seichteren Grundes nicht anlegen können. Aber immerhin ist der Hafen der Millionenstadt Osaka tief genug, um Schiffe bis zu 6000 Tonnen aufnehmen zu können.

Graue Dörflein jagen an uns vorüber. Bei den vielen Flußläufen, die jetzt im Winter meist wasserlos sind, wiegt der Wagen auf und ab. Die Ufer der

Flüsse sind nämlich hoch eingedämmt, weil die nahen Berge, denen sie entstammen, zur Regenzeit gewaltige Wassermassen talwärts werfen; jetzt zeigen sie nur Sand und Geröll, wie es die Sommerregen herabgetragen haben. Auf den Reisfeldern, die durch diese Dämme geschützt werden, steht schon das Wasser, aus dem die Stoppeln der letzten Reisernte in grauen Büscheln herrausstehen.

Rasch ist Osaka erreicht, die Haupt-Industrie- und Handelsstadt Japans, die bei einer sechzigprozentigen Bevölkerungszunahme der letzten Jahre auf 1 300 000 Einwohner angewachsen ist. Kaum haben wir unseren eleganten Fernbahnwagen verlassen, so nimmt uns schon wieder ein engerer Straßenbahnwagen auf, der mit uns durch die niedrigen Häuserreihen eilt. Ein Laden schiebt den andern vorbei. Die Erdbeben gestatten nur Parterrebauten aus Holz. Davon erhält die Stadt einen düsteren, ärmlichen Eindruck. Dieser soll verwischt werden durch schreiende Reklameschilder, hochragende Annoncentürme, durch farbenreiche Plakate, durch bunte Inschriften, die mit elektrischen Birnen besetzt sind. All das streckt aufdringlich dem Besucher das Zeugnis entgegen, daß er sich wirklich in einer waschechten japanischen Industriestadt befindet, die Europa vortrefflich kopiert und dazu noch den ungewohnten östlichen Kolorit darübergestrichen hat. Wenn sich indes so manches Neue aus Europa hier eine Heimat gesucht hat und sich im farbensprühenden Gewande des Ostens der nationalen Eigenheit anbequemt, so ist doch das ganze Leben durch und durch japanisch. Was ist doch das für ein Flimmern von Farben durcheinander an den Kleidchen der Kinder, die sich auf den Wagenpolstern uns gegenüber postiert haben: Zinnober und Mennig auf sattem Blau; dazu sprüht ein feuriges Gelb aus den weiten Öffnungen der Ärmel; ein blumenbemusterter breiter Streifen durchzieht das düster kontrastierende Obergewand; weiße kurze Socken, in denen die sonnengebräunten Waden stecken. Kleine schwarze Augen gucken aus den geschlitzten Lidern; die übergroßen Holzsandalen der Mutter, die das Kind für seinen Ausflug erhascht hat, geben ihm Stabilität.

Unser erster Besuch gilt der Kathedrale. Sie ist nicht allzuweit vom Bahnhof entfernt, ein hübscher Steinbau mit Holzkonstruktionen, wie es die Erdbeben notwendig machen. Kirchenbänke sind für die japanischen Christen nicht vorgesehen; diese ziehen es vor, auf den Boden zu knien und auf die Beine niederzuhocken. Zu diesem Zwecke ist der Raum zwischen den Gängen mit sauber geflochtenen Strohmatten belegt, die in Holzrahmen gespannt sind. Wie vor den Wohnungen, so lassen die Japaner auch vor der Kirche ihre Schuhe unter dem Portale stehen und gehen leise und ehrfurchtsvoll auf ihren Socken in die heiligen Hallen. Auf den Strohmatten haben die eifrigen Kirchengänger in Tüchlein eingewickelt ihre Gebetbücher liegen.

Darauf machen wir dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Chârtron, einem ehrwürdigen Greis, der schon 25 Jahre hier seines mühe- und sorgenvollen Amtes

waltet, einen kurzen Besuch. Es ist ein hartes Werk, rauh die Vergangenheit, bang die Zukunft. Wenn einer seiner Patres unter all den Anstrengungen, welche eine erfinderische Liebe eingibt, Tag um Tag, jahraus, jahrein sich abgeplagt hat in Belehrungen und Vorträgen, in Werken der Liebe, in eigener Person und durch eifrige Christen, dann ist der Erfolg einer solchen saueren Arbeit nach 25 Jahren oft nicht einmal 50 Bekehrungen. Eine Aussaat in Tränen und Schweiß. Wann wird die große Ernte kommen, die der Gnadentau und die Himmelssonne entwickeln und reifen müssen? Immerhin hat sich in der religiös indifferenten Industrie=Großstadt und ihrem Jagen nach Gewinn die stattliche Anzahl von 1000 Christen um den Oberhirten geschart, während unter den 17 Millionen Heiden, welche die Diözese zählt, noch weitere 3000 Katholiken, in verschiedene Pfarreien vereint, leben. Alter und Sorge hat manche tiefe Furche in das sonst noch frische Antlitz des Oberhirten gegraben. — Rasch verfliegen die Stunden in den Straßen der fremden Industriestadt. Der Nachmittag gehört der geistigen Kultur Japans. Durch die breiten langen Hauptstraßen, welche das Häusergewirr in große von eingeengten Straßen und winkeligen Gassen durchkreuzte Viertel teilen, durch das Gewühl der sich drängenden und schiebenden Menge jagt unsere Trambahn zum Tennoji — Vier Himmels=Könige — =Tempel, der an seiner uralten Kultstätte das religiöse Empfinden der Japaner der kurzlebigen Zeit vermittelt. Mehr denn 13 Jahrhunderte sind an diesem Heiligtum vorübergezogen. Manches hat sich an dem Volke, das schon damals auf eine mehrtausendjährige Geschichte zurückschauen konnte, verändert. Der Grundzug des Volkes ist ebenso geblieben, wie die bewegten Linien der hochstrebenden Pagode, die sich so tief in die Erinnerung


Schildkröten=Verkäufer

eingeprägt hat, daß sich ihre Formen über den Brand hinübergerettet haben, der vor 160 Jahren alles zerstörte. So ist das, was wir sehen, ein verhältnismäßig neues Bild uralter Größe.

Pfeiler und Inschriften schauen träumerisch durch die wenigen Bäume, welche die zusammengepreßte Stadt noch duldet; sie mahnen, daß wir uns bereits in der Tempelregion befinden, und bald stehen wir vor dem menschenumwogten Eingang, dem Pfostentor mit den beiden Tragbalken. Ein in Mauerwerk ausgeführter Torbau mit geschwungenen Ziegeldächern läßt uns in den eigentlichen Tempelfrieden ein. Zwei Gebetsräder sind in bequemer Höhe angebracht; sie haben Ähnlichkeit mit dem Steuerrad auf einem Dampfer und drehen sich um eine kurze in die Wand gesteckte Achse. Hinter diesem Portal lacht und schwätzt die Menschenmenge an den Verkaufsbuden vorbei, in denen Weihegeschenke feilgeboten werden.

Eine ungezählte Schar von Tempeln und Tempelchen, die sich trotz ihrer zierlich geformten Dächer wie Blockhäuser ausnehmen, stellen sich mit weit geöffneten Toren ordnungslos um die Pagode und den derselben nahegelegenen Haupttempel auf. Hier hat ein heiliger Baum, dort ein freier Platz, daneben das geweihte Wasser eines versumpften Weihers Anlaß zur Errichtung eines neuen Häuschens gegeben.

Ehe wir zur Pagode gelangen, tritt uns ein achteckiger Tempelbau in den Weg. Er ruht auf steinerner Plattform, zu der mehrere Stufen hinanführen. Unter dem Eingang sitzt hinter einer niedrigen Gittertüre eine große Buddha-Statue; zwei stehende Statuetten assistieren. Vor der Türe macht sich ein hölzerner Opferschrank breit. Er hat die Gestalt einer Krippe; die Opfergaben, meist gestampfter Reis, werden durch ein hölzernes Stabgitter eingelegt und so einer unbefugten Verwendung oder Entwendung entzogen.

Gleich am nächsten Torbogen kauert ein alter Mann auf dem Boden ebenso unbeachtet von der Menge wie seine Schildkröten, die er hier als Opfergaben zum Verkauf ausstellt. Jedes der armen Tiere baumelt auf einem spannenlangen Stück Bambus, auf das es mit der unteren Schale aufgelegt ist. Mit den Füßen und dem Kopfe, die nirgends Halt finden, ringt es in müden Bewegungen nach Erlösung.

Eine zerrissene Pinie malt große schwarze Flecken auf die von lichtem Himmelsblau umflossene Pagode. Leicht schwingt sich ein Dach derselben über das andere; und jedes hebt wieder ein kleineres weiter empor, indes die unteren in den markig geschnitzten Hohlkehlen und in den satten Farben und dem kräftigen Verwitterungston Halt und Festigkeit suchen.

Nebenan ist der Haupttempel. Ein paar buddhistische Priester recken sich am Boden vor dem glimmenden Kohlenbecken und streuen von Zeit zu Zeit

Räucherwerk in dasselbe. Freundlich gestatten sie den Rundgang um das quadratische, nach drei Seiten mit Holzwänden abgeschlossene Heiligtum. Entsprechend dem Eingang in den Tempel ist auch die Vorderseite des Heiligtumes freigelassen. Dort ist der Strohmattenvorhang halb aufgezogen und gewährt über zwei Opferkästen hinweg einen Blick auf eine Art Altar, der mit ehernen Leuchtern und Blumenvasen einfach geschmückt ist. Mehr Interesse erregen die Außenwände des Heiligtums. Auf ihnen sind in kräftig leuchtenden Farben lebensgroße Gottheiten dargestellt, die in weißen Wolken auf blauem Hintergrunde schweben. Die im allgemeinen bizarren Formen, die in Farbe und Zeichnung viel ungewohntes Beiwerk tragen, atmen bei all ihrer kanonartigen Komposition Leben und Bewegung und naturalistisches Empfinden. Eine eigenartige Darstellung ist darunter: eine Person mit drei Köpfen. Durch die Perspektive sind vom mittleren Kopfe die beiden seitlichen Köpfe teilweise verdeckt, sowie auch von den zu den beiden Nebenköpfen gehörigen Arme nur je einer rechts und links sichtbar ist. Das vordere Armpaar hält vor sich eine Kugel, aus welcher nach oben ein niedriges Kraut herauswächst, während die beiden Arme rechts und links einen Zweig mit roten Blättern beziehungsweise einen Stab trägt, der nach aufwärts in eine dreizackähnliche Form ausgeht. Jeder der drei Köpfe hat ein drittes Auge, das Kastenabzeichen Buddhas.



Tempel-Hirsche

Ein Nationalschatz steht im Gange diesem Bilde gegenüber: zehn Holzfiguren, in Farbe und Gold reich gefaßt, von lebhafter Bewegung, aber unschönen, verzerrten Gesichtern.

Es reicht die Zeit nicht hin, all die Tempel und Tempelchen näher zu besehen. Wir suchen nur die bedeutungsvollsten herauszufinden in dem Dorfe von Tempelhäuschen.

Dort bringt, eingeschlossen in einen engen Lattenkäfig, in dem es sich kaum umdrehen kann, ein Reh sein Opferleben hin. Drüben ertönt dumpf ein Glocken-

schlag. Wir wenden uns nach dieser Richtung. An einem Hüttchen kniet vor dem Gitter, durch das die Götzenstatue hindurchschaut, ein Mann und singt seine Gebete herunter. Eben erfaßt er wieder das armdicke Glockenseil, das vor dem Gitter herabhängt und mit großen papiernen Blumenblättern umwunden ist, und schlägt neuerdings die Glocke an, sein flehentliches Gebet zu unterstützen. Ein künstlich angelegter Weiher, mit Hausteinen eingedämmt, hält wenig Wasser und viel Schmutz. Eine Menge Schildkröten, die aber fast ausnahmslos vor der Kälte Schutz im Schlamme suchen, leben als heilige Tiere im Weiher.

In einer der Tempelhütten weilt im Vorraum, allem Volke zugänglich, eine Populärgottheit, eine kleine sitzende Statue. Zu ihr pilgern die Kranken. Wer Kopfweh hat, muß den schmerzenden Kopf an den Kopf des Götzenbildes legen. Wer Rheumatismus im Arm verspürt, reibt zuerst den Arm der Statue und dann den eigenen. Verschiedenfarbige, nicht eben allzu reinliche Lappen hängen zu diesem Zwecke an der Lehne des Stuhles, auf welchem die Statue sitzt. In dem durch ein niedriges Gitter abgeschlossenen heiligen Raum schwebt von der Decke ein in durchbrochener Arbeit sauber in Bronze ausgeführter Baldachin und beschattet den Altar mit seinen roten Kerzen und zahlreichen Laternen. Im Hintergrund tritt ein heiliger Schrein aus dem stimmungsvollen Dunkel heraus.

In einem andern Tempel, zu dem ein Billett Zutritt verschafft, hängt das große Schaustück, das die Japaner bei der andächtigen Verehrung gegen ihre nationale Größe und kulturelle Leistungen lebhaft anzieht: die größte Glocke der Welt. Im hölzernen Balkenwerk des Tempels aufgehängt, schwebt die Riesenglocke mit ihren 114 Tonnen Gewicht zwei Meter über dem Boden. Ihre langgezogene Form von acht Meter Höhe bei nur fünf Meter Weite und einer Wandstärke von über einem halben Meter hat etwas Ungewohntes. Doppelt ungewohnt ist die Art und Weise, wie sie angeschlagen werden sollte. Tatsächlich hat wohl noch niemand ihren Ton vernommen, vielleicht deswegen, weil man fürchtet, sie könnte das Geschick ihrer Vorgängerin teilen und zerspringen, nachdem ohnehin schon ein Sprung gelötet werden mußte. In die Bretterwand des Tempels ist eine Öffnung geschnitten, durch die ein Baumstamm hereinragt. Dieser ist mit Ketten am Gebälke aufgehängt und könnte gegen die Glocke gestoßen werden und sie so zum Dröhnen bringen.

Der letzte Bau, dem wir noch einen Besuch abstatten, ist im Stile der Tempel aufgeführt, nur etwas mehr in die Breite gezogen. Er enthält ein Museum. Aus dem Schatten des offenstehenden Vorraumes starren wie die Augen eines verborgenen Ungeheuers zwei immense Trommeln heraus, die bereits 1200 Jahre alt sein sollen. Das Trommelfell, das gut zweieinhalb Meter im Durchmesser hat, trägt in schauerlichem Schwarz aufgetragen das Wappen Koreas, einen Kreis,



Vor dem kleinen Ost=Tor von Seoul



Arbeitshut — Samo, Mandarinhut — Trauerhut

Koreanische Hutformen

der durch eine stark gewellte Linie in zwei Farbenfelder geteilt ist. Hier auf diesen alten Beutestücken nimmt sich das koreanische Wappen aus wie zwei riesige, sich umschlingende Kaulquappen. Hölzerne Feuerflammen in lodernden Farben umgeben die Trommel und verstärken den unheimlichen Eindruck.

Das Museum birgt manche Schätze. Unter Glasverschluß sind viele kaiserliche Handschriften aufbewahrt. An der Wand hängt eine Papiertafel mit mächtigen, 30 bis 40 cm großen Buchstaben. Sie sollen von Koptaishin geschrieben sein, der das japanische Alphabet verfaßt hat. Daran schließt sich eine ansehnliche Sammlung



Sklavenhut — Kamtu, Kat (Gewöhnliche Form. Werden zusammen getragen) — Kwan (Hut der Adeligen)

Koreanische Hutformen

phantastischer Zeremonialkleider und verzerrter Masken wie sie bei den buddhistischen Umzügen getragen wurden und noch getragen werden. In einem goldverzierten Miniaturtempelchen, umstanden von sechs Figürchen — alles unter Glas — ruht eine Reliquie von Shaka, der den Buddhismus aus Indien gebracht hat, ein Knochen, der aus dem Auge Shakas hervorgewachsen sein soll. Vier überlebensgroße Holzfiguren mit gelben, roten und zwei blauen Gesichtern stehen sich am Ende des kleinen Saales je zwei einander gegenüber. Jede dieser Figuren — es sind die vier Götter des Tempels der Vierhimmelskönige, die, wahrscheinlich weil wurmstichig geworden, zur Konservierung hierher verbracht worden sind — setzt den Fuß auf den Kopf einer sich darunter krümmenden Teufelsgestalt. Vor 800 Jahren waren sie in Kamakura, der damaligen Hauptstadt unweit Tokio von dem berühmtesten Künstler Japans, Unkei, geschnitzt worden.

Draußen sinkt langsam unter dem zerfetzten Stamm eines uralten Kampherbaumes die Sonne nieder und wirft grelle Schlaglichter auf ein steinernes Götzenbild, das von seinem Felsenthron herab einen Schildkrötenteich hütet.

Wir müssen eilends das Weichbild des Tempels verlassen, um noch von einem andern auf einer Anhöhe mitten in der Stadt gelegenen Tempel aus einen flüchtigen Blick auf die weitausgedehnte Stadt zu erhaschen, ehe die Sonne vollends entschwindet. So schieben wir uns durch die engen, zu beiden Seiten mit Kaufläden besetzten Gassen, in welche der sinkende Abend manche hineingelockt hat, die tagsüber verhindert waren, ihre Einkäufe zu machen. Mit einem Male geht die ungepflasterte Straße in Granitflöze über; wir bewegen uns schon wieder auf Tempelboden. Hätten wir das Steinpflaster nicht sofort beachtet, das laute Klappern der Holzschuhe, welches das Stimmengewirr und alles andere Geräusch übertönt, hätte uns darauf aufmerksam gemacht.

Wir steigen vollends in den Hof einer kleinen Tempelanlage hinauf. Von seiner steinernen Ballustrade aus überschauen wir den Stadtteil, der nach Westen und Süden zum Hafen drängt. Gleich trüben Meereswogen wälzen sich die düsteren Häusermassen zu unseren Füßen hin. Wie die Kamine ferner Dampfer ragen dicht aneinander die rauchenden Fabrikschlote bis zum Horizont aus dem dunklen Häusermeer. Die geschwungenen grauen Ziegeldächer, auf denen unruhig das letzte Gold der Sonne blitzt, kommt der Phantasie zu Hilfe, die auf das wogende Meer hinausträumt. Das Innere der Stadt ist bis jetzt noch von Fabriken verschont geblieben; und doch kostet es den brechenden Sonnenstrahlen viele Mühe, einigen milden Glanz in die drückend ernste, graue Stimmung zu bringen.

Im Tempelhof brennen schon die Laternen. Fast wie um Blockhütten zusammenzustellen, haben sich da und dort die roten Torgerüste, wie sie sonst einzeln an den Tempelwegen stehen, aneinandergefügt, oft 30 bis 50. Da der

Durchgang durch ein jedes solches Tor dem frommen Besucher einen Ablaß verspricht, so wollen sie ihm hier entgegenkommen, indem sie ihm Gelegenheit bieten, gleich 50 auf einmal zu durchschreiten.

Eine junge Mutter mit ihrem Kinde auf dem Rücken schüttelt das Wahrsagekästchen und zieht ein Los heraus, während die jüngere Schwester ungläubig über ihr Beginnen lacht.

Ein Haus steht im Tempelhof, in welchem die neugeborenen Kinder für ein paar Augenblicke der Gottheit geopfert werden.

Beim Verlassen des Hofes beachten wir ein großes steinernes Wasserbecken, an dem wir beim Eintritt vorübergeeilt sind, um den Rundblick auf die Stadt nicht zu versäumen. Über dem Wassergrand, in den beständig Wasser aus einer Röhre zufließt, flattert eine große Anzahl Tüchlein im Abendwind in lebendigem Farbenspiel, durchzittert von den schwarzen Inschriften, die den Tüchlein aufgeprägt sind. Die Eintretenden, welche das heilige Wasser benützen, trocknen sich an diesen Tüchlein die Hände ab. Das war der berühmteste Shintu-Tempel im südlichen Japan, den wir leider allzurasch wieder verlassen mußten.

P. Nikolaus Walter, unser Mentor, bringt uns durch die dunkelnden Gassen, in denen oftmals nur das magische Zwielicht einiger Papierlampions glimmt, zum Kolleg der Maristen (Frères de Marie), zur Stella matutina. In einzig schöner Lage thront es über dem Lärm der Stadt, näher dem Himmel, um desto leichter Himmelssegen auf die im irdischen Hasten sich verlierende heidnische Groß-



Koreanischer Hutflechter

stadt herabzuziehen, genau zwischen dem Tennoji=Tempel im Süden und dem alten Schloß im Norden, von beiden etwa 3 km entfernt. Jener hebt sich mit seiner gezackten Pagode, dieses mit den schwarzen Konturen seines Parkes von der fahlen Wand des dämmernden Himmels ab. Früher gehörte auch der Hügel, auf dem das Kolleg nunmehr steht, noch zum Schloßpark. Es hat sich hineingeschoben zwischen zwei jahrtausend=alte Nationalstätten, die bis in die neueste Zeit herein von den höchsten Punkten aus die Hügelstadt beherrscht hatten. Das Kolleg verdankt sein Entstehen und seine allgemein beachtete Wirksamkeit einem japanischen Komitee, an dessen Spitze die einflußreichsten Persönlichkeiten, Minister und große Staatsmänner stehen, und ist eine bedeutungsvolle Schöpfung, die in den Händen der Maristenbrüder viel zugunsten des Christentums erreichen wird. Es wird keinen kleinen Teil beitragen an der Lösung der Frage, ob sich das religiöse Sehnen Japans ans Kreuz anlehnen wird, um daran die nationale Kraft zu verjüngen und zu erhalten.

Fünfhundert Schüler besuchen diese berühmte Handelsschule. Achtzig der=selben, und zwar die fleißigsten und talentiertesten, haben sich freiwillig in das Katechumenat gemeldet, und während die andern in der Freizeit sich im Spiel vergnügen, lauschen sie begierig den religiösen Unterweisungen der Patres. So finden die Schulbrüder, für die sich im Lehrplan keine Religionsstunde anbietet, den schwierigen Ausweg, um ihren Schülern neben den rein weltlichen Fächern, nach welchen der Japaner gierig hascht, und einer allgemein gehaltenen Ethik, auch die Lehren des Heils und das Brot der Wahrheit zu reichen. Dreißig Taufen sind der durchschnittliche Jahresertrag dieser mühevollen Kleinarbeit. Wenn man bedenkt, wie schwer und langsam die Kirche in Japan Fortschritte macht und machen kann, so muß man die hingebende Tätigkeit und die tröstlichen Erfolge der Maristen um so freudiger begrüßen, zumal da durch ihre Wirksamkeit das Christentum immer mehr in die angeseheneren, gebildeten und einflußreicheren Stände eindringt, und bei denen, die dem Christenglauben fern=bleiben, viele Vorurteile beseitigt werden. Man fühlt diesen Einfluß aus der Freundlichkeit heraus, womit die ehemaligen Schüler, auch die Heiden, ihre einstigen Lehrer grüßen.

Nur für einen ganz kurzen Rundgang durch die Schule bleibt noch Zeit; denn schon legt sich schweigend der letzte Dämmerschein auf die Bergkette, die in einer Entfernung von drei Stunden im Osten auf die schwarze Häusermasse drückt. Über den einen der beiden großen Spielplätze, die auch der



Gußeiserner Topf (Museum St. Ottilien)

stillen Nachtruhe pflegen, führen uns die Brüder in ein Häuschen, das bescheiden sich vor dem stattlichen Kolleg in eine Anlage flüchtet. Dort wohnen die Brüder; dort stärken wir uns zur Rückfahrt nach Kobe.

Durch das Dunkel stürmt unser Tram hinaus, dem Meere zu, bis ein Defekt ihn zum Rasten und uns zum Aussteigen zwingt. Gut, daß ein Ersatzwagen von der nahen Zwischenstation requiriert werden kann. Dieser bringt uns vollends ans Ziel und um halb 10 Uhr sind wir wieder im gastlichen Häuschen der Prokura in Kobe.



Japanischer Wasserschöpfer

Kapitel 2

Längs der Inlandsee

20. Februar

Wie froh bin ich doch, daß der unerbittliche Fahrtenplan mit seinen genau bestimmten Abfahrtsziffern mich dem fremden Getriebe entreißt! Das Auge, die Phantasie ist überreizt von all dem Neuen und Ungewohnten. Der Wechsel war zu stark. War es mir doch, wie ich nach sechswöchentlicher Seefahrt in Kobe, so ziemlich mitten im japanischen Inselreiche ans Land gestiegen war, ähnlich ergangen wie einem, der lange, lange im tiefgrünen Schatten des Waldes dahingeschlendert war und nun plötzlich in die Lichtung hinaustritt, in welcher sich die ganze Fülle des Sonnenlichtes zusammenpreßt. Alles ist mit einem Schlage anders geworden. Alles ist Leben. Die wohltuende Ruhe der wogenden See löst sich auf in das Wogen der Menge, in das Wogen der Farben; man vermeint, die Welt durch ein unruhiges Prisma zu betrachten.

Ja es war eine neue Welt, so bezaubernd und so unruhig, so fremdartig und interessant, daß sie nach den langen Tagen der Seereise wie ein lebendiges Märchen erscheinen mußte. Das Auge sucht all das Neue aufzunehmen. Mit fieberhafter Eile fliegt der Bleistift die Zeilen des Tagebuches entlang, längst gewohnt, auch im Gehen selbst in den belebtesten Straßen seine Aufzeichnungen zu machen. Und rasch mit ein paar kräftigen Strichen hatte sich so manche flüchtige Skizze zwischen die Zeilen gedrängt. Die steinernen Laternen, welche den Weg zu den Heiligtümern wiesen, die roten Torpfosten über den heiligen Wegen waren auch zu zierlich; die Bäumchen zu bizarr, die Trachten zu auffallend, als daß von all dem nicht der Stift gereizt würde, es der Erinnerung festzuhalten. Dazu habe ich gar keine Ahnung, daß ich auf der Rückkehr in einem mehr unfreiwilligen Aufenthalt reiche Gelegenheit bekommen sollte, die ersten Eindrücke von Japan zu vertiefen.

Jetzt habe ich in dem dahineilenden Eisenbahnzug etwas Muße, all das Gesehene zu ordnen. Doch nein; die vorübereilende Landschaft läßt auch jetzt weder das Auge noch das Notizheft zur Ruhe kommen.

Im Fluge geht es durch die Südwestspitze der Hauptinsel. Geraume Zeit fahren wir dem Meere oder vielmehr der Inlandsee entlang. Dörfchen, aus Stroh=



Daimyo-Schloß

hütten zusammengesetzt, huschen vorüber. Auf den öden Feldern führen Strohhaufen, die Überreste der letztjährigen Reisernte, einen Reigen auf. Viele von ihnen lehnen sich müde an einen Baum, den sie, schutzsuchend vor den Frühlingsstürmen, umklammern.

Das Meer zieht sich zurück, und wir biegen in eine Alpenlandschaft ein, die jetzt im Winter fast an die Abruzzen erinnert, wenn die Berge auch nicht so kahl sind. Doch manch tief eingeschnittenes Tal starrt mit den kahlen Felswänden dem vorbeieilenden Zug entgegen. Wo ein Wildbach ein paar Fuß breit Humus angeschwemmt hat, steht weltverloren eine Hütte, deren Bewohner von dem Erträgnis der mageren Scholle dürftig leben, doppelt dürftig, weil sie gut die Hälfte ihrer mühevollen Ernte als Steuer in den unergründlichen japanischen Staatssäckel werfen müssen.

Auch weite Ebenen öffnen sich, belebt von arbeitsamen Landwirten, die schon anfangen, ihre Reisfelder zu bestellen. Überall an den künstlichen Wasseranlagen stehen Schöpfräder, und Männer treten in beständigem Bergsteigen die Schaufeln des Wasserrades nieder und heben so das Wasser in die eingedämmten Reisfelder.

Bahnhof um Bahnhof gleitet am Fenster vorbei. Zierliche Zwergbäumchen, meist Pinien, haben sich wie neugierige Kinder eingefunden. Sie erwarten einige

lobende Worte auf Japans Verkrüppelungskunst, die lieber knorrige Stämmchen und ein verschrobenes Geäst und schwer darauf sich wiegende schwarze Klumpen von Tannenreisern sieht, als den frei, natürlich sich entwickelnden Baum. Die kleinen Zierstöcke im Zimmer auf dem Tisch wirken ja ganz anmutig, aber um so trauriger ist der Eindruck in Gottes freier Natur. Mich erinnern diese durch menschlichen Übermut und verkehrten Geschmack so willkürlich mißhandelten Bäumchen immer wieder an die armseligen Füßchen der chinesischen Damen.

In Okoyama leuchtet eine alte Daimyoburg aus dem grünen Park, der sich, wenn auch eng zusammengedrängt, noch aus früheren schönen Zeiten der Feudalherrschaft erhalten hat. Gleich den Pfalzgrafen Karls des Großen saßen in diesen befestigten Burgen die Gaugrafen und regierten ihre Grafschaft. Um 3 Uhr zeigt sich wieder eine solche Daimyoburg. Sie ist wohl höchlich erstaunt über alle die kulturellen und nationalen Veränderungen, die besonders in der allerneuesten Zeit um sie herum sich vollzogen.

Halb vier Uhr tritt wiederum die Inlandsee heran; schelmisch versteckt sie sich aber sofort wieder hinter einem romantischen Hügel, der mit seinen phantastisch zerrissenen Föhren schwarze Wolken in den blauen Äther zeichnet, uns aber klaffende Felswände entgegenhält. Aber schon blinzelt neckisch die See wieder hervor mit ihren blauen Augen. Viele dutzendmal wiederholt sich dieses Versteckenspielen; immer wieder wechseln die Kulissen; stets kommen neue und doch wieder verwandte Szenerien. Man wird des Schauens nicht müde. Die Häuschen schmiegen sich an den Strand der Inlandsee, deren jenseitiges Ufer bald in zartem Gelb der fernen, kahlen Felsmassen über das Wasser dahinschimmert, bald in grün bewaldeten Kolossen sich in die Nähe heranwagt. Das eine Mal liegt der Meeresarm still und friedlich vor uns, totenleer; im nächsten Augenblick wimmelt er von Dschunken mit geschwellten Segeln. Jeden Moment glaubt man sich durch eine magische Kraft an einen andern Alpensee getragen. Jetzt wähnt man die Wellen des Vierwaldstätter Sees an die gewundenen Ufer plätschern zu hören, man meint den Rigi darüber hereinragen zu sehen, das Rütli zu erspähen; jetzt schweift das Auge träumerisch von Kochel aus über die weite Fläche des Sees hinaus in das offene Land in unbegrenzte Fernen und nur die wenigen, seitlich liegenden Berge erinnern an den See zu Füßen der Alpen; plötzlich ist alles in den von den Bergen eingezwängten Walchensee verzaubert.

Doch nun lagert sich ein weites flaches Feld mit reicher Bewässerung vor uns hin; die See verschwindet, niedergedrückt von den Bergen. Man fühlt sich auf der Fahrt hinter Mailand, den Blick gegen die verschleierten Berge gewandt, welche die wohlbewässerte Ebene abschließen. Selbst die grauen Strohhütten und die mit dem kalten Grau der Schiefer bedeckten Häuser täuschen uns nach Oberitalien zurück. Auf der Stange, an der sich ein kleiner Strohhaufen aufrichtet,



Vor der Stadtmauer von Seoul



Fusan, Landungssteg

wiegt sich ein Rabe. Sind wir wirklich nahe der Heimat? Doch — schon stürzt das Meer wieder heran — da erfaßt uns mit unheimlicher Kraft, die uns um den herrlichen Ausblick beneidet, ein Tunnel; kaum hat uns dieses wieder freigelassen, so postiert sich gleich mutwilligen Gassenjungen eine Reihe grüner Bergkegel zwischen uns und der lachenden See, um uns die Aussicht zu verderben; und doch haben wir nicht einmal die photographische Kamera gespannt, die den Mutwillen reizen konnte. Draußen am offenen Meere zieht langsam ein schwarzes Kriegsschiff in die Inlandsee.

Eine Haltstation unterbricht den malenden Stift, der all diese lieblichen Bilder festhalten möchte. Singendes Schreien oder schreiendes Singen, wirres Durcheinander, gleich als wollte man uns eine Katzenmusik darbringen, zieht den Bahnsteig auf und ab. Früchte in kleinen, aus Bambus geflochtenen Körben, Holzschachteln mit gekochtem Reis, dampfende irdene Teekannen mit einem Henkel aus dünn gespaltenem Bambus und einer kleinen irdenen Teeschale ohne viel Malerei, einfach in Ockerton gehalten mit ein paar schwarz eingebrannten Schriftzeichen, werden zum Verkauf ausgeboten und ausgerufen. Einige unserer japanischen Reisegesellschafter haben sich eine Portion gekauft und gehen gleich ans Werk. Sie hocken sich mit unterschlagenen Beinen, das Gesicht gegen die Fenster, auf das eigens zu diesem Zweck breiter angelegte Sitzpolster, das in dem engen, der schmalspurigen Bahn entsprechenden schmalen Waggon, ähnlich unseren Trambahnwagen an den beiden Wagenseiten durch den ganzen Wagen läuft und hantieren tüchtig mit ihren Eßstäbchen in der kleinen „Zigarrenschachtel“ herum, gießen sich wieder etwas Tee ein, werfen die Schalen einer Mandarine auf den Boden,

der nach wenigen Minuten wie der Boden eines Obstmarktes aussieht. Aber geschäftig eilt der Boy herbei und räumt alles zusammen. Wohl ein halb dutzendmal gibt er diesem nationalen Reinlichkeitsgefühl Ausdruck, und wenn er so eifrig mit dem Besen herumwirtschaftet, versteht man die Entrüstung, mit welcher Japan sich beklagt hat, daß der deutsche Kronprinz wegen der Pest nicht nach Japan gekommen sei. Es sei Japan ja das reinlichste Land der Welt und dürfe vor allem nicht mit China auf gleiche Stufe gestellt werden. Daß es reinlicher wäre, wenn die Leute ihre Überbleibsel nicht auf den Boden werfen und die Teereste nicht einfach vor sich hingießen würden, und daß es hygienischer wäre, mit dem Kehrbesen nicht so viel Staub aufzuwirbeln, das wird den für ihre nationale Reinlichkeit begeisterten Japanern wohl erst etwas später einleuchten.



Straße in Fusan

Der Zug dampft wieder weiter. Manches Landschaftsbild, wie ich es von der Rete Adriatica (Italien) aus gesehen, mit Fischernachen und Sandbänken an den von Masten bewaldeten Flußmündungen, malt sich an das Fenster. Hinter einem Orangenhain voll goldgelber Früchte, überragt von einer alten Fächerpalme und von herabhängenden Eukalyptuszweigen verbirgt sich wohl eine italienische Villa. Nein; der grüne Schleier tut sich auseinander: es ist ein wildfremdes Haus mit lang herabfallendem, düsterem Dach in fast „französischer" Konstruktion. Unter demselben sucht eine mit schwarzen Dachplatten überdeckte Veranda Schatten; leicht schwingen die Dächer in Hörner aus; reizend blitzt das Weiß der Mauer, gemildert durch die grünen Schatten der Bäume unter dem vielen Schwarz der Dächer heraus. Das ist hier der Häusertypus. Kleine, einzelnstehende Hütten bergen sich idyllisch unter den Zauber der Pinien, während sich einem Flußlauf entlang die Steinhäuser geschäftig und habsüchtig zusammenhocken.

Schon bereitet der Frühling seinen Einzug vor: weiße und rote Blüten schaukeln im leichten Frühlingskleide auf den dünnen Ästchen. Wie die lustigen Blüten und die verkrüppelten Zierbäumchen und die dunklen Ballen der Pinien anmuten in einem Lande, wo die Übervölkerung und die Folterqual der Steuerpresse zwingt, jede handbreit Scholle auszunützen, um neben den unerhörten



Fusan, Die Japaner werfen einen Berg ins Meer

Abgaben noch den kümmerlichen Lebensunterhalt dem Boden abzutrotzen! — Majestätisch steigt jetzt aus dem Meer eine wellige Bergkette empor, zum Teil bewaldet, zum Teil in Terrassen für Feld- und Gartenbau ausgenützt. In geschützten Buchten kriechen kleine Ortschaften, deren Häuser die Abendsonne reflektieren, am Strande dahin.

5 Uhr ist es. Das Meer zieht sich hinter einen langen Höhenrücken zurück, um den abendlichen Schleier umzulegen und nach einer halben Stunde mit der untergehenden Sonne, in ein prächtiges Landschaftskleid gehüllt, zum letzten Nachtgruß sich zu zeigen. Dann umfängt uns die Nacht und geleitet uns nach Shimonoseki, wo sie uns dem Pater Prokurator der Mission und dessen liebender Sorge übergibt. Er frägt für uns wegen der Überfahrtsgelegenheit nach Korea. Der kleine Trajektdampfer nimmt noch Fahrgäste an, so erfahren wir nach halbstündiger Promenade auf dem Bahnsteig von Shimonoseki; wie wohl ein solcher Spaziergang tut nach dreizehnstündiger Eisenbahnfahrt! Mit einem Tender suchen wir unsern Dampfer auf. Zugleich mit uns sind von der andern Seite der engen Wasserstraße, von Moschi her, weitere Fahrgäste für die Überfahrt nach Fusan angekommen, so daß nun die Kabinen doch nicht reichen. Wir sind neun Missionäre. Nur fünf von uns finden Unterkommen in den Kabinen, die übrigen müssen sich im Speisesalon ihr Nachtlager zurechtrichten. Noch eine Tasse Tee und wir legen uns schlafen, während unser Dampfer uns schon durch die Wasserstraße in das offene Meer hinausschaukelt. Er gleitet so ruhig durch die Wellen, daß man kaum eine Bewegung verspürt. So schlafen und träumen wir in den kommenden Tag

hinüber, hinweg über die schauerlichen Abgründe von Tsushima, welche vor wenigen Jahren die russische Seemacht verschlungen haben, hinüber in Japans Kolonie, die so wenig von ihrem neuen Mutterlande wissen will. Morgen sollen wir landen auf einer kleinen Völkerinsel, die auf einer Halbinsel zusammengedrängt, von anderen Nationen umflutet, und oft überflutet, so viel ihrer Eigenart durch die Jahrtausende sich gewahrt hat.

Korea in Sicht

21. Februar

Mit dem Morgengrauen ist auch schon das Festland aus den Meeresfluten aufgestanden und ruft uns durch den Dunst, der über den Wassern schwebt, einen verschlafenen Willkommgruß zu. Immer bestimmter treten die Felsen heraus und während wir frühstücken, breitet schon der Hafen von Fusan seine nackten Felsenarme aus, um uns zu empfangen. Kahl und öde strecken sich diese Massen uns entgegen, weil die Bewohner von Fusan alljährlich, um Feuerungsmaterial zu erhalten, nicht allein die kleinen aufsproßenden Bäumchen abhauen, sondern überdies mit Rechen das Gras ausreißen. So ist's Sitte durch ganz Korea. Es hängt dies mit der Heizmethode der Koreaner zusammen. Diese ist eine unterirdische, ähnlich wie bei den alten Römern. Unter dem mit dünnen Steinplatten belegten Fußboden, der einen halben Meter über dem gewachsenen Boden angelegt ist, werden von der Küche aus die Feuer in einem kleinen Schürloch angemacht; in vielen Windungen zieht die Wärme und der Rauch unter dem Boden hin und entweicht in einer Hausecke etwa einen Meter über dem Boden. Es ist unmöglich, mit größeren Holzstücken oder gar mit Kohlen zu heizen, weil sonst die Steinfliesen durchbrennen oder das darüber geglättete Ölpapier und die geflochtenen Strohmatten Schaden leiden könnten. So ist der Koreaner gezwungen, immer nur mit Reisig seinen Ofen zu heizen. Daher ein Raubbau, der keinen Wald aufkommen läßt.

Jetzt zeigen sich an den kahlen Hängen hinter Fusan schon Spuren von Aufforstungen, die von den Japanern wie hier so auch anderorts im anektierten Korea mit Energie betrieben werden. Ganz praktisch werden die Föhren angesät, indem man immer mit dem Koniferen-Samenkorn das einer Akazie zusammen einsteckt. Das letztere soll, wenn es sich entwickelt, mit seinen Wurzeln der Föhre den Boden lockern.

Wir stehen vor dem offenen Tore, durch das uns die Herren des Landes nicht ohne einiges Mißtrauen in ihre Kolonie eintreten lassen. Rasch hat sich Fusan zu einem brauchbaren Hafen entwickelt, seitdem — es war kurz vor Aus-

bruch des russisch-japanischen Krieges gewesen — die Japaner in kluger Vorausberechnung der Zukunft sich dort festgesetzt hatten. Die Gelegenheit war damals zu günstig: Da Korea den Fremden einige Handelshäfen öffnen mußte, hatten sich die Russen das benachbarte, nur durch ein paar Landzungen getrennte Mosampo ausersehen. Aber wie die russischen Kaufleute kamen, die nötigen Grundstücke zu erwerben und damit die Anlage einer russischen Schiffstation vorzubereiten, hatte bereits eine japanische „Privat"gesellschaft alles aufgekauft und Japan war Herr der Situation. Was lag näher, als das Experiment ohne weiteres in Fusan zu wiederholen?

Jetzt sichert sich Japan diesen Stützpunkt auf dem Festland, von dem aus eine strategische Bahn ganz Korea durchschneidet und sich gegen die russische Grenze richtet. Mit fieberhafter Anstrengung arbeitet es an dem Ausbau von Fusan, um von hier aus noch mehr Land auf dem Kontinent zu gewinnen. Übervölkerung und Überschuldung drängen Japan voran. Nur ein Krieg kann die heranschleichende Krisis aufhalten. Korea reicht nicht aus, um den Überschuß der japanischen Bevölkerung aufzunehmen, reicht vor allem nicht aus, um die leeren Kassen zu füllen. Im Gegenteil; es hat bis jetzt nur Unsummen verschlungen, die geopfert werden mußten, das Land zu behaupten und zur Operationsbasis auf dem Festlande umzugestalten. Ein großer Teil Japans ist mit diesen Aufwendungen — für's Jahr 1912 sind etwa 100 Millionen Mark bewilligt — unzufrieden, indes von außen unaufhaltsam sozia-



Der zweite Berg, den die Japaner abtragen



Versorgung der Stadt mit Brennmaterial

listische Ideen ins Inselreich eindringen. Mit seinen strengen Gesetzen wird Japan diese Ideen nicht aufhalten können; eine Ablenkung nach außen durch einen Krieg, auf den Japan sichtlich hinarbeitet, dürfte dieser Bewegung nochmals Einhalt tun, obschon sie in dem von Steuern fast erdrückten Volke allmählich einen fruchtbaren Boden findet. Mit der Restauration des Kaisertums ist ja der Mikado seiner Göttlichkeit entkleidet worden und hat der unbedingte Autoritätsglaube zu schwinden begonnen.

Die ganze Gestaltung der Dinge wird das Geschick Koreas immer enger mit dem Japans verweben. In einer ganz anderen Weise als es China im Wandel der Jahrhunderte mit seiner Lehensherrschaft gehalten hatte, in einer andern auch als in früheren Zeiten Japan sich zeitweise mit der Halbinsel beschäftigte, strebt heute Japan darnach, das annektierte Land zu besetzen und das unterjochte Volk sich zu assimilieren, um über dasselbe hinweg und mit seiner Hilfe sich zur führenden Großmacht im Osten emporzuarbeiten. Wenn nun auch die klaffenden Wunden, welche die Annexion den Koreanern geschlagen, noch zu sehr schmerzen, als daß das Volk, besonders das in der nördlichen Hälfte des Landes, sich durch dieses Liebeswerben seiner Feinde verlocken ließe, so hat man doch das Gefühl, daß Japan über all die Schwierigkeiten hinweg, unter denen die Geldnot nicht die geringste ist, zu seinem Ziele gelangen werde.

Fusan ist wie geschaffen für die Pläne Japans. Eben arbeitet es hier an der Verbreiterung des Geländes, um die Kopfstation der so wichtigen Eisenbahn und die Hafenanlagen entsprechend umzugestalten. Der Raum zwischen den anstrebenden



Große Wäsche

Bergen und dem Meer ist völlig unzulänglich. Doch die japanische Energie wirft sich einfach auf zwei Berge, die sich an die Ufer herandrängen und dem Schienenstrang nur einen schmalen Streifen freigeben, und stürzt sie ins Meer. So gewinnt es nach zwei Seiten Terrain. Eine Riesenarbeit. Wie auf einem bloßgelegten Ameisenhaufen wimmeln die beiden Berge von Arbeitern. Unzählige Bohrmaschinen sind in Tätigkeit; die Sprengschüsse krachen; das Gestein fliegt gegen die Bretterwände, das die Passanten am Fuße der Berge schützt. Schon ist der eine zur Hälfte abgetragen und am andern eine klaffende Wand bloßgelegt, die von der Spitze bis zur halben Höhe den Berg spaltet. Ob die acht Millionen Mark, welche Japan eingesetzt hat, reichen, das Werk zu vollenden?



Sammeln von Brennmaterial

Obschon der Hafen von Fusan japanisches Gepräge aufweist, so mischen sich doch schon koreanische Gestalten unter die vorwiegend japanische Bevölkerung. Ein auffallender Kontrast! Unter den kleinen Japanern, die hier die Herren spielen, obschon, wie die japanische Regierung selbst zu ihrem Schrecken konstatiert, in den letzten Jahrzehnten ihr Körpermaß um weitere 2 cm im Durchschnitt zurückgegangen ist, sind die stattlichen Figuren der Koreaner in der Stellung als Knecht im eigenen Lande. Und wie diese einherschreiten, groß und schlank, jeder Zoll ein König. Dem Koreaner sitzt aber auch seine Strohsandale fest am Fuß und erlaubt ihm einen elastischen Gang, während dem Japaner die klappernden Holzsandalen nur an einem zwischen dem großen Zehen hindurchgezogenen Bande hängen und ihn so zu einem schleifenden, schiebenden Gang zwingen. Schon mischt sich in das trübe Grau der Männerkleider, wie es die Japaner aus ihrer Heimat herübergenommen haben, das blendende Weiß der Koreaner, die sich aus der koreanischen Vorstadt hereinverirrt haben. Es ist so sonnig dieses Weiß, selbst wenn viel Straßenstaub und Arbeitsschmutz sich daraufgelegt hat, daß es dem ganzen Lande ein eigenartiges freundliches Gepräge gibt. Das kokett aufgesetzte, aus Roßhaaren oder fein gespaltenem Bambus geflochtene schwarze Zylinderhütchen, das den Männern den zum Knoten gewundenen Haarbüschel auf dem Scheitel, eine Erinnerung an

ihre alte längst vergessene Heimat droben in der Mandschurei, schützen soll, steigert, trotzdem es anfänglich zum Lächeln reizt, die Eleganz des ganzen Auftretens.

Dazwischen spielt schon da und dort die Farbenpracht der Kinderkleidchen, und das Auge vergißt rasch den zitternden Blumenflitter auf den Kleidern der Japanerinnen und sucht die klaren, satten Farben der koreanischen Jugend.

10 Uhr 40 Minuten sitzen wir in einer Eisenbahn, deren Wagen wieder mehr europäischem Muster gleichen, um der Hauptstadt Koreas, Seoul, ent=gegenzueilen.

Lange fährt der Zug in einem Kreek entlang, das sich den Höhenwindungen anschmiegt. Zwischen Bergzügen eingebettet weitet sich ein ungeheurer ganz horizontaler Talkessel aus, der sichtlich durch künstliche Bewässerung zu einem einzigen Reisfelde ausgestaltet ist. Kleine Hütten haben sich an den Bergrand geflüchtet, nicht nur um den kostbaren Boden für Reiskultur frei zu erhalten, sondern auch wegen der Bewässerung. Weiße Ge=stalten wimmeln auf der Ebene. Langsam steigen wir am Fluß hinauf, der in diese Ebene einmündet, und folgen all seinen Krümmungen, in denen er sich durch die Berge zwängt. Hütten, die in ihrem grauen Winter=kleide kaum von dem der Berge zu unterscheiden sind, arbeiten sich an Berghängen hinan. Aber wo immer guter Humus liegt, da sind auch die Halden in Terrassen umgewandelt und verraten, wie kostbar jede Acker=scholle hier in dieser stei=nigen Halbinsel ist. Einzelne Dschunken treiben talwärts. Fischerbarken sonnen sich im gelben Ufersand. Die Fischer sitzen am Strand; sie haben uns den Rücken



Reisig=Verkäufer

zugekehrt und schmauchen ihre langen Pfeifchen mit dem kleinen Metallkopf; sie achten nicht auf den Zug. Träumend schauen sie in das vorübereilende Blau des murmelnden Wässerleins; Kukyong=hata nennen sie es: Spazierengehen und Anschauen; und das tut der Koreaner gern. — Einödhöfe verbergen sich in engen Tälern, über welche die kahlen Felswände hereinragen. Ein kleines Äcker=lein ist von den Sturzbächen der Regen=zeit zusammenge=schwemmt worden und schafft den ge=nügsamen Bewoh=nern den Le=bensunterhalt. Wie geizig jede Hand=breit Acker=krume ausge=nützt werden muß, beweist schon der Umstand, daß nur ein Drei=zehntel von Korea angebaut ist und kaum viel weiter unter rentable Kultur genommen werden kann. Freilich nehmen gar manch guten Boden auch die vielen Gräber weg, die viele Generationen hindurch erhalten werden. Mitten in den Grundstücken angelegt, meist an den Berghängen, sind sie Familienheiligtum und Ahnen=geschichte. Die späteren Generationen sammeln sich im Tode zu ihren Vorfahren an diesen Plätzen und selbst wenn die Familien stundenweit fortgezogen sind: der Tote wird an diese Ruhestätte verbracht. — Taiku, eine Stadt mit 20000 Einwohnern und 1500 Christen, der spätere Bischofssitz für den Süden, grüßt mit seinen beiden Kirchtürmen; wir dürfen nicht rasten, sondern müssen vorwärts, wenn wir bis Abend in Seoul anlangen wollen.



Ein koreanischer Alter



Ein altes Mütterlein

Eine arme Gebirgsgegend nimmt uns auf. In den Tälchen und Mulden verstecken sich kleine Dörfchen überall da, wo der niederstürzende Regen genügend Granit zu Humus zermahlen hat, so daß sich kleine, mit niederen Erdwällen umgrenzte, leicht zu bewässernde Reisfelder bilden konnten. Jedes Gehöfte ist mit einem dürren Zaun von Reisig eingeheckt. In den Reisfeldern steht eine seichte Wasserpfütze. Über sie starren die Stoppeln vom Vorjahr heraus. Eine dünne Eisschicht drückt sich scheu vor der Sonne in die Ecke. Von den spärlich mit kaum meterhohem Koniferengestrüpp bestandenen Berghängen steigt eine Prozession von weiß gekleideten Männern hernieder, die mit Reisig beladene Kraxe auf dem Rücken. Hohe Bergkämme ragen über die näheren Hügel in eigentümlichem Kontrast hinweg. Auf der Schattenseite leuchten hellblaue Schneeflächen hernieder; auf den Lichtseiten hat die Sonne den Schnee weggeleckt und sucht das Grau der Felsen durch künstliche Lichter aufzuhellen.

Ganze Berghänge sind mit den niedrigen Erdkuppen der Gräber bedeckt, welche mit einer kleinen Concha in die Bergwand hineinschneiden. Reichere haben ein Paar Granitsäulen auf das schmale Plateau gepflanzt, das durch das Hineinarbeiten in die Bergwand um den Grabhügel entstanden ist. Zwischen diesen zwei Granitpfählen ruht ein steinerner Opferaltar.


Koreaner-Knabe

Wieder ist es Nacht geworden. Endlich gegen 8 Uhr fährt der Zug in Koreas Hauptstadt ein. Ein herzliches Wiedersehen. P. Cassian ist uns eine Station weit in die Vorstadt entgegengekommen. Am Bahnhof wartet eine ganze Kavalkade von Rikschas. Sie nimmt ihren Weg quer durch die Stadt. Durch ein mächtiges Tor ziehen wir ein. Wir brauchen 40 Minuten, bis unsere Kulis in scharfem Trott auf der Höhe des Zoologischen Gartens und Museums angelangt sind. Von hier würde man bei Tag zum erstenmal St. Benedict's Monastery sehen; gerade aus, etwas rechter Hand soll es liegen. Das Auge wendet sich forschend nach dieser Richtung. Nicht die leuchtenden Fenster des Klosters winken herunter vom Hügel: ein ganzer Sternenhimmel



Unser Kloster

in allen Farben flammt am finstern Hintergrund des Hügels auf der Höhe empor. Wie doch diese Koreaner gleich den übrigen Ostasiaten mit Papierlampions illuminieren können! Wie wenn durch buntes Feuerwerk ein prächtiger Blumengarten in die Luft gezaubert wäre, so malen diese sanft aus der Ferne schillernden Lampions glühende Blumenbeete in die dunkle Nacht die ansteigende Höhe hinan. Dort droben liegt das Kloster. Und über all den wunderlieblichen Rabatten wirft in strahlendem Farbenglanz ein flammendes Kreuz seinen warmen Lichtschein über die ganze Stadt hin. Am Fuß des Hügels verlassen wir die Rikschas und durch die Menge hindurch, die schaulustig und ehrfurchtsvoll erwartend sich eingefunden hat, geht die Prozession den Berg hinauf. Jetzt bekommen die Blümlein, die aus der Ferne wie im Winde durcheinander gewogt, neues Leben. Die kleinen roten Lichtlein haben sich zu meterhohen Kreuzen entwickelt. Christen tragen dieselben und eine Kreuzesprozession, eine niegesehene wundersame Lichterprozession bewegt sich zum Kloster hinauf. Ein sinniges Zeichen, diese durch die Nacht des Heidentums wandelnden, hell leuchtenden Kreuze, ebenso sinnig, wie das zerbrochene Kreuzchen, das P. Prior von Paek Dong — dies ist der koreanische Name des Hügels, auf dem das Kloster thront — mir darreicht. Es ist das Kreuzchen, das einem koreanischen Martyrer Glaubensmut und Opferliebe auf seinem Todesgang verliehen hatte. So prägt gleich der erste Tag sich der Erinnerung ein in der weihevollen Stimmung, die ein Martyrerland durchweht.

Kapitel 3

Der erste Tag in der Hauptstadt

22. Februar

Die rote Wintersonne stiehlt sich über die Stadtmauer, die zum Greifen nahe nach Osten hin den Klostergarten abgrenzt und grüßt über mein Häuschen hinweg, in dem ich die erste koreanische Nacht durchschlafen habe, hinüber auf die zackigen Grate der Berge, die in einem trotzigen Halbkreis zusammengeschlossen die Hauptstadt zu ihren Füßen zu schirmen suchen. Dort im Westen erhebt sich der Pukhan in die Wolken; schwindelnd klettert die Stadtmauer daran empor und folgt dann dem Bergkamm, der sich nach Norden hinzieht und von da dem Süden der Stadt zustrebt. Kleine Gruppen von Föhrenwäldchen stürzen die kahlen Höhen herab den steinigen Feldern entgegen, die sich mühsam von der Sohle hinanarbeiten. Im Morgenrot glühende Büsche, an denen das gefrorene Laub zittert, teilt diese Felder auf. Dazwischen ruhen schwarze Hütten wie im Winter=schlaf versunken. Gegen Südwesten liegt am Fuße unseres Hügels unser Lehrer=seminar und unsere Handwerkerschule. Darüber hinweg zieht ein leichter Winter=nebel seine weiße Decke über das graue Häusermeer, dessen niedrige Parterre=Wohnungen 200000 Koreaner, 40000 Japaner und 2000 Chinesen beherbergen. Die wenig über 100 Europäer verschwinden unter dem asiatischen Typus, so sehr auch ihre Häuser über die Großstadthütten hinausragen. In der Ferne, fast am entgegengesetzten Ende der Stadt, erhebt sich die katholische Kathedrale aus dem Nebel, in die düsteren Niederungen des Heidentums Licht und Wärme zu bringen. Gegen Süden zu versperrt mir zunächst der große Klosterbau, der vom Hügel von Paek Dong aus in seiner einzig schönen Lage die Stadt überschaut, die Fernsicht. Sie geht hin über den romantischen Klostergarten, der etwa 14 Hektar groß für den Unterhalt nicht bloß der Klostergemeinde, sondern auch all der munteren Burschen sorgt, die das Lehrerseminar und die Handwerkerschule bevölkern. Tief einschneidende Tälchen mit lauschigen Teichen und lustigen Kaskaden teilen den Nutzgarten auf; schattige Föhrengruppen und groteske Felspartien vollenden das wundersame Bild. Drüber herein hängt ein spärlich bewaldeter Hügelzug. Durch die Bäume hindurch drängen sich finster die mächtigen Quadern der Stadt=mauer und führen den Blick zurück zum kleinen Ost=Tor, dessen schwarz ge=schwungene Giebellinien in den lichten Morgenhimmel hineinschneiden.



Ausschnitt aus dem Stadtbild von Seoul. (Im Hintergrund Kathedrale)

Die späten Vormittagsstunden benützen wir zu einer Fahrt in die Stadt, dem Bischof und dem deutschen Generalkonsul unseren Besuch zu machen. Wir besteigen eine Rikscha, die sich in Seoul rasch eingebürgert hat.

Wie froh können wir sein, daß wir den weiten Weg durch die Stadt zu der fast drei viertel Stunden entfernten Kathedrale nicht zu Fuß machen müssen; denn die Sonne übt im ausgehenden Winter bei den niederen Breiten — Seoul liegt etwa unter dem Breitegrad von Sizilien — tagsüber eine schalkhafte Wirksamkeit aus auf den während der Nacht hart gefrorenen Straßenkot. Hat auch Korea im Winter ein ganz seltsam rauhes, trockenkaltes Kontinentalklima, das die nächtliche Kälte nicht selten unter unsere Temperatur in Deutschland herabdrückt, so macht sich die südliche Lage untertags fühlbar und bewirkt später einen regelrechten Tropensommer, der mit einer unangenehm schwülen Regenzeit zusammenfällt. Uns fallen diese schroffen klimatischen Gegensätze auf, weil sie in unserer Heimat Sommer wie Winter durch den Golfstrom zu einem guten Teil ausgeglichen werden.

So sind also die meisten Straßen für Fußgänger nicht gerade verlockend und wer geschickt dem Schmutz auszuweichen sucht, der tappt wohl unversehens in einen Kehrichthaufen, der am Morgen aus dem Hause nebenan einfach auf die Straße gesetzt worden ist. So ist's alter Brauch: aller Unrat, alle Abfälle wandern

kurzweg auf die Straße. Verschiedene Reisende haben daraus den Vorwurf der Unreinlichkeit konstruiert. Mit mehr Recht finde ich darin einen starken Reinlichkeitssinn der Koreaner zum Ausdruck gebracht, wenngleich er etwas eigen anmutet. Er duldet keinen Schmutz innerhalb der Behausung, vor allem nicht auf den mit Ölpapier und Strohmatten belegten Zimmerböden. Diese dürfen nur in den weißen, baumwollenen Socken betreten werden; die Schuhe, die für die Straße gehören und die für den Schmutz eigens mit hohen Kothurnen versehen sind, müssen draußen abgelegt werden. Peinlichste Sorgfalt der Hausfrau hütet die Matten über dem Bodenbelag; und sollte zufällig ein Fünkchen aus der nie erlöschenden Tabakspfeife hinabfallen, so huschen rasch die Kinder herzu und löschen es mit den Händen aus. Ein einziges Löchlein würde die Matte wertlos machen.

Daß die Sänfte, einst das gebräuchlichste Verkehrsmittel in Korea, fast gänzlich außer Kurs gesetzt ist, begrüßen wir aus dem rein praktischen Grunde, weil für den Neuling das Hocken auf den unterschlagenen Beinen in dem engen Schaukelkasten zu einer wahren Tortur wird.


Auf dem Walle der Stadtmauer

Wir vertrauen uns also unsern Rikscha-Kulis an und beschauen uns von unserm Hochsitz auf dem Zweirad aus die Stadt, die in langen Zeilen an uns vorübereilt. Fast können wir über die Hausdächer hinwegsehen, so niedrig sind sie; ja, da wir in eine der breiten Hauptstraßen einbiegen, auf denen eine neue Welt hin- und herwogt, scheinen sich die Hütten zu beiden Seiten vollends verkriechen zu wollen.

Schon stoßen wir auf vereinzelte Sehenswürdigkeiten. Was mich am meisten



Wegweiser zu einer Bonzerei
(Aquarell)

interessiert, ist die große Glocke, die bereits am Morgen in dumpfem Tone zu uns hinaufgeklungen. Dort steht sie an der Straßenecke. Durch das schützende Lattengestell sehen wir ihre langgezogene Form, die sie aus China ererbt hat. Nur wenige Schuh hängt sie über dem Boden im hölzernen Gerüste und wird wie die Glocken drüben in Japan von außen angeschlagen. Indes, das Interessanteste an dieser Glocke gehört bereits der Vergangenheit an.

Es war eine amüsante aber auch das Volksempfinden trefflich wiedergebende Sitte im alten Seoul: wenn am Abend die große Glocke ertönte, dann verkündete sie den Männern und Burschen strengen Hausarrest. Sie mußten sich schleunigst in die Wohnungen zurückziehen und die Straßen für die Frauen und Mädchen räumen. Diese aber konnten sich nunmehr ungestört und unbelästigt erholen.

Die japanische Invasion hat mit dieser alten Tradition aufgeräumt. Ein Teil der strengen Sitte, die eine große Rücksichtnahme gegen die Frauen zum Ausdruck bringt, hat sich trotz des Einflusses der leichten japanischen Sitten immer noch erhalten. Nie wird ein Koreaner, der sein Land in Ehren hält, es wagen, eine Frau oder gar ein erwachsenes Mädchen auf der Straße anzusprechen. Nicht einmal eine Auskunft über den rechten Weg wird er zu erbitten wagen. Weiß er doch auch zu gut, daß er wohl keine andere Antwort erhält als die, ob er denn die Sitten Koreas nicht kenne. Und diese verbieten den Frauen das Reden auf der Straße. Zum äußeren Zeichen hierfür ziehen die Frauen den Saum ihres Mantels, der ihnen als Kopfbedeckung dient und wie ein wallender Schleier über die weiße Kleidung herabfällt, durch den Mund und halten ihn mit den Zähnen fest. Und wie dieser Mantel kleidet; wie seine prächtige Farbenmischung in dem überwiegenden Weiß der Männerkleidungen spielt! In sanfter, freudiger grüner Seide ist er ausgeführt, rote Bänder, die ihn zusammenhalten, stehlen sich so spärlich durch den Faltenwurf, daß die Komplementärfarben in einer bezaubernden Harmonie zusammenklingen. Der Mantel ist so über den Kopf ge-



Koreanische Jugend



Typische Landschaft in der Umgebung der Hauptstadt

worfen, daß sich sein Kragen um die Stirne legt und mit seinem tiefen Purpurrot oder einem freundlichen Blau die Feierlichkeit der Kleidung erhöht. Die Ärmel fallen frei herab, und die weißen Ärmelumschläge werfen noch ein paar freudige Schlaglichter auf die ganze Erscheinung. Die in den zierlichsten Farben und Mustern, meist weiß und blau, weiß und grün, weiß und rot gehaltenen Schuhe vollenden das Bild. Alles in reinen, klaren Farben mit dem feinsten Farbengefühl abgewogen und zusammengestimmt.

Nun sind wir der Kathedrale nahe. Das Stadtbild hat sich verändert. Die koreanischen Häuser sind verschwunden. Japanische Bretterbuden, aus Japan importiert, mit großen Zigarrenkisten vergleichbar, stellen sich an den Straßen auf. Nach außen präsentieren sie sich ja etwas vornehmer als die koreanischen Häuschen; aber wehe, wenn wieder einmal eine Feuersbrunst dazwischenfährt; in wenigen Minuten müssen ihr ganze Stadtviertel zum Opfer fallen.

Hier drängen sich die Geschäftshäuser zusammen. Die Japaner haben es verstanden, mit ihrem Erscheinen den Handel an sich zu reißen; dem Koreaner fehlt der Unternehmungsgeist. Immer mehr läßt sich der Koreaner von diesem Stadtteil zurückdrängen, und stetig rücken die Japaner die Grenzen ihres geschlossenen Viertels hinaus. Ein koreanisches Anwesen um das andere verschwindet; der Besitzer gibt es um billiges Geld an den Japaner ab, damit er nur mit ihm



Vor der Hauptstadt

nichts mehr zu schaffen hat und zieht fort. So wird in wenigen Jahren die nähere und entferntere Umgebung um die Kathedrale vollständig japanisch sein. Draußen bei uns um Paek Dong, fern vom Verkehr und dem Einfluß des Handels entrückt, ist innerhalb der Stadtmauer noch viel Land frei. Vielleicht hat unser Kloster dortselbst die Aufgabe, den Koreanern einen Sammelpunkt zu zeigen, damit sie nicht gänzlich aus ihrer Hauptstadt vertrieben werden.

Vor der Stadt

Nachmittags wagen wir uns zu einem kleinen Spaziergang vor die Mauern der Stadt, die nur mehr durch einzelne Hüttengruppen markiert ist. Hinter ihnen zieht sich, dem Gelände folgend, mannshoch die alte Granitmauer mit ihren schwarzen Schießscharten hin. Ein eingestürztes Stück ist wieder ausgebessert und schimmert bläulich durch das feurige Braun eines verwelkten Buchengebüsches.

Einige Schritte weiter reißt die Mauer ab; sie senkt sich nieder in die Mulde, durch welche die Straße hinausführt. Dort überwölbt der massige Quadratbau des kleinen Ost=Tores die Straße; drauf sitzt ein viereckiges Holzhäuschen mit einer Veranda, ringsum bedeckt mit sanft geschwungenem Dach. Darüber erscheint hinter einem Hügel wieder die Mauer; weiter nach Norden taucht sie neuerdings

über einem Pinienwald auf. Soweit sind wir orientiert; wir werden also wieder heimfinden.

Kaum haben wir das Tor passiert, so hat sich im Augenblick die ganze Situation geändert. Die kleine Mauer, die auf den ansteigenden Erdwall aufgeklebt schien, ist zu Felskolossen ausgewachsen, die sich mit Wucht gegen die im Rücken drückenden Erdmassen stemmen. Da konnten die alten Soldaten mit ihren Pfeilen und Speeren wohl nicht leicht ankommen.

Wir sind immerhin noch hoch oben. Die Straße fällt rasch ab in eine langgezogene Ebene, die sich ferne in den Bergen verliert. Wir bleiben auf der Höhe im Schatten der Mauer. Kleine Bosketts, sanfte Mulden, vereinzelte Gräber geben Abwechslung. Bei einer Biegung der Mauer, welche unser Weg mitmacht, öffnet sich ein Blick in ein Felstal. Schwindelnd klettert unsere Mauer über den Kamm der Berge bis zu den steilen Gipfeln hinan. Sie nimmt sich dort oben aus wie eine Riesenschlange, die sich mühsam fortwindet. Unten in der Talsohle, wo geschwätzig ein Bächlein von Fels zu Fels springt, sitzen erwartungsvoll wie in graue Mäntel gehüllt Strohdachhütten, als hofften sie auf das Grün des Frühlings, das wieder Leben in dieses erstorbene Bergtal bringt. Schon scheinen die ersten Boten des Frühlings, lichte Blümlein, die schlafende Natur aufzuwecken und in den lachenden Farben des ersten Lenzes das erdfahle Gras der Gefilde zur heiteren Frühlingslust, zur sonnigen Frühlingsstimmung aufzufordern. Doch nein, es sind die reizenden Kinderkleidchen anmutig wie Frühlingsblümlein: neben dem zarten Weiß der Anemone das bescheidene Veilchen; das rote Röckchen und die blaue Jacke dieses Knaben stimmen zusammen wie die Farben der Pulmonaria, in der sich auch die roten Blüten unter die blauen mischen. Dort ein Kind im Kleid des Schlüsselblümchens, das sich in weichem Gelb auf den grünen Blättern wiegt. Dann wieder gelblich grün und sanft rot und hier violett und grün und rot zusammen. Dort ein langes grünes Kleid schon zum Saftgrün entwickelt; Orangegelb und Zinnober mit weißem Gürtelband, darüber hängt der schwarze Zopf herab: ein Farbenschmelz, wie ihn nur die Jugendkraft und Jugendlust des Frühlings hervorzuzaubern imstande ist. An manchen dieser Kleider hängt freilich auch Erdenstaub und Schmutz, wie an einem Frühlingsblümchen, das ein Platzregen mit feuchter Erde beworfen hat. Sie bleiben einzig schön in ihrer Farbenpracht, diese koreanischen Kinderkleider, selbst wenn sie ein deutscher Zeitungsreporter vor ein paar Wochen als Farbenklexe in der Natur zu bezeichnen beliebte.

Bald sind wir vollends drunten im entlegenen Tal. Die Menschen, die hier wohnen, müssen gut sein; atmet doch die ganze Natur ihnen einsamen Frieden zu. Die Kinder in ihren reizenden Farben sammeln sich in Gruppen bei den einzelnstehenden Gehöften. Vor einem Hause stehen zwei buddhistische Bettelmönche in ihren glatten braunen Leinwandkutten, mit kleinem, kegelförmigem Hut auf



Partie aus dem Kaiserpalast

dem Haupte. Sie schlagen den Tamtam, die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken, während die bunten Muster der Kinderschar einen freudigen Kontrast zur ernsten Farbe dieser Bonzenerscheinung bilden. Wohltuender noch wirkt der liebliche Kontrast zwischen den reinen, frohen Kinderherzen und den pflicht=vergessenen Bonzen, die sich meist über die übernommenen Pflichten, besonders der Ehelosigkeit, hinwegsetzen.

Am Wässerlein, das so klar und eilig über Stock und Stein hüpft, knien immer wieder Gruppen von Frauen und Mädchen und schlagen mit ihren arm=langen Stöcken die Wäsche, um sie zu reinigen. Das Waschen gehört mit zu den Hauptaufgaben der Frauen, neben der Besorgung der Küche. Besonders jetzt in der Winterszeit ist das Herrichten einer feinen, sauberen Wäsche bei dem vielen Weiß, in das die erwachsenen Koreaner, Männer wie Frauen, gekleidet sind, keine kleine Arbeit. Dazu sind die meisten Winterkleider bis zu den Leinwandsocken doppelt und mit Baumwolle ausgefüttert und müssen zum Waschen jedesmal aufgetrennt werden. So darf es nicht wundern, daß das Bächlein überall umlagert ist, wo immer ein querliegender Stein das Wasser etwas angestaut hat.

Die Hütten sind wieder hinter uns, nur blaue Rauchwölkchen, die sich in die reine Luft kräuseln, verraten noch ihre Lage. Das Tal hat sich schon verbreitert. Lange streifen wir auf Fußpfaden durch das totenstille Gebüsch, das in Hecken oder etwas dichteren Beständen die Reisfelder einsäumt; dann schlängeln wir uns auf den Dämmen, welche die Felder teilen und Schutz gegen Hochwasser und die Möglichkeit künstlicher Bewässerung gewähren, durch die Felder. In weitem Bogen kommen wir zur Straße zurück, die wir am Ost=Tor verlassen haben. Bald sind wir aber wieder auf Fußpfaden, welche die lichten gelben Höhen hinanklimmen.

Was mögen die Leutchen denken, die uns hier oben auf dem Bergkamm forschend stehen sehen? Der Koreaner liebt auch die Natur und schaut mit weit=geöffneten Augen oder träumt mit halbgeschlossenen in ihre Pracht hinein. Allein von dem Fremdling vermutet er, daß er nach Schätzen suche, welche die Berge hüten. Der Europäer sehe es dem Berge an, so meint er, was für Edelmetalle er enthalte. Man hat ja vielfach nach diesen Erdschätzen geforscht. Aber mit den koreanischen Bodenschätzen ist es nicht so weit her. Die amerikanischen Minen allein reussieren. Eigentümliche Verwerfungen trügen über alle Schlüsse hinweg, die man aus den Schürfungen und an den Lagerungen macht. Meist sind die Goldfunde nur in Nestern, und wenn man das eine angeschnitten und ein anderes in korrespondierender Lage entdeckt hat, so ist man meistens recht unangenehm enttäuscht, wenn beim Anlegen von Stollen die vermutete Verbindung urplötzlich abbricht und nur der kalte wertlose Stein hämisch die Goldgier anlacht.

Männer ziehen zur Stadt: die unentbehrliche Pfeife in dem Munde oder durch eine Ärmelfalte des rechten Armes gezogen und von ihr gehalten, so daß der lange



An der Stadtmauer von Seoul

Stiel ohne Benützung der Hand zum Munde geführt werden kann. Aus dem kleinen, halbkugelförmigen Metallköpfchen, so groß wie ein Fingerhut, wirbelt in blauen Kräuseln der aromatische Tabakrauch. Es ist selbstgepflanztes Kraut, das an den hochliegenden Berghängen mancher Gegenden in guter Qualität wächst. Ein Christ ist unter den Männern. Er hat uns erblickt und — in weitem Bogen seine Pfeife in den Acker geschleudert. Die strenge koreanische Sitte duldet nicht, daß ein Untergebener vor einem Vorgesetzten, der Sohn in Gegenwart des Vaters seine Pfeife sehen läßt oder gar zu rauchen wagt. Auch die Frauen dürfen nie in der Öffentlichkeit oder im Beisein ihrer Männer rauchen. Aber allein und unter sich in den Frauengemächern lieben auch sie als echte Kinder Koreas ihr Pfeifchen. Dies bekennen sie selbst, wenn der sechzigste Geburtstag ihnen für das kommende Alter die Dispense von dem lästigen Gesetz bringt, das den Raucherinnen die Pfeife in der Öffentlichkeit verbietet. So ziehen die ehrwürdigen Matronen nicht selten ihr Pfeifchen schmauchend des Weges oder drücken sich in eine Tram⸗wagenecke und schauen vergnügt den Wölkchen zu, die sie ihrer Pfeife entlocken.

Es war das Pfeifchen nicht die einzige Freude, welche der sechzigste Geburtstag brachte. Dieser Festtag versammelt um den Vater oder die Mutter all die Kinder und Kindeskinder, alle Verwandten und Bekannten; alle kommen, ihre Glück⸗wünsche darzubringen. Manches freilich, worin früher das nationale Empfinden

Ausdruck fand, mußte wegfallen, seit andere Herren und andere Gesetze ins Land gezogen sind. Einst wurde mit dem feierlichsten Zeremoniell der sechzigste Geburtstag des Königs und der Königin begangen, und die Festesfreude zog wie stürmischer Wogengang bis an die äußersten Grenzen des Landes. Diese Zeiten kehren wohl nimmer wieder, und auch jenes ungeschriebene Gesetz wird kaum in die neue Ordnung Aufnahme finden, wonach ein ungeratener Sohn, der sich eben im Gefängnis befand, zur Teilnahme am sechzigsten Geburtstage ins Elternhaus beurlaubt wurde, um sich nach den Festtagen getreulich wieder zu stellen.

Der Christ hat uns gegrüßt und holt nun, wie wir uns trennen, seine Tabakspfeife aus der Ackerfurche zurück. Wir wollen hoffen, daß sie ihm nicht inzwischen ausgelöscht ist; denn dies könnte eine folgenschwere Störung nach sich ziehen. Ist doch der Koreaner so sehr mit seiner Pfeife vertraut, daß er sie sogar zur Bestimmung der Entfernungen heranzieht. Ein Li mißt etwa $2^1/_2$ km: ebensolange, das heißt eine halbe Stunde brennt die Pfeife. Dann wird sofort eine neue gestopft. So kommt es, daß der Fremde, der nach der Entfernung der Stadt sich erkundigt, die Auskunft erhalten kann: Es ist noch sechs Pfeifen weit, statt es ist noch drei Stunden bis zur Stadt.

Ein Wäldchen läßt uns ein in seine fein abgestimmten Hallen; da hält uns ein interessanter Wegweiser an. Wo von unserm Weg ein Seitenpfad abzweigt, stehen zwei hochragende Holzpfosten, blutrot gestrichen und am oberen Ende zu langgezogenen, verzierten Köpfen ausgeschnitzt. Durch zwei



Ein Sommerhäuschen

solcher Pfosten müssen wir hindurch, zwei andere stehen nebenan, um den Wanderer einzuladen, dem Bonzenkloster, das wenige Schritte weiter in den Büschen sich versteckt, einen Besuch abzustatten. Wie dieses feurige Rot in dem tiefen Grün der Pinien leuchtet, in dem rauschenden Laub der welken Büsche brennt! Sind es bloße Wegweiser, die den einsamen Wanderer auf das Bonzenkloster aufmerksam machen wollen? Wohl kaum. Die in tiefem Kerbschnitt in den Stamm eingegrabenen Inschriften weisen darauf hin, daß diese phantastischen Holzpfosten mit dem Geisterkult des Volkes in Verbindung stehen; sie sollen die bösen Geister fernhalten. Indes ich mit ein paar Pinselstrichen das Bild festzuhalten suche, hat uns schon einer der Bonzen bemerkt; er kommt heran und geduldet sich, bis ich mit meinem Versuch fertig bin; dann geleitet er uns freundlich in sein Heim. Wie sie doch immer die schönsten, anmutigsten Plätzchen an lauschigen Bächlein zwischen friedlichen Felsen unter dem duftenden Waldesgrün ausgefunden haben, diese Mönche! Wir folgen unserem Führer den Fußweg, der sacht bergansteigt, und stehen bald vor einem quergelagerten Bau, dessen Hufeisenanlage den Grundriß eines koreanischen Hauses beibehält, nur in größerer Dimension ausgeführt erscheint. Steinstufen führen hinan. Der die zwei Flügel verbindende Zwischentrakt mit freier Veranda ist das Refektorium. Dort steht gegenüber der Tür in einem Glasschrein eine Buddhastatue unter Assistenz von zwei kleineren Figürchen. Der Glasschrein ist mit Papierblumen umrahmt. An der Schmalseite des langgestreckten Refektoriums ist die Küche. In primitiven Steinherden schweben riesige Kessel. Die Wand hinter denselben ist mit schwarzen Inschriften auf weißgestrichenem Grunde verziert. Durch die Küche gelangen wir in den inneren Hofraum. Die Küche selbst setzt sich durch eine koreanische Türe mit einer Visitur versehen in Wohnungen fort. Die Visitur ist eine kleine rechteckige Glasöffnung in dem Papier, welches über die Holzstäbe der Türe gespannt ist. In dem etwas schmäleren Verandagang, welcher auf der Innenseite des Hauses die beiden Seitenflügel verbindet, hängt in der Ecke kaum handbreit über dem Boden die langgezogene, etwa 1,2 Meter hohe Bronzeglocke. Neben ihr kauert ein Bonze am Boden.

Den großen Hofraum schließt gegen den ansteigenden Bergeshang der freistehende Tempel ab. An dem nach außen herausragenden, mit Holz-Schnörkeln und Malerei verzierten Balkenwerk pendeln kleine Glöckchen; blecherne Fischlein hängen an den Klöppeln, welche vom Winde erfaßt die Glöckchen in melodischem Klingeln zum Anschlag bringen. Stufen tragen zum Tempel empor. Ein kleiner Buddha sitzt in seinem Thronsessel auf dem Altar, links davon eine bedeutend größere Statue mit unzähligen Händen, rechts eine andere mit einer Art Krone geschmückt. Alles ist in vergoldetem Holz ausgeführt. Über dem Altar schwebt ein Baldachin reich in Rot und Gold und wenig Grün. Im Hufeisen ziehen sich



Eingang in die Bonzerei

den Wänden entlang kistenartige braune Sitze; darüber füllen Gemälde die Wände aus. Teils sind es große Wandgemälde in lebhafter Komposition, teils sind die weiten Rahmen in neun oder mehrere kleine Felder abgeteilt, in welchen niedliche Bilder Platz finden. Auch die Holzdecke und das Sparrenwerk ist reich in satten Farben gefaßt. Rot und Blau ist vorherrschend durch feines Weiß geschieden. Von den zwei Querbalken schweben zwei farbige Papierbüschel lang und dick hernieder.

Auch außen sind die Holzwände des Tempels durch figürliche Darstellungen in verblaßten Farben behandelt und durch kräftig rote Säulen in Felder getrennt.

Etwas seitwärts, wo sich der Hof ausweitet, grenzt ein zweiter kleinerer Tempel den Hof ab. Wieder ist's Buddha, der hier auf dem Altare thront, diesmal in einer größeren Gestalt, aber in der gleichen stereotypen, auf den Beinen sitzenden Haltung. So ruht er auf seiner Lotosblume; alles ist in blinkendem Gold gehalten. Die feierliche Ruhe, der ernstmilde Gesichtsausdruck hat etwas Bestechendes. Er ist in tiefer Beschauung versunken und doch hat er die eine Hand als Lehrmeister zu nachdrucksvoller Ermahnung erhoben, wobei der Daumen sich etwas geziert an den Zeigefinger legt. Auf der Stirne leuchtet wie ein feuriges Auge das gläserne Kastenzeichen.

Rechts und links von ihm sitzen auf Stühlen kleine Bonzen-Figuren, augenscheinlich Gebet und Betrachtung darstellend, aus den gefalteten Händen und dem Buch zu schließen. Auf dem Bankschrank, der sich auch in diesem Tempel in Hufeisenform die drei Seiten entlang an den Altar anschließt, sind Bonzen-Figuren aufgestellt, die in Chorstühlen sitzen und Betrachtung, Belehrung, Gebet usw. symbolisieren. Diese Figuren sind von einem durchlaufenden Holzbaldachin gekrönt, der oben an der Decke hängt.

So einsam und friedlich und weihevoll die Bonzerei in der Waldesruh, weitab von der Welt und dem Weltgetriebe ruht und zum Gottsuchen einladet und die Weltflucht gleichsam aufzwingt, so wollen doch diese friedsamen Empfindungen sich nicht einstellen; steht doch das Leben dieser buddhistischen Mönche zu oft in scharfem Gegensatz zu diesen schönen Ideen, welche durch einen nicht eben sittenreinen Wandel der Bonzen geradezu verhöhnt werden. So kann es nicht wundernehmen, daß sie in Korea verachtet sind. Aus dem Burgfrieden der Hauptstadt sind sie verbannt, allerdings wohl mehr wegen ihrer feindseligen Gesinnung gegen die königliche Dynastie, welche Seoul zur Hauptstadt des Landes erhob. Darum finden wir in der Hauptstadt nur Tempel, die dem Ahnenkult ihre Entstehung verdanken; sie verherrlichen bald das Andenken an einen großen Herrscher, bald die Großtaten eines Feldherrn.



Buddha-Altar

Neuestens versucht es Japan, mit Hilfe einer freilich rein äußerlichen religiösen Bewegung zugunsten des Buddhismus seinen Einfluß auf die Kolonie Korea oder wie sie dieselbe nennen, Chosen, zu stärken. Die Verpflanzung der eigenen religiösen Bestrebungen sollen dem nationalen Gedanken Nachdruck und dem kulturellen Schaffen Halt

geben. In der kurzen Zeit von kaum einem Jahr, die seit der Annexion verstrichen ist, sind unter japanischem Einfluß nicht weniger als 133 buddhistische Tempel oder Heiligtümer überall in den 13 Provinzen Koreas mit Ausnahme Seouls errichtet worden. Die Erfolge, welche die zahlreichen buddhistischen Missionäre errungen haben, sind 3750 Bekehrungen. Freilich sind diese Bekehrungen nicht in dem Sinne zu nehmen, als ob sich diese Anhänger in klarer Weise etwa wie in Europa zu einem religiösen Bekenntnis sammeln und von den Bekennern einer anderen religiösen Form, etwa des Konfuzius, scheiden würden. Sie sind vielmehr lediglich als Begünstigung und Förderung des Buddhismus und seiner Klöster zu deuten. Denn soweit es sich nicht um Bonzen selbst handelt, geht das Volk, ohne lange zu unterscheiden, bald in eine buddhistische Pagode, bald in einen Tempel des Konfuzius oder in ein Nationalheiligtum, am liebsten freilich zu seinen shintoistischen Kultstätten, hinaus zu den alten Quell- oder Haingottheiten und legt seine Steine unter den heiligen Baum und hängt an dessen Äste die flatternden Zettelchen*). Alle ohne Ausnahme hängen mit ganzer Seele am Ahnenkult. Die religiösen Anschauungen wogen also, wie in den Millionenvölkern des Ostens überhaupt, so auch in Korea nicht so untereinander, daß sie dieselben in verschiedene Religionen teilen würden, sondern daß sie so ziemlich gemeinsam die ganze Masse erfassen und einzelne wie größere Teile heute im Banne eines buddhistischen Festes halten, dann aber wieder für eine Zeitlang, wie es sich eben fügt, einer anderen religiösen Idee zutragen.

Im Grunde herrscht bei den Koreanern eher eine gewisse Abneigung gegen den Buddhismus denn eine Begeisterung für ihn. Aber, obschon sie sich lieber ablehnend gegen ihn verhalten wollten, so wird gleichwohl die buddhistische Propaganda, unterstützt von der japanischen Regierung und gefördert durch das Ansehen des herrschenden Volkes überhaupt, der Ausbreitung des Christentums manche Schwierigkeiten bereiten oder vielmehr, sie ruft uns zur ernsten und

---

*) Die Drachenkönige residieren in einem prachtvollen Palast tief unten im Wasser. Sie nehmen die Ertrinkenden auf und erwecken sie zu einem neuen Leben. In jedem Haus wird ein besonderer Hausgeist und vor allem der Küchengott (Tjo-ong) verehrt, der aus China eingewandert ist. Ein eigener Geist (Tuoksin) behütet die Feldfrüchte. Beim Reisbau muß der Tokkaipi mithelfen; ihm wird meist des Nachts geopfert und zwar der Kopf eines Schweines oder eines Stieres. Dem Brunnengeist wird etwas Reis gespendet; der Samsin, der besonders bei der Geburt oder der Krankheit eines Kindes angerufen wird, erhält bloß eine Schale reinen Wassers; und doch ist er der Geist, der alles Gute schafft, der Geist der Schöpfung. Gegen die gefürchteten Tiger wird dem Berggeist (Sansin) ein Kapellchen gebaut. Dort ist das Bild dieses guten Geistes aufgehängt. Freundlich lächelt er, und zu seinen Füßen sitzt von seiner Milde gezähmt ein Tiger. Mit Speise- und Weihrauchopfern suchen die Leute ihn in guter Stimmung zu erhalten. Auch die Krankheiten stehen mit den Geistern in Verbindung. Es sind böse Geister, die sie bringen, vor allem der Hokupyolsong, der Blatterngeist.

intensiveren Arbeit auf, damit ein solches Volk, das wie nicht leicht ein anderes für die Aufnahme des Christentums bereit zu sein scheint, nicht in das Nirwana eines Heidentums sich verirre, aus dessen Trostlosigkeit es sich heraussehnt.

Angelehnt an den Buddhismus hat sich in Korea manche Sekte gebildet und einen kleinen Anhang unter ihren Landsleuten gefunden. So stand bis vor kurzem auch in unserm Klostergarten, also nahe der Stadtmauer Seouls, ein kleines Tempelchen mit der Wohnung eines solchen buddhistischen Sektierers, der jetzt, nachdem er sein Eigentum an uns verkauft hat und sein Altarschrein zur Mensa für den Altar in unserer Kapelle geworden ist, an einem andern Ort der Stadt Anhänger für seine Religion sucht.



Oberbonze

Wir müssen scheiden. Bald sind die Höhen erstiegen, die sich zwischen uns und die Stadt gelegt haben. Wie mächtige Sanddünen werfen sich die Hügelketten ineinander und wogen in unabsehbare Fernen fort. Die Tropenregen haben tiefe Rinnen hineingegraben, so daß von der Höhe aus gesehen die ganze Landschaft in wilden gelben Wellen dahinflutet. Wo ein blauer Gebirgsgrat den gezackten Horizont an den Himmel zeichnet, scheint diese ungeheuere Sandwoge sich zu brechen. In unserer Nähe löst sie sich in ein durcheinandertanzendes Wellenspiel auf. Dort wölbt sich ein weites Wellental und steigt dann brandend hinauf; eine andere Woge staut sich zurück und bäumt sich mit zerrissenem Kamm empor; man vermeint den sprühenden Gischt zu sehen, in welchen die kämpfenden Wellen sich gegenseitig zerstäuben. Es ist wie wenn ein furchtbarer Orkan in den Wassern des Gelben Meeres gewütet und sie aufgepeitscht hätte und als ob dann alles mitten in rasender Bewegung plötzlich zu Stein erstarrt wäre. Wie Seetang, welchen das empörte Element vom Boden des Meeres mit zur Oberfläche gerissen, hängen die spärlichen Föhrenstauden zerstreut in den Wellenbergen, und wo das tiefe Wellental sich senkt, läßt es gleichsam auf den Grund des Meeres blicken mit seinem vielgestaltigen Leben, mit seinen Felsriffen

und seiner fremden Vegetation. — Unwillkürlich frägt man sich: Warum können da, wo sich ein niederes Föhrenbäumchen im Sande festhält, um nicht von den Regengüssen und den rauhen Westwinden in die Tiefe gerissen zu werden, wo da und dort ein prächtiger Baum den Stürmen getrotzt hat, wo sich in manch verstecktem Seitentälchen, das sich die Bonzen zur Behausung ausersehen haben, diese Höhen nicht überall schöne Wälder tragen, die den Boden gegen die Auswaschungen der Tropenregen schützen und das öde Bild der Wüstenlandschaft in ein anmutiges Bild friedlichen Wachstums und Reichtums verwandeln? Vielleicht wird es kommen. Bis jetzt aber war es hauptsächlich der Mensch, der dem Zerstörungswerk und der Nivellierungsarbeit der Naturkräfte vorgearbeitet hat.

Jene Bonzenklöster geben uns Aufschluß. Sie haben die sprossenden Föhrenpflänzchen gehütet und den heranwachsenden Wald bewacht; sie wollten nicht prosaisch leben und zogen es vor, ihr Brennholz sich zu erbetteln, statt daß sie die Bäume um ihr Heim herum niederwarfen. Und gehen wir zu jenem Baum auf freier luftiger Höhe. Wie konnte er sich vor der Wut des Menschen retten? Er selbst sagt es uns. Um seinen Stamm herum sind mannshoch Steine wie zu einem schützenden Wall aufgetürmt, doch nicht diese Steine schützen ihn, sondern der Aberglaube, der sie herbeigeschleppt. Er ist zum Wunderbaum, zum Zauberbaum gemacht worden, wie viele in der Nähe der Wege zu sehen sind. Alle, die vorübergehen, legen einen neuen Stein zu den alten und niemand wird es wagen, ein Ästchen abzubrechen. Wehe aber den übrigen Bäumchen. Kaum hat sich der junge Sproß zu einem halben Meter entwickelt und die ersten Zweige gebildet, da werden diese Baumzweige Jahr für Jahr abgehackt und in kümmerlicher Verkrüppelung wuchert das arme Ding am Boden hin und ringt immer wieder



Bonze, mit einer Holzschelle in der Hand



Zauberbaum mit aufgehäuften Steinen vor dem kleinen Osttor Seouls

mit dem Tode. Gleicherweise ergeht es dem Grase, das entweder an einem der vielen Gräber, wie sie auf diesen Hügeln zerstreut umherliegen, künstlich angeböscht worden ist, oder das sich im Schatten eines größeren Baumes oder unter dem Schutze der Staatswaldungen, die übrigens nicht besonders ausgedehnt sind, erhalten konnte. Im Herbst und Winter wird es gesammelt. Nicht weit von uns schleicht eben ein alter Mann mit einem Korb dahin. Jetzt stellt er ihn nieder. Er hat einige Grasbüschel erspäht, die bis jetzt den suchenden Blicken anderer entgangen sind. Rasch nimmt er seinen eigenartig geformten, kurzstieligen, in gekrümmte scharfe Zähne auslaufenden Rechen, aus Bambus-Stäbchen zusammengefügt, und fegt das dürre Gras wohl zum Teil mit seinen Wurzeln hinweg. Es wandert in das Körbchen, das schon halb mit grauem Heidegras gefüllt ist. Diese Raubwirtschaft hängt, wie bereits erwähnt, mit der Zimmerbeheizung der koreanischen Wohnungen zusammen.

Während so die Bewohner Jahr für Jahr unaufhörlich das Wachstum stören, arbeiten in stetig wechselnder Reihenfolge die Naturkräfte. Die schaurigen Fröste der Winternächte, die unter dem meist spärlichen Schnee tief in die Erde eindringen und die von einem lauen Tage und einer tauenden Sonne abgelöst werden, haben längst die Gneißfelsen in erbsengroße kantige Steinchen zerrissen. Der Frost wollte sie zu kräftigem Humus zermahlen. Allein die niederstürzenden Regenmassen des Sommers spülen den Sand, ehe er noch so fein zerrieben ist, daß er ein Samenkörnchen nähren könnte, talwärts; und auch das Samenkorn, das mit dem



Koreaner Knabe

Winde angeflogen kam, wird mit fortgetrieben. Die Leute haben ja die schützende Grasdecke abgezogen.

Möge es Japan, das sich viele Mühe gibt, die trostlosen Hügel und Berge aufzuforsten, gelingen, das Landschaftsbild Koreas zu verändern! Ein Erfolg dürfte ihm wohl nur dann werden, wenn es glückt, zuvor die alte Heizmethode der Koreaner abzuschaffen.

Endlich taucht die Stadt zu unseren Füßen aus dem Talgrunde auf. Der Namsan, über den die graue Stadtmauer hinüberkriecht als wollte sie sich zum Firmament hinaufwinden, baut sich in wuchtigen Massen als Riesenbollwerk im Hintergrunde der Stadt auf. Zögernd springt jetzt unser Fußpfad über verwitterte Felsmassen hinab; jetzt zwängt er sich zwischen glatten Granitblöcken hindurch; dann schleicht er knirschend auf dem Quarzsand dahin, bis er uns unter das Dunkel der Stadtmauer zurückgebracht hat.



Eisernes Kohlenbecken zum Anzünden der Pfeife
(Museum St. Ottilien)

Kapitel 4

Kleinere Spaziergänge

Aus alter und neuer Zeit

23. Februar

Der weiche Schein der Mittagssonne lockt uns vor das sogenannte Nord-Tor hinaus. Es ist nur von den Europäern so genannt, die sich allem Anschein nach in der Himmelsrichtung nicht zurechtgefunden haben; denn tatsächlich liegt dieses Tor im Westen der Stadt. Um rascher voranzukommen benützen wir zunächst die Trambahn, die in einigen Linien die Stadt durchschneidet, dann bis zum Weichbild der Stadt die Rikscha. Die Trambahn trägt uns im Fluge vorbei an den Läden der Chinesen und Koreaner, welche die Hauptstraße besetzt halten; in der Rikscha biegen wir in den breit angelegten Weg ein, der zum Kaiserpalast führt. Diese stattliche Straße, die von dem wogenden Verkehr der Hauptstraße sich zurückzieht, war einst von den Ministerien zu beiden Seiten eingefaßt und durch den Kaiserpalast abgeschlossen. Die stilvollen Ministerial-Gebäude aus alter Zeit sind größtenteils durch nichtssagende europäische Häuser verdrängt; der Kaiserpalast ist verwaist, die Straße wegen ihrer Ruhe das Versuchsfeld einer Geometerschule, die seit ein paar Jahren Tag für Tag dort ihre Messungen vornimmt. Nicht weniger als drei Universalinstrumente und mehrere Meßlatten sind in einer Entfernung von 50 Metern tätig. Bei jedem Apparat stehen drei bis vier Gehilfen und eine Menge staunender Zuschauer, die über die unerhörte Gelehrsamkeit sich nicht weniger wundern als über den Apparat mit seinen Röhren und Gläsern und schwimmenden Libellen. Welch ein Hochgenuß muß es für die hiesigen japanischen Geometer sein, so die Wissenschaft zur Schau ausstellen zu können. Jetzt wundere ich mich nicht mehr darüber, daß ich neulich beim Durchstreifen des Japaner-Viertels in einem kleinen Optikerladen wenigstens vier bis fünf dieser teueren Instrumente im Auslagefenster sah.

Wir schneiden die Straße; lange Zeit geht es dann eintönig an der faden, mit faustgroßen Granitsteinen geschmacklos und ohne Abwechslung aufgeführten Umfassungsmauer des kaiserlichen Palais entlang. Zur Linken haben wir die äußeren Mauern von koreanischen Gehöften, die grau und niedrig wie Armen-



Seoul: Im Japaner-Viertel

hütten anmuten. Es scheint auch tatsächlich, daß wir hier in den ärmeren Stadtteil geraten sind. Nur recht selten und vorsichtig wagt sich ein kleiner Laden unter diese Hütten, besorgt, ob er wohl auf seine Rechnung komme.

Bald ist das Ende der Stadt erreicht. Mühsam windet sich unsere Straße auf eine romantische Höhe hinauf. Auf der Paßhöhe sitzt das „Nord-Tor" in einem Bergsattel und sendet nach beiden Seiten hin den hohen Bergkämmen entlang die zackigen Mauern aus. Tief unter und hinter uns liegt die Stadt, durch einen leichten Nebelschleier zur sanften Stimmung der duftigen Höhe abgetönt.

Von da krümmt sich unser Weg, der sofort nach dem Verlassen der Großstadt sich seines arroganten breiten Auftretens entledigt und in bescheidener Enge und dann immer enger und enger dahinzieht, durch ein zerrissenes schmales Tal, in welches von hoch oben die überhängenden Felsen herabzuspringen scheinen.

So eng wird unsere Landstraße, daß kaum noch der hochbeladene Saumochse, der Reisig zur Stadt schleppt, an dem Landmann vorbeikommt, der auf seiner Tschike (Traggestell, das auf den Rücken gebunden wird) Dünger auf das Feld trägt. Auf den Höhen, welche den Blick vor uns abschließen, säumt schon wieder eine Befestigungsmauer, eine Vormauer, den blauen Himmel mit einer dunklen Kante ein, die sich scharf zwischen dem lachenden Blau und dem glitzernden



Brücke in der Stadtmauer
P. Canisius Kügelgen O. S. B. phot.

Sande durchzieht, in welchem sich ein von dem Fels stürzender Bergbach ein bequemes Bett zurechtgerichtet hat. Am Bache, der verloren in dem weiten Rinnsal dahinschleicht, liegt ein Dörflein mit einem alternden langgezogenen Bau, einer ehemaligen Kaserne, die mit der Okkupation des Landes ihre Bedeutung verloren hat. Auf einem malerischen über dem Wasser schwebenden Fels haben sich die Offiziere dieser Garnison ein Sommerhäuschen errichtet, das aber jetzt auch einsam trauert über die verlorene Freiheit und in seinem Schmerze manchen Riß in seine Mauern geschlitzt hat. Wir folgen dem Flüßchen. Waghalsig steigt von den steilen Felsen eine der Vormauern herunter zum Fluß und springt, auf kräftige Pfeiler gestützt, kühn über denselben. Auf unserer Seite, also der Stadt zu, die freilich weit hinter uns liegt, ist der Mauer eine Brücke eingefügt; flußabwärts ist sie in Bastionen ausgebaut. Man wundert sich über diese Art von Befestigung, die sich in so großen Entfernungen — wir sind schon eine Stunde von der Stadt entfernt — und in solch abenteuerlichen Ausdehnungen hinziehen. Mögen die Mauern von außen auch noch so gigantisch aussehen, wenn von innen nicht eine Besatzung die anrückenden Feinde abwehrte, so konnten diese mit den einfachsten Mitteln die Mauer übersteigen. Wo aber wären die Soldaten zu finden gewesen, die derartige Dimensionen hätten besetzen können? Die Mauern sollten wohl mehr durch ihren gewaltigen Anblick abschrecken. Immerhin kann man der Energie,



Weißer Buddha
P. Canisius Kügelgen O. S. B. phot.

die aus diesen Riesenarbeiten spricht, die Anerkennung nicht versagen. Es waren andere Zeiten, die diese Zyklopenmauern aufgetürmt haben, Zeiten, in denen das siegreiche China vollauf zufrieden war, wenn alle Jahre die Abgesandten Koreas kamen, dem Kaiser in Peking ein gutes neues Jahr zu wünschen und von ihm zum Zeichen der Abhängigkeit den Kalender fürs neue Jahr zu erbitten. Das letzte Jahrhundert hatte einen einschneidenden Wandel geschaffen. Der Adel, der berufen war, sich des Volkes anzunehmen und sich in einem Kampfe an die Spitze des=selben zu stellen, hatte sich auf seine Landhäuschen zurückgezogen, um in Lust=barkeiten zu korrumpieren. Längst war an keinen ernsten Widerstand mehr zu denken; das Volk war ohne Führer; denn die Mandarine, die alle ohne Aus=nahme ihre Stellen gekauft hatten, dachten wohl daran, ihre Kaufsumme mit Wucherzinsen aus dem Amte und dem gepreßten Volke herauszuziehen, hüteten sich aber ängstlich, ihre eigene Haut zu Markte zu tragen. So mußte die Zeit kommen, wo nicht mehr Korea dem von Osten oder Westen andringenden Er=oberer entgegentrat, wie es ehedem getan, sondern wo sich diese um die tote Beute rauften. Japan hat sie an sich gerissen und sucht nun großmütig den koreanischen Adel für die geleisteten Dienste — für die Untätigkeit, in der er das Land verraten — zu entlohnen oder zu neuen Diensten — zur Einschläferung auch des Volkes — zu gewinnen. Auf die Korruption des Adels folgte seine

völlige Verarmung, der unter der neuen Regierung durch keinen Ämterkauf mehr gesteuert werden konnte. So zahlt Japan den verarmten Adeligen noch eine mäßige Pension, aber wohl nur für so lange, als es dieselben für seine Zwecke nötig hat. Dann hat sie wohl endgültig das verdiente Los ereilt. Sie mögen noch so stolz das Abzeichen ihres Adels, den in spitze Zacken auslaufenden durchsichtig geflochtenen Hut tragen, sie sind dann weiter nichts mehr als stolze Bettler.

Wo das Tal sich bei einer Biegung des Flüßchens einengt, schmiegt sich eine kleine Bonzerei an die Bergwand. Unten wacht ein Buddhatempelchen hart am Ufer des Flusses. Man nennt ihn den weißen Buddha. Ein massiger Felsblock erhebt sich aus dem Ufersand und ist überbaut von einem frei auf vier Säulen schwebenden Dach in koreanischem Stil, an dem das Sparrenwerk in allen Farben spielt. Unten in den Stein ist in Basrelief das Kniestück eines sitzenden Buddha eingemeißelt, wohl in doppelter Lebensgröße und mit weißen Farben gefaßt, damit es sich vom gelblichen Stein abhebe. Lippen und Ohren sind mit grellem Rot behandelt und an den Konturen hebt ein saftig grüner Mantel das Weiß der Statue noch besser heraus.

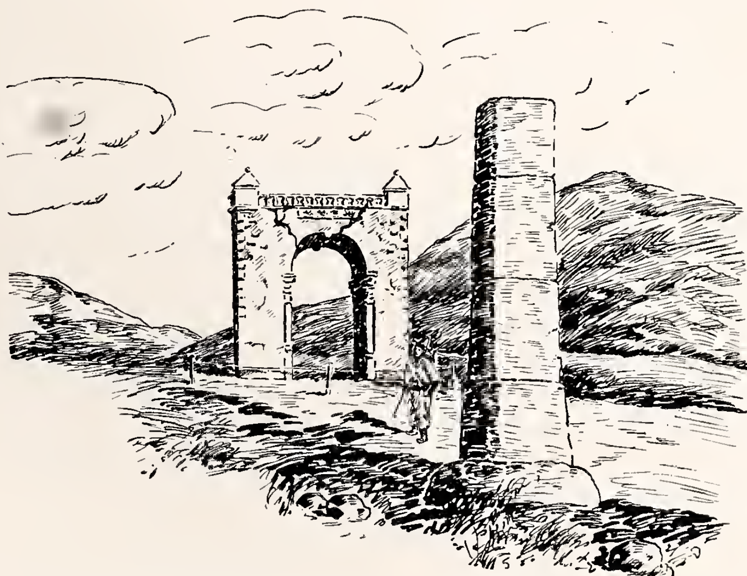
Ich kann es mir nicht versagen, eine kleine Farbenskizze von dem Tempelchen zu versuchen und steige auf den über den Bach führenden Granitsteinen über das Flüßchen. Bald bin ich von einer Schar von Arbeitern umringt, die an einem Steinbruch tätig sind, und schließlich kommt auch noch der Oberbonze des kleinen Buddhaklosters



Innerhalb des „Nord=Tores“

zu uns herüber. — Solche „Weiße Buddha" (kor. Mirok; Sanscrit: Maitrêya), aus den Felsen ausgehauen, und zwar oft in gigantischen Dimensionen sind über ganz Korea verteilt. Sie sind von den Bonzen sehr verehrt. Im „Mirok" ist Buddha dargestellt in jener Wandlung seines wechselvollen Lebens, da er, statt ins Nirwana einzugehen, das heißt sich selbst in phantastischer Weise in die Gottheit aufzulösen, sich freiwillig entschließt, auf der Erde zu verweilen, um als lehrender „Retter" der Menschheit aufzutreten. Der „Weiße Buddha" und der Erlösergedanke, der in ihm zum Ausdruck kommt, ist viel jünger als der Buddhismus selbst. Er hat erst mit der griechisch-römischen Kunst aus der Zeit eines Vespasian und Hadrian in Nordindien seinen Einzug gehalten und ist von da nach dem fernen Osten weitergezogen. Die Vermutung einer Entlehnung des Erlösergedankens aus dem Christentum liegt zu nahe, als daß man sie als unwahrscheinlich abweisen möchte. Auch jetzt noch macht der Buddhismus seine Anleihen. Bei einem feierlichen Begräbniszug in Seoul sah ich einen japanischen Bonzen im vollen Ornat mit einer Mitra genau nach dem Schnitt wie sie unsere Bischöfe tragen, und in der allerjüngsten Zeit hat sich in Japan ein Oberbonze den offiziellen Titel Archbishop (Erzbischof) beigelegt.

Der Rückweg bringt uns auf die Straße, die nach Peking führt. Sie hat viel von jener alten Herrlichkeit eingebüßt, womit sie sich von alters auf den Empfang der chinesischen Gesandten gerüstet hatte, und heute duftet sie von der Mullverwertung und der Ausfuhr des Düngers. Oben auf dem Paß des Berges schneidet die Straße tief in die Felsmassen hinein, die wie Mauern auf beiden Seiten hoch emporragen. Von diesem Sattel-einschnitt aus tut sich uns wieder der Blick in die Stadt auf. Sehr steil fällt die Straße hinab und nähert sich den ersten Häusergruppen. Hier, noch weit entfernt



Unabhängigkeits-Tor. Im Vordergrund eine Säule des Empfangs-Tores

von der Stadtmauer und dem Stadttor steht das „Unabhängigkeits=Tor“. An diesem Platze mußten einst die chinesischen Gesandten empfangen und ihnen der Tribut überreicht werden. Der japanisch=chinesische Krieg und der Friede von Shimonoseki (1894) hat diesen Gesandtschaftszügen ein Ende gemacht und den Koreanern die „Freiheit“ geschenkt. Diese edelmütige Großtat Japans ist in einem entsprechenden Monumente „verewigt“. Weder schön noch stilvoll paßt das „Unabhängigkeits=Tor“ in die koreanische Landschaft und Umgebung; und jetzt, nachdem die kurze Unabhängigkeit in Trümmer gegangen ist, kann auch das Unabhängigkeits=Tor über Nacht stürzen. Schon ist es mit einem Stacheldraht umgeben, damit niemand mehr sich unter dieses Tor wage; denn die Gefahr, daß es in sich zusammen=stürzte, ist wirklich sehr groß. Klaffende Risse ziehen sich durch die Wände, und der die beiden Mauern überspannende Bogen hat eine der Mauern weit nach außen gedrückt, so daß auch schon die Eisenverankerung nicht mehr standhält. Dieses „Unabhängigkeits=Tor“ wird nimmer erstehen, nachdem einmal die Volks=kraft zusammengesunken ist. Eher werden die zwei gewaltigen Steinsäulen, die verwittert ohne Kapitäle in die Luft starren und keine Spur mehr zeigen, daß sie das einstige Empfangs=Tor für die chinesischen Gesandten darstellten, wieder Leben und Kraft bekommen. Übrigens war bei der Herstellung des Unabhängig=keits=Tores noch ein quartus gaudens, nämlich Amerika, das dieses Tor bauen durfte und sicherlich nicht billig baute; denn wenn Könige bauen, dann freuen sich die Kärrner.

Wir sind wieder im Bugfrieden. Alles wimmelt wiederum in den Farben der Frühlingssonne: wie lichte Elben schweben die weißen Kleider durch die Straßen und schillern die bunten Kinderkleidchen hindurch. Gleich einem Schlotfeger schleicht ein bezopfter, schwarz gekleideter Chinese fremd unter diesen freudigen Farben einher.

Gravitätisch schreitet ein Mann im Trauerkleide durch die Menge. Ist schon der koreanische Trauerhut teilweise abgekommen, so ist die vollständige Trauer=kleidung geradezu eine Seltenheit geworden. Hier haben wir eine vor uns. Der stattliche Mann gehört wahrscheinlich der besseren Klasse an. Ob er über sein erwürgtes Land trauert? Seine ganze Gestalt ist in ein lang herabfallendes, dünn=maschiges, strohgelbes Kleid gehüllt. Auf dem Haupte trägt er den üblichen gelben, tief herabreichenden und mit großen Kerben versehenen schweren Trauerhut. Vor den Mund hält er zum Zeichen, daß er nicht angesprochen werden und daß er nicht reden darf, ausgespreizt an zwei Bambusstäbchen ein Stück Tuch aus dem gleichen rohen Stoff.

Einstmals, wo noch unter Todesstrafe jedem Fremden das Betreten des korea=nischen Bodens verboten war, bildete der Traueraufzug, insbesondere der Trauerhut die Tarnkappe, welche die Missionäre, wenn auch nicht unsichtbar, so doch un=



Buddha=Altar

kenntlich machte. Damals reichte auch der Trauerhut bis auf die Schultern herab und bot während der Christenverfolgungen großen Schutz. Aber eben deswegen ward er durch einen Erlaß der Regierung zugestutzt, so daß seitdem wenigstens die untere Gesichtshälfte noch sichtbar wird.

Noch 1880 war der jetzige Bischof Mutel auf Schleichwegen, durch das Trauerkleid unkenntlich gemacht, in das verbotene Land eingedrungen. Erst im Jahre 1882, da Amerika einen Handelsvertrag mit Korea erzwang, fielen die Schranken, mit denen sich das Land hermetisch nach außen abgeschlossen hatte, und die folgenden Jahre, die Handelsverträge mit England (1883) und Deutschland (1884) brachten, räumten den letzten Schutt der alten zerfallenen Mauer hinweg.

Zum Grabe der Königin

25. Februar

Als Ziel unseres Nachmittags-Spazierganges haben wir das „Grab der Königin" ausersehen, die 1895 wegen ihrer Russenfreundlichkeit ermordet worden ist.

Es waren unruhige Zeiten. Die Japaner hatten in kurzem Kampfe mit China 1894/95 Korea aus den Händen Chinas befreit, aber nur, um es in zielbewußtem Vorgehen an sich zu reißen. Im Frieden von Shimonoseki glaubte Korea mit der Freiheit auch den Höhepunkt nationaler Größe erstiegen zu haben. Es sollte Kaiserreich werden (1896) und jubelte den Befreiern zu. Aber diese waren nicht mehr aus dem Lande zu bringen. Indes hatten auch die Russen schon beim Friedensschluß von Shimonoseki zu erkennen gegeben, wie unangenehm es ihnen wäre, wenn sie die Japaner als Nachbarn auf dem Festlande bekommen würden. Die Russen suchten ihrerseits den Japanern die Beute, welche diese den Chinesen abgenommen hatten, zu entreißen. So sicher rechnete man damals allgemein mit dem Gelingen dieses Planes, daß Bischof Mutel bei einer Unterredung mit dem russischen Konsul diesen fragte: „Wenn Rußland Herr von Korea wird, wie wird sich die russische Regierung zu der katholischen Mission stellen?" „Wir werden die im Lande befindlichen katholischen Missionäre absterben lassen", war die Antwort des Konsuls, „neue dürfen keine nachkommen."

Es hatte auch bereits eine umfangreiche Propaganda für die russische Orthodoxie eingesetzt, um dem Gedanken an eine neue russische Befreiung des Landes, das gar rasch gemerkt hatte, wie es nur die Herren gewechselt hatte, dem Volke geläufig zu machen. In Seoul waren fünf russische Popen aufgezogen; sie fanden, begünstigt von der politischen Lage, Anklang. Draußen auf dem Lande war manches Dorf von russischen Gebetbüchern überschwemmt, und es bereitete sich eine Schwenkung zur Orthodoxie vor, die für die katholische Mission befürchten ließ.

Aber wie die Begeisterung für die Befreier aus den Krallen des chinesischen Drachen mit dem nüchternen Anblick der neuen Situation rasch verraucht war, so war auch das Vertrauen auf Rußland schon nach einem Jahre wieder verflogen. Die Popen kehrten heim; mit den Gebetbüchern wurden die Pfeifen geputzt; manches Vorurteil freilich, das gegen die katholische Mission ausgestreut worden war, blieb.

Die Japaner, die sich schon die Herren der Situation glaubten, schauten nicht untätig zu. Vor allem mußte die Königin (aus dem Geschlechte der Min), die ihnen allzusehr Rußland zuzuneigen schien, aus dem Wege geräumt werden. Am 8. Oktober 1895 war eine Schar von etwa sechzig Verschworenen in den Palast eingedrungen, hatte die Königin ermordet, ihren Leichnam ins Freie geschleppt, mit Strohmatten und Kleidern bedeckt und diese angezündet. Das alles konnte ungehindert geschehen, da die japanischen Schutztruppen so aufgestellt waren, daß die Mörderbande ungesehen eindringen, ihr Werk vollführen und wieder abziehen konnte. — Indes schien das Schicksal tatsächlich den Russen Korea in die Hände spielen zu wollen. Als Hofdame verkleidet floh der König vor einem ähnlichen Schicksal in die russische Gesandtschaft und führte von dort aus 11 Monate die Staatsgeschäfte. Nur um auswärtige Gesandtschaften zu empfangen wagte er sich in den Palast.



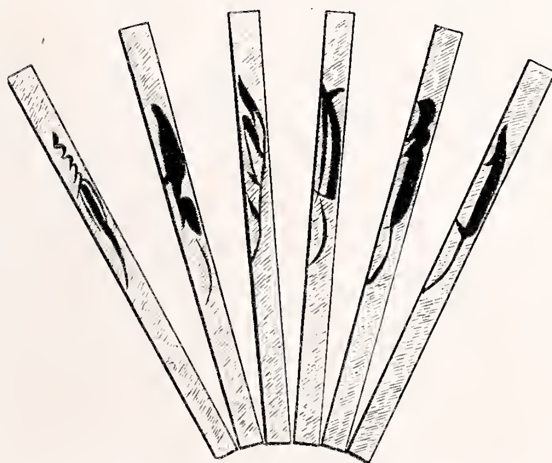
Schachspieler an einer Straßenecke

Erst nach acht Jahren brachte der russisch-japanische Krieg die unheimliche Spannung zu einer Entladung, wie sie wohl Rußland am allerwenigsten erwartet hatte. Damit, daß es endgültig als Rivale vom Boden Koreas verdrängt war, wurde für Japan die Bahn frei, um schneller den letzten Akt des Dramas folgen zu lassen: die Absetzung des Kaisers von Korea und die formelle Annexion des Landes. — Obschon sich die katholische Mission von einem

Siege Rußlands nichts Gutes zu versprechen hatte, so neigten sich anfänglich die Sympathien mancher französischen Missionäre gleichwohl dem Waffenglück Rußlands zu, während die einheimischen Priester Koreas aus einem Sieg Japans größere religiöse Freiheit erhofften und lieber den Japanern den Sieg gönnten. In beiden Fällen mag das Rassenbewußtsein keinen geringen Einfluß auf die Wünsche des Herzens ausgeübt haben. Immerhin, so sehr es zu bedauern ist, daß eine europäische Macht von einer asiatischen überwunden worden ist und daß damit das Ansehen des Europäers im Osten in dem Maße gesunken ist als der Stolz der siegreichen Japaner bis ins Ungemessene sich gesteigert hat, im Interesse der Mission und der Kultur ist dieser Ausgang keineswegs zu beklagen. Jedenfalls wird Japan, wie es auch in den wenigen Jahren schon gezeigt hat, mit einer ganz anderen Bereitwilligkeit und selbst auch Fähigkeit an die Lösung kultureller Aufgaben in Korea herantreten als Rußland es zu tun gewillt und befähigt wäre. Und der herrliche Boden, von Martyrerblut getränkt, wäre auch religiös unter einer russischen Katholikenverfolgung verwildert.

Unter solchen Reflexionen machen wir uns auf den Weg zum „Grabe der Königin", die, eine der bedeutendsten Frauen Koreas, es sicherlich gut mit ihrem Lande gemeint hatte, die wohl gehofft hatte, sich der Russen wieder eher entledigen zu können als der zähen Japaner.

Es sind große Entfernungen. Gute 20 Minuten haben wir zu gehen, bis wir von unserem Hügel an die nächste Trambahnstation gelangen. Wir sehen uns die Häuschen an rechts und links. Viele Läden darunter, kleine, finstere, von düsteren Dächern überschattete Höhlen, die nur vorn an der Straße den Vorübergehenden die Schätze sehen lassen, wie sie hier gegen einige Sen (1 Sen = 2 Pfennig) zu haben sind: meist Eßwaren, auch kleine Pinselchen, wie sie zum Malen der Schriftzeichen notwendig sind, minderwertiges Porzellan, Strohschuhe, Holzschuhe usw. Die Holzschuhe der Koreaner haben zwar in ähnlicher Weise wie die der Japaner eine Art Stelzen, sind aber sonst grundverschieden. Sind die beiden Stelzen am japanischen Schuh nur an ein sohlenartiges Brettchen angefügt, so ist der koreanische Holzschuh meist ganz aus Holz herausgeschnitten und ähnelt dem Modell eines Einbaumes, wie die wilden Insulaner



Spielkarten aus Papier (1/3 natürlicher Größe)



Königsgrab

ihn aus den Stämmen aushöhlen. Der ganze Fuß verschwindet in seiner Tiefe. Uns kommen anfänglich die Bewegungen in diesem auf= und abkippenden plumpen Fahrzeug halsbrecherisch vor; der Koreaner bewegt sich in denselben nicht bloß mit Sicherheit, sondern mit seiner gewohnten Eleganz, und die Kinder führen gerne ein Spiel auf, in welchem sie, auf einem Beine hüpfend, Steinchen in Kreise hineinstoßen, die in den Sand gezogen sind. Von der ungeschlachten Gestalt dieser Holzschuhe stechen mit ihren zierlichen Formen, ihren feinen Farben und ihren einfachen feinen Mustern die Frauen= und Kinderschuhe ab, und der gewöhn=liche, bei gutem Wetter allgemein getragene geflochtene Strohschuh wird mir schon nach ein paar Tagen zu einem gewissen Bedürfnis; denn er sitzt leicht und bequem und dabei doch so fest am Fuß, daß er sich ganz vorzüglich für Fußreisen, be=sonders für Bergtouren auf unwegsamem Geröll eignet. Da marschiert es sich so leicht, und ein Ausgleiten ist fast unmöglich.

Vor einem Hause sitzt eine Schachgesellschaft, eifrig ins Spiel vertieft. Sie haben zwar große Freude daran, daß wir uns für sie interessieren und sie photographieren; indes lassen sie sich nicht im Spiele stören. Der Koreaner liebt sein Schachspiel, das er mit einer gewissen leidenschaftlichen Hast spielt. Es ist etwas schwerer als unser Schachspiel, weil auf ihm noch Elefanten ins Gefecht geführt werden, die in noch größeren und freieren Bewegungen als unsere Cavallos dem Gegner zusetzen.

Durch das große Ost=Tor verlassen wir mit der Trambahn die Stadt. Noch lange halten Häuser, Läden und Leute die Straße besetzt. Doch schließlich sind



Tempelbau am Fuße des Königsgrabes

wir im Freien. Auf der einen Seite dehnen sich Reisfelder aus, auf der anderen liegt lichter Wald, den die Rücksicht auf die Königsgräber erhalten hat. Wir biegen auf einem breiten Waldweg in denselben und verfolgen den Weg etwa eine halbe Stunde lang, bis wir an das Grab der Königin gelangen. Nur ein einziges Häuschen in der Waldeinsamkeit und einige Knaben, die mit ihren eigenartigen Rechen ausziehen, Gras und Reisig zum Brennen zu sammeln, haben uns auf dem Waldweg etwas Abwechslung geboten.

Mitten in der Waldesruhe dehnt sich eine Lichtung aus, in deren Hintergrund sich ein Hügel gegen den Waldessaum lehnt. Wir sehen erst durch die Bäume in die Lichtung hinaus, aber schon breitet uns eine Art Eingangstor auf das Heiligtum vor, dem wir uns nahen. Zwei hohe Stangen sind rechts und links am Wege in den Boden eingelasssen und hoch über uns durch eine Querstange verbunden. Zum Zeichen der königlichen Würde, die hier Ehrfurcht gebietet, ist diese Querstange mit senkrecht stehenden, nach aufwärts gerichteten hölzernen Pfeilen besetzt.

Durch dieses Stangentor fällt unser Blick auf den Tempel, dessen buntfarbige Holzsäulen und geschwungene Sparren, die sich in zerrissenes Maßwerk auflösen, das schwere, schwarze Ziegeldach mit seinen auf dem First und den Dachkanten reitenden Tonfiguren tragen. Zu beiden Seiten des Tempels stehen zwei kleinere Häuschen, deren Balkenwerk in ähnlicher Weise mit Schnitzereien und Farben behandelt ist. Sie sind nur durch ein Lattengitter abgeschlossen.

So sehen wir in dem einen derselben den Gedenkstein aus poliertem schwarzem Granit, mit einer kurzen Inschrift, die in knapper Kürze den Namen der Königin Min nennt.

Unmittelbar hinter dem Tempel steigt der Grabhügel an. In einer Höhe von 10 m schneidet ein künstlich angelegtes Plateau von ca. 10 m Durchmesser in den Hügel hinein. In der Mitte wölbt sich der grasbewachsene Grabhügel aus der Horizontalfläche heraus. Unter ihm befindet sich die Gruft. Im Halbkreis legt sich schützend gegen den Berg hin eine Mauer um den Grabhügel und läßt noch so viel Zwischenraum, daß sich eine Reihe großer Tiere, Löwen und Widder, aus Granit herausgearbeitet, mit dem Kopf gegen die Mauer gewendet, aufstellen können, gleichsam als Verteidiger der in ihrem Totenpalast ruhenden Königin oder mehr noch als Symbol der Macht und Herrschaft. Den Grabhügel selbst umfaßt noch eine steinerne Brustwehr. Nach vorn, wo alles offen ist, legt sich ein schwerer Opferstein auf den Boden um den Eingang zu hüten, der unter ihm in die dunkle Tiefe der Gruft führt. Vor ihm wächst in harmonischer Gliederung und feinen Linien die steinerne Laterne aus dem Rasen. In Fortsetzung der abgerissenen Mauer stehen zwischen zwei plumpen Opfertieren, die diesmal gegen das Grab hereingerichtet sind, zwei übermächtige Figuren der Kammerherrn gegeneinander gewendet. In schwere steinerne Livree gekleidet, halten sie in der starren Hand eine Schriftrolle, in welcher wohl die Verdienste der Königin aufgezeichnet sind. Grabesstille ringsum. In andächtigem Schweigen neigt sich das Geäst der Bäume über diese melancholische Stätte, und über die grüne Wand, hinter welcher das Getöse der Menschenwogen wie durch einen starken Wellenbrecher abgeschlossen ist, lauschen nur die im Abendrot brennenden Häupter der fernen Berge herein. So ist das Grab und die in demselben ruhende Königin geschützt. Kein Lärm, vor allem aber nicht die Grabesluft irgend eines anderen Grabes wird vom Winde über ihr Grab hingetragen. Das müßte sie in ihrer Grabesruhe stören.

Kaiserpalast und Trödlerbude

4. März

„Das Tigerpalais, die ehemalige Residenz der Könige, müssen Sie gesehen haben.“ So hieß es schon wiederholt. Gut, heute wollen wir dorthin. Nach einer Woche Hausarrest, den die dringenden Arbeiten diktiert hatten, ist ein kleiner Spaziergang recht gut. Nach einer halben Stunde sind wir wieder auf dem großen, langgezogenen Platze, an dessen Flanken noch einige niedrige, stilgerechte Portale, die zu den alten Ministerien führen, vergeblich nach der Rückkehr des verblichenen Glanzes Ausschau halten, der einst unter dem Jubel des Volkes hier dahinwogte.



Buddhistische Mönche

Scheu halten sie sich vor den erdrückenden, abschreckend prosaischen Bauten moderner Zeit zurück, die sich eingedrängt haben. Auch das Auge wendet sich rasch ab von diesen mißglückten Schöpfungen der „Kultur“ und ruht auf dem Abschluß der Straße, dem Portalbau des Kaiserpalastes, der sich aus der nied- rigen Mauerflut auslöst und emporringt. Ehe wir unter seinen hochgeschwungenen schwarzen Dächern durch die enge Nebenpforte, die sich für uns neben dem verschlossenen, weitflügeligen Holztor auftut, eintreten, müssen wir erst zwischen zwei eigenartig stilisierten Tigergestalten hindurch, deren verzerrtes Maul wie von einem gewichsten Schnurrbart umsäumt ist, und deren Unterschenkel wie von den facettierten Schildern einer Schildkröte gewappnet erscheinen. Sie haben dem Palast den Namen gegeben. Und noch eines: wir müssen auch noch ein plakatähnliches Blatt um 5 Sen erwerben, auf dem alles mögliche verboten ist, wie zum Beispiel auch das Berühren der Tiere. Indes kommt uns bei unseren Wanderungen durch die ausgedehnten Gärten und Hofräume der Palastanlagen kein Tier zu Gesicht, außer steinernen Granitfratzen, bizarren Tigergestalten, die immer sprungbereit den Kopf senken, ein paar Vögel, gleichfalls aus Stein und zwei granitene Miniatur- pferde, die man weder an dem nilpferdähnlichen Kopf noch an dem zusammen- gekauerten Leib, sondern einzig an einem der Hufe als solche erkennt, und oben auf dem höchsten Firstziegel majestätisch sich wiegend ein Adler, der sich eben aus der Luft, immer enger seine Kreise ziehend, dort niedergelassen hat, und schließlich noch eine Wildente, die wir aus dem kaiserlichen Ex-Teich — denn er ist schon arg versumpft — aufscheuchen und die lärmend das Weite sucht. Doch das alles sind doch keine Dinge zum Anrühren.

Wir sind im ersten Hof. Doch ich muß das Zählen der Höfe unterlassen; denn einer schließt sich an den andern an und immer wieder einer, dann kommt ein neuer, und so geht es nach allen Richtungen der Windrose. Es ist fast immer das gleiche Bild, wie auch die Häuser den charakteristischen Stil des Tempelbaues haben und nur durch die Verschiedenheit der Größe einige Abwechslung schaffen. Hier, diesen ersten Hofraum schneidet ein Wässerlein mitten entzwei; eine Brücke mit schönem Granitgeländer trägt hinüber. Der Brücke zur Seite liegen schon wieder vier lebensgroße Tiger, die wie Fischottern den Kopf weit über den Ufer- rand hinabgehängt haben, am Ufer auf der Lauer. Ein hochstrebender Parterrebau — die Wohngebäude sind wie in ganz Korea auch hier im Königspalast aus- schließlich Parterrebauten —, der auf einer Stufenfolge sich aufrichtet, schließt vor uns den Hof ab. Eine nicht uninteressante aber einfach gehaltene Steinballustrade zieht sich um den Bau herum und grenzt eine Art Veranda unter dem weit ausladenden Dache ab. Wir gehen um den Bau herum und befinden uns nun dem stolzen Thronsaal gegenüber. — Wir dürfen diese Haupt- oder einzige Sehens- würdigkeit durch das Schlüsselloch oder vielmehr durch die verschiedenen faust-

großen Löcher sehen, welche Mutwille oder Neugierde in die Papierfenster zwischen den eng sich kreuzenden Fensterstäben hindurchgestoßen hat. Irgendwelche Laune hat nämlich die neuen Herren oder Verwalter des Palais zu der Verfügung veranlaßt, daß man außer der durch das Eintrittsgeld erlangten Erlaubnis noch eine besondere schriftliche Erlaubnis, wer weiß welcher Behörde, haben muß, um den Thronsaal auf mehr angenehme Weise als durch verschiedene Löcher und Ritzen besehen zu dürfen, die bisher mehr den Winden und der Zugluft reserviert waren. Nun ja, das Eintrittsgeld ist ja auch nicht gerade groß. Was kann man für 5 Sen = 11 Pfennig verlangen, und was zu sehen ist in dem Thronsaal, das sieht man zur Not auch durch die Gucklöcher: einen großen, weiten Saal in breitem Rechteck angelegt, nach allen vier Seiten mit großen koreanischen Fenstern, papierbespannten Lattengittern, abgeschlossen, von denen sich eines an das andere anschließt; eine reich gefaßte Holzdecke, deren bunt bemaltes Sparrenwerk wie bei den Tempelbauten freiliegt. Der Wind, der durch die Fugen sich eingeschlichen, schüttelt die Papierläden, und ein scheues Geräusch flüchtet sich durch den leeren Raum. In der Mitte der einen Langseite, gerade der Haupttüre gegenüber, stellt sich der mit einem Baldachin überdeckte Thron in seiner einfachen Ausführung auf ein Podium. Soviel können wir vom Innern ansichtig werden. Außen an den vier Ecken der Steinveranda pflanzen sich vier etwa einen Meter hohe eherne Feuerkessel auf, die einst zu Beleuchtungszwecken gedient haben.



Wächter am Königsgrab

Etwas enttäuscht, daß es uns gegen die erhaltene Versicherung beim Ankauf unserer Billeten draußen vor dem Eingangstor nicht gelingen konnte, den Wächter im Innern zur Öffnung des Saales zu bewegen, winden wir uns durch eine Reihe von Höfen und Höfchen. Dort hinten hat schon die Zerstörungswut eingesetzt. Einer der ersten Paläste, der fallen mußte, war der der meuchlings ermordeten Königin; ihm folgte einer nach dem andern. Ob man auf diese Weise Bluttaten auch aus den Blättern der Geschichte tilgt oder auch nur aus der Erinnerung eines Volkes? Hier hängt eine Mauer über einen Weiher herein; einst stand sie fest und gerade; noch klettern Efeuranken an ihr hinan; sie ver=

mögen sie nicht zu halten; in wenigen Tagen wird sie in den Weiher hineinstürzen.

Diesen Weiher wollen wir noch ansehen; er soll uns in seiner lieblichen Idylle, womit er noch viel an entschwundene Pracht erinnert, für all die bis jetzt hier erlebten Enttäuschungen etwas entschädigen. Halb hat er sich schon wieder dem Einfluß der einzwängenden Hand entwunden und sich in die Arme der Natur geflüchtet. Von der hohen, einst streng abgemessenen Granitwand, die den Weiher einfaßt, ist da und dort ein Quader in das Wasser hinabgeglitten und schaut von Moos überwuchert aus dem frisch sprossenden Röhricht, während an der Stelle, wo er früher festgesessen, sich ein übermütiges Tannenbäumchen schaukelt. Flechten kriechen von oben über den Steinrand hinweg dem Wasser zu. Die alten, sauber gemeißelten Granitvasen, mit künstlich ausgestochenen Mäandermustern verziert, oder auf plattgedrückten Schildkröten postiert, sind vom Ruß der beginnenden Verwitterung übergossen. In den Vasen selbst grünt kein Zierstrauch mehr, nur der Staub, den die letzten Regentage zu einem Brei gebraut haben, liegt auf dem Boden. Ein steinerner Steg führt auf eine Insel. Auf ihr steht ein anmutiger Bau. Getragen von einem Säulenwald aus mannsdicken, zirka 4 m hohen granitenen Monolithen schwebt von einem gewaltigen Dach beschirmt eine Halle, die in früheren Zeiten jedenfalls für Festlichkeiten, Musik- und Kunstproduktionen bestimmt war und die wohl manch herrliches Gartenfest mitgemacht hat. Einzig schön nimmt sich dieser Bau aus, und gleich als wäre er sich seiner Schönheit bewußt, beschaut er in einem fort seine blendenden Säulen und seine farbigen Dachziegeln in dem Weiherspiegel, unbekümmert darum, daß dieser an vielen Stellen zerbrochen ist, wo nämlich die vermodernden Blätter der Seerose umherschwimmen oder sich an morastigen Plätzen aufgehäuft haben oder das Schilf



Ein Adeliger



Aus dem Kaiserpalast: Eingang zum Thronsaal

sich gesellig zusammenstellt. Aber es ist niemand da, der diesen Spiegel reinigen oder reparieren würde. Noch ein Inselchen schwimmt in diesem Teich. Einst mag ein Kahn die Verbindung von der Hauptinsel, auf welcher die Königshalle steht, zu diesem niedlichen Inselchen hergestellt haben; denn von der größeren Insel steigen noch die Stufen zum Wasser hinab, gerade in der Richtung gegen das kleine in Fels≠wände gebettete Eiland zu. Doch auch hier sind die schützenden Steinwände schon in die Binsen und in den Schlamm abgestürzt, und forschend schaut eine wehmütige Pinie, vor Gram niedergebeugt, hinaus, wann wohl der letzte Quader versinken und der nächste Regenschauer das Erdreich losschwemmen wird. Dann wird auch sie selbst sich zu dem Gestein hinauslegen und im feuchten Schlamm vermodern.

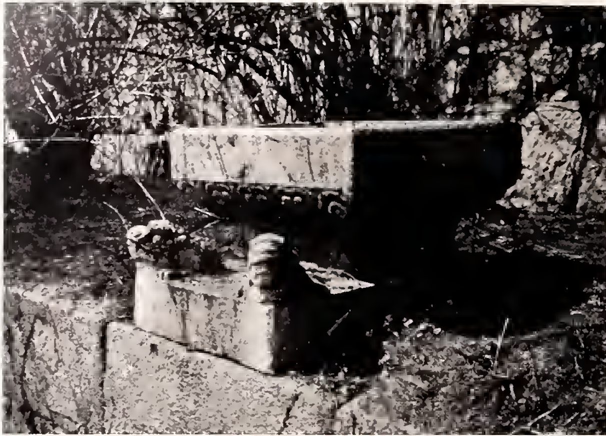
Um so freudiger rauscht der Pinienwald im Hintergrund. Er war geschützt und gepflegt worden in der Königszeit und hofft dies auch für die Zukunft. Er hat gute Hoffnung; denn der Japaner ist ein Freund der Bäume, und dieser Wald hat seine Jugendzeit längst hinter sich, so daß seine Bäume nicht mehr zu befürchten haben, in das Prokrustesbett japanischer Ziererei eingepreßt zu werden, in welchem der Japaner die Natur zum Fantastischen und Verkrüppelten verzieht.

Viel verblichenen Glanz kann die geschäftige Phantasie bei einem Besuch des berühmten „Tiger≠Palais“ in die verlassenen Räume, auf die zerfallenen Gebäude, um die öden Trümmerhaufen träumen; das Auge sieht nicht mehr viel von alter Pracht.



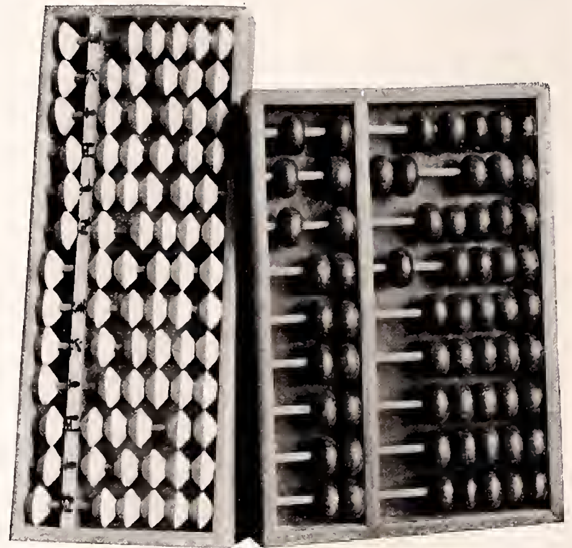
Pavillon auf der Insel im Park des Kaiserpalastes

Ähnlich ging es uns bei einem Trödler, den wir direkt vom Tiger=Palais weg aufsuchten. Wie hingen da die Dinge wirr durcheinander, auch mit einer „ehrwürdigen Patina" langen Gebrauches oder hohen Alters oder zufällig darauf verirrten Staubschicht bedeckt: neben den fein aus Horn geschnitzten, dicken Haarnadeln der koreanischen Frau und einigen plumpen in Silber gearbeiteten, von denen eine einzige für den Kopf genügt, liegt ein Zigarrenetui aus Blech; es entstammt trotz seiner chinesischen Inschrift sicherlich einer amerikanischen Fabrik. In Stein gearbeitete Tabakbehälter mit Einlegearbeit dienen als Unterlage für Tusche, die in Korea nicht schlechter als in China fabriziert wird. Eine Reihe alter koreanischer Münzen mit ausgeschlagenem viereckigem Loch um das die Inschrift herumläuft, füllen die Lücken aus zwischen Reise=Eßbestecken (ein rostendes, eisernes Messer und zwei metallene Eßstäbchen zusammen in ein hölzernes Etui gesteckt) und Bernsteinknöpfe, wie sie zu zweien zusammengebunden von den Koreanern an der linken Brustseite getragen werden, damit sie die kurze weiße Joppe zusammenhalten. Dazwischen kollern messingene Soldatenknöpfe und Zigarettenspitzen usw. Für einige Mark kann man ein seidenes Mandarinkleid kaufen, dazu auch noch den geflügelten Hut aus geflochtenen Roßhaaren, ja selbst den einst so vornehm getragenen steifen Gürtel aus Holz gebogen und die unförmigen Filzstiefel, die zur völligen Ausstattung des Mandarins gehören. Einfache Teekannen ohne



Blumenvase am Weiher des Kaiserlichen Palais

viel Charakter stehen herum, fein aus farbiger Seide geflochtene breite Gehänge, wie sie die Frauen tragen, nebst den zierlich zusammengenestelten fingergroßen Behälterchen, die Kügelchen enthalten und von den koreanischen Frauen an den Gürtel gehängt werden. Diese Kügelchen sind mit einer Essenz getränkt und ersetzen den Koreanern das Riechfläschchen. Ein kühner Feldherrnhut, in dem einst ein alter Haudegen seine siegreichen Schlachten geschlagen oder wenigstens vor seinen streitbaren Männern geprunkt hat, ist säuberlich verpackt. Über dem runden Filzhut aus grobem Pferdehaar wallt vom Knauf ein langer roter und gelber Schweif herab, indes an der Vorderseite, die Stirne zu beschatten, ein fächerartig zusammengebundener Strauß aus Pfaufedern herabfällt. Eine Perlenschnur, in welcher größere gelbe zwischen kleinere rote Perlen aufgereiht sind, dient als Sturmband. — Eine Anzahl ethnologisch interessanter Sachen kaufe ich für unser Museum daheim. Nachdem alles durchstöbert und das Ausgewählte zusammengelegt ist, geht das Rechnen los. An einen Koreaner oder auch Japaner das Ansinnen stellen, die ganze Sache im Kopf zu rechnen, hieße von ihm ein Wunder verlangen. Vielleicht, daß er noch 2 + 2 zusammenbringt. Geht es weiter hinauf, dann benützt er seine Zählmaschine, die für uns ziemlich kompliziert ist; er kann aber mit derselben nicht nur die einfachen Rechnungsarten des Addierens und Subtrahierens, sondern auch des Multiplizierens, ja sogar des Poten-



Koreanische und (rechts) japanische Rechenmaschine

zierens und Radizierens ausführen, um Quadrat und Kubus und die Urzahlen daraus zu erhalten. Es ist mir nicht gelungen, ganz in das Geheimnis dieses sinnvollen Instrumentes einzudringen, das an die Rechenmaschinen in den Vorbereitungsklassen unserer Volksschulen erinnert. In verschiedenen Abteilungen eines flachen, offenen Kästchens sind kleine Kugeln aufgereiht, die in der Mitte abgeteilt sind. Die unterste Abteilung enthält je fünf Kugeln, welche die Einheit darstellen. Darüber eine Abteilung, von denen jede Kugel das Fünffache der Einheit gilt. Daneben sind die Zehner. Wer sich auf die Zählmaschine versteht und durch einen glücklichen Blick das errechnete Resultat erhascht, der kann sich mit Erfolg auf das Feilschen verlegen. Der Händler rechnet nämlich für sich den niedrigsten Preis aus, um den er die Sachen ablassen kann, und dann, wenn er mit seiner gewissenhaften Rechnung fertig ist, fordert er von dem fremden Kunden wohl das Doppelte, das ihm seine Zählmaschine als Wert verraten.

Schließlich bekommen wir auch noch die Rechnung in Keilschrift auf breitem Papier präsentiert. Sie geht weit in die Hunderte hinein. Glücklicherweise sind es nur Yang à 2 Sen (4 Pf.). Wie wir bezahlt haben, kommen noch einige viereckige Stempel darauf, und nun kann diese Quittung nebst den Trödlerwaren ins Museum wandern.



Tiger (nach koreanischer Malerei)

Kapitel 5

Auf den Pfaden des Christentums

Ryong=san

7. März

Was uns nach Ryong=san zieht, ist nicht die Erinnerung an die Rolle, welche dieser Ort als Hafenplatz der Hauptstadt gespielt hat; in Ryong=san steht Seoul mittels des Hang=Flusses mit dem Meere in Verbindung. Aber Korea hatte ja keinen Handel. Also war auch diese Wasserstraße ebenso bedeutungslos als man im Lande selbst jede Straße entbehren konnte, die für andere Verkehrsmittel als für Lasttiere oder Sänfte eingerichtet gewesen war. Auch der Plan, den die Japaner mit Ryong=san vorhaben, dürfte auf uns wenig Reiz ausüben. Sie träumen von nichts Geringerem, als dort hinaus die Hauptstadt zu verlegen. Dem Reisenden, der mit der Bahn vom Norden oder vom Süden her zur Hauptstadt will, wird dies in auffälliger Weise zum Bewußtsein gebracht. Lange hält der Schnellzug, und nach langem Warten wird er schließlich noch nach Seoul wie auf ein Industrie=geleise gestoßen. Die pompöse Generalresidentur steht leer. Übereilig hat sich an den geradlinigen Straßen eine große Anzahl Handelshäuser aufgestellt; wie Pilze sind sie aus dem Boden geschossen, aber auch sie starren mit leeren Wänden auf die öden Straßen. Niemand ist da, der kaufen will und deswegen auch niemand, der sich als Verkäufer in die Buden setzt. In einigen Straßen, die noch tief im Kote stecken, kauern ja kleine japanische Kaufläden, leicht nach japanischem Stile gebaut, so daß die Insassen im strengen Winter durch und durch gefrieren mögen, zumal sie in den japanischen Wohnungen die koreanische Heizung nicht anbringen können. Aber auch hier ist nur ein ärmlicher Handel. Die 10000 Japaner, die in Ryong=san wohnen, sind hauptsächlich Militär, dann Bedienstete der Eisenbahn und Angestellte an den Betriebswerkstätten. Die große Regierungsdruckerei, für deren Etablierung Japan nicht weniger als eineinhalb Millionen Jen = drei Millionen Mark aufgewendet hat, vermag den Eindruck nicht zu verwischen, womit sich das ganze japanische Unternehmen als eine grundverfehlte Anlage vorstellt.

Was uns nach Ryong=san lockt ist die Geschichte des Christentums in Korea, die sich zum größten Teil um Ryong=san gruppiert und deren größte Perioden



Kathedrale von Seoul

sich auf der sandigen Uferfläche abgespielt haben, die sich zwischen Ryong-san und den Hangfluß legt. Dort war die Richtstätte; sie mußte immer wieder die Zeugin der Martern und Hinrichtungen sein, in denen das Christentum im Blute erstickt werden sollte.

Wir haben vom Nordost-Ende aus die Stadt im Durchmesser durcheilt und befinden uns, ehe wir sie wieder verlassen, im Europäer-Viertel, mit seinen wenn auch nicht eben vornehmen, doch immerhin den armseligen koreanischen Hütten imponierenden Gebäuden. Eines der nettesten ist das französische Konsulat, das malerisch von einem Hügel winkt. Fortartig von einer Mauer eingefriedigt, war es die Villa eines Min, eines nahen Verwandten der ermordeten Königin, der sich 1906, als die ersten Verträge mit Japan geschlossen worden waren, um nicht Japaner werden zu müssen, in einem Gartenhäuschen die Schlagader des Halses geöffnet hatte. (Es ist dies die Selbstmordart der Koreaner, dem Harakiri der Japaner vergleichbar.) Lange Zeit war er vermißt; niemand hatte ihn in diesem Häuschen gesucht, und als man ihn endlich fand, war aus seinem Blute eine kleine Staude hervorgesproßt. Diese betrachten die Koreaner als ein wunderbares Zeichen wie den Min selbst als einen Martyrer.

Vor dem Stadt-Tore dehnt sich noch breit die Vorstadt aus. Metallarbeiter halten mit ihren Werkstätten die Straßen besetzt. Sie verfertigen mit einer gelb-

lichen Metallegierung — einer Art schmiedbarer Bronze, Päckdong genannt, — Kohlen=becken, für Räucherwerk bestimmt, kleine Vasen und Weingefäße, Teller und Eß=schüsselchen usw. Die Sachen sind nett und billig. Wie lange indes diese Manu=fakturwaren noch dem Import von Glaswaren, die in Korea bis in die neueste Zeit unbekannt waren, trotzen können, ist freilich eine andere Frage.

Die Trambahn hat uns durch das rege Leben, das hier herrscht, den Weg gebahnt, und bald sind wir den winterlich=grauen Hütten entflohen, die jetzt eine Anhöhe vollends verdeckt. Vor uns öffnet sich ein mäßiges Tal, an dessen Hängen wir nun zu Fuß weiterschlendern. Alle die vielen, vielen Wässerlein, die geschäftig durch das Gelände dem Hangfluß zueilen, sind von Wäscherinnen besetzt, und die Büsche flattern von dem trocknenden Leinen, das mit der Frühlingsluft spielt. Hier draußen ist bereits der Frühling ins Land gezogen. Kinder mit Körbchen schleichen an den sonnigen Hängen hin und stechen die ersten Sprossen als Gemüse aus dem Boden. Denn nach der vorjährigen Mißernte an Reis, die ein Hungerjahr zur Folge hatte, begrüßt vor allem die arme Bevölkerung dieses Frühlingssprossen.

Im Waldfrieden liegt das Mausoleum des Regenten Tai=won=kun, dessen Name gleich dem eines Nero in die Geschichte eingetragen ist. 1864 hatte er durch eine Palastrevolution die Regentschaft für den unmündigen König I=thai=oang an sich gerissen. Sein Haß richtete sich gegen die Fremden und die fremde christliche Religion, seine Herrschsucht gegen die stolzen Adelsparteien im eigenen Lande. So war sein lange währender Einfluß auf die Verhältnisse Koreas eingeleitet durch die große Christenverfolgung des Jahres 1866, welcher die beiden Bischöfe Daveluy und Berneux und das gesamte Missionspersonal aus dem Pariser Missions=Seminar und über 10000 Christen unter den schrecklichsten Martern zum Opfer fielen. Die Grausamkeit des Regenten konnte das Christentum nicht ausrotten. Es wuchs weiter, freilich nur im Verborgenen, um desto kräftiger Wurzel zu fassen.

Mit der Volljährigkeit des Königs bereitete sich ein Umschwung vor. Unter dem Einfluß der weitblickenden Königin, die den Reformbestrebungen im Lande günstig gesinnt war, öffneten sich im Jahre 1882 die Grenzen des Landes dem Handel fremder Länder.

Dafür traf die Königin und ihr Geschlecht der volle Haß des ehemaligen Regenten. Mit der Ermordung der Königin sollte das Geschlecht der Min erdrückt, der modernen Bewegung Einhalt geboten und das entschwindende Ansehen Tai=won=kuns wiederhergestellt werden. Vom Regenten gedungene Meuchelmörder drangen in den Palast der Königin, stießen eine Anzahl von Min nieder und drangen so bis zu den Gemächern der Königin vor. Dort aber hatte eine treue Sklavin sich in die Gewänder der Herrin geworfen. Während die Sklavin den ihr dargereichten Becher Gift trank, war die Königin mit dem König entflohen und hatte beim chinesischen Hofe um Hilfe gebeten. Eben lag wegen der japanischen



Tisch-Gesellschaft

Expedition nach Korea eine chinesische Flotte im Hafen von Chemulpo. Der chinesische Gesandte lud den Regenten zur Besichtigung derselben ein; nur mit Zögern folgte Tai-won-kun, gleich als ahnte er die ihm gestellte Falle. Und wirklich segelte das Schiff, das der Regent betreten hatte, ehe noch die Besichtigung zu Ende war, schon draußen in den Fluten des Gelben Meeres der chinesischen Küste zu. Vier Jahre war Tai-won-kun Gefangener in Peking und wurde erst in seine Heimat entlassen, als er das Ehrenwort gegeben hatte, sich nicht mehr in die Regierungsgeschäfte einzumischen.

Einen solchen Mann hatten die Japaner nötig; sie hofften seine brutale Rücksichtslosigkeit gegen China konzentrieren zu können, so daß sie mit seiner Hilfe an das ersehnte Ziel, die endgültige Annexion Koreas, gelangen könnten. So konnte sich dieser grausame Tyrann nochmals dem koreanischen Königsthrone nahen. Er durfte es noch erleben, wie Japans Früchte auf koreanischem Boden sich zur Reife neigten; er durfte es noch mit ansehen, wie ein japanischer Minister den Regenten neben dem König, ja neben dem Kaiser von Korea spielte, um dann 1897 in ein ruhmloses, wenn auch prunkvolles Grab zu steigen.

Der Name Tai-won-kun hat unsere Gedanken in die christliche Vergangenheit Koreas, in eine Glanzperiode des Christentums überhaupt geführt, und sie sind es, die uns nun auf dem Wege nach Ryong-san nicht mehr verlassen wollen. Sie ist ja so eigenartig, diese Geschichte.

Bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert hatte nur ein einziges Mal, einem feurigen Meteor gleich, das Kreuz für ein paar Augenblicke in das verschlossene Land hineingeleuchtet. Es war gegen Ende des 16. Jahrhunderts, zu einer Zeit, da das Christentum in Japan seinem Höhepunkt entgegeneilte, um dann freilich in den blutigsten Verfolgungen zusammenzubrechen. Schon reichte die Zahl der Christen in Japan an eine Million heran; und doch war kein Wort von Christus über das schmale Meer nach Korea gedrungen. Auch von der erntereichen Entwicklung des Christentums in China war kein Samenkörnchen über die ängstlich gehüteten Grenzen der Halbinsel gekommen. Damals versuchte Japan die Eroberung Koreas; viele christliche Soldaten befanden sich in dem Invasionsheere, so daß der Jesuit P. De Cespedes sie begleitete. Doch der Krieg ist nicht die günstige Zeit für die Aussaat des Christentums. Zudem konnte De Cespedes auch gar nicht die Absicht haben, hier im Feindesland auf geistige Eroberungen auszugehen. Und doch sollte er nicht ohne reiche Ernte abziehen. Unter den kriegsgefangenen Koreanern, die mit nach Japan geschleppt wurden, bekehrte sich mancher zum Christentum und hat in den Jahren 1622, in dem der „heilige Berg" bei Nagasaki im Blute der Christen schwamm, und 1637, wo die Christen zu Tausenden vom Kap Papenberg in die schäumenden Meeresklippen hinabgestürzt wurden, sich die Siegespalme des Martyriums errungen.

Und dann war es wieder dunkle Geistesnacht durch zwei Jahrhunderte hin=durch, dunkler denn je; war doch auch im Westen und Osten das strahlende Kreuz wieder so gut wie verschwunden. Da kam das Jahr 1777. Einige korea=nische Gelehrte hatten sich so recht nach Koreaner=Sitte in eine Pagode zusammen=bestellt, um sich dort, von den Bonzen bewirtet, mit wissenschaftlichen Gesprächen zu unterhalten. Ein Buch war in ihre Hände gefallen, dessen Inhalt ihnen den reichsten Stoff bot, ein christliches Religionsbuch, in chinesischer Schrift geschrieben. Es war wohl gelegentlich einer Gesandtschaft ins Land geschmuggelt worden. Viel Anregendes stand in dem Buche über Gott und Unsterblichkeit der Seele und über das Sittengesetz, worüber ihnen der gelehrte Konfuzius nie auch nur die geringste Andeutung gemacht hatte. Seine Lehre, die in einer reinen Diesseits=Religion abgeschlossen ist, stellt bloß die fünf Verpflichtungen auf gegen den König, gegen die Eltern, gegen die älteren Brüder, zwischen den Eheleuten und zwischen Freunden. Von einem Gott und einem Jenseits hat er auch nicht die geringste Andeutung gegeben. Und hier schien vieles so klar, so daß sich die Gelehrten entschlossen, nach den in dem Buche niedergelegten Anordnungen zu leben. Sie verrichteten gemeinsam Morgen= und Abendgebet und hielten den Sonntag. Manches freilich war ihnen dunkel und geheimnisvoll.

Da traf es sich, daß einer aus dem Bekanntenkreise unserer Gelehrten mit der jährlich nach Peking ziehenden Gesandtschaft abgeordnet wurde. Dieser sollte in der Hauptstadt Chinas nach der neuen, fremden Lehre forschen und sich eingehend darin unterrichten lassen. Es war Seng=hun=i, der, vom Bischof Alexander von Govea getauft, als „Petrus" im Jahre 1784 in seine Heimat zurückkehrte und dort mit einer Reihe von eifrigen Männern den Grundstock zur christlichen Lehre in Korea legte. — Aber schon hatte auch die erste Opposition gegen die neue Lehre eingesetzt. 1785 sollte einer aus der klei=nen Christenschar, Thomas Kim, durch die schrecklichsten Folterqualen gezwungen wer=den entweder den fremden Glauben abzuschwören oder wenigstens die andern ab=schrecken, seinem Beispiele zu folgen. Er erlag als erster Martyrer auf Koreas Boden



Das Kirchlein von Ryong=san



Koreanische Jugend

in der Verbannung den Folgen der erlittenen Foltern. Ein scharfes Religions-Edikt ward gegen die Christen erlassen und alle, besonders die Verwandten der Christen aufgefordert, diese zu verstoßen.

Indes konnte nichts die religiöse Bewegung aufhalten. Eigenartig wie sie entstanden war, machte sie einen eigenartigen Schritt vorwärts. Die Christen brauchten ein religiöses Oberhaupt, sie brauchten einen Priester. Er sollte das Opfer darbringen, von dem in den Religionsbüchern die Rede war. Petrus selbst kam mit seinen Erinnerungen aus Peking zu Hilfe: Oberhirt, Priester, religiöse Funktionen, all das sollte nun eingerichtet werden nach dem Vorbilde, wie es aus den Tagen in Peking sich so lebendig seinem Geiste eingeprägt hatte. So wählten sie aus ihrer Mitte einen Bischof und Priester, und diese begannen zu predigen, zu firmen, Messe zu lesen, Sakramente zu spenden. Und ohne den geringsten Gedanken, daß dies doch nicht so ohne weiteres gehen könne, fuhren sie mit großem Eifer zwei Jahre in ihren Amtshandlungen fort. Dann aber stiegen doch allmählich Bedenken auf, die sie aus den Religionsbüchern herausgelesen hatten. Edelmütig legten alle ihre Ämter nieder und enthielten sich weiterer Amtshandlungen, bis sie vom Bischof zu Peking Aufschluß erhalten hatten. Natürlich wuchs mit seiner Antwort die Sehnsucht nach einem gültig geweihten Priester erst recht, und sie bestürmten ihn mit Bitten, ihnen einen solchen zu senden.



Schulkinder

War die kleine Christengemeinde aus den winzigsten Anfängen auf die Zahl von 4000 angewachsen, so schlug 1791 auch die Flamme der ersten Verfolgung plötzlich aus der stets glimmenden Asche des Hasses. Manche fielen ab. Ist es zu verwundern, daß die Armen, die von keinem Priester gestärkt waren, von dem Weinen und Klagen ihrer Angehörigen verwirrt, von der Angst vor den grausamen Martern erschreckt, schwach wurden? Zu bewundern sind die Helden, die mitten unter den schreckenerregenden Foltern, wie sie in den barbarischen Sitten Koreas üblich waren und wie sie die rohen Henkersknechte, meist zu ewiger Kerkerstrafe begnadigte Verbrecher, ausdachten, ihrem Glauben treu blieben und freudig für ihn in den Tod gingen.

Mit dem Jahre 1794 gelang es dem chinesischen Priester Tsiu, sich unter unsäglichen Mühen durch Eis und Schnee über den zugefrorenen Jalu nach Korea einzuschleichen. Mit seinem Erscheinen begann ein rasches Aufblühen der koreanischen Kirche. Nach ein paar Jahren hatten sich schon 10000 Christen um den heiligmäßigen Priester geschart.

Doch auch die Feinde ruhten nicht. Die zweite Christenverfolgung 1801/02 bereitete sich vor. Sie entriß der todesmutigen Herde den eifrigen Hirten und machte die Christengemeinde auf 30 Jahre verwaist. Und doch hat gerade diese Christenverfolgung so viel Anmutiges und Heldenhaftes an sich, daß sie in vielen Details an die Martyrerakten der jungen christlichen Kirche in Rom erinnert. Die



Buddha-Altar

Verfolgung hatte das Gegenteil erreicht von dem, was sie bezweckte. Die Kunde von der Grausamkeit der Verfolger und dem Starkmut der Christen drang hinaus in die Provinzen und begann hier bei hochgesinnten Herzen für das Christentum zu werben. So fand es seinen Weg vor allem in die Provinzen Kanguen und Kieng-san.

In der Hauptstadt der letzteren Provinz, in Taikou sollte 1815 die dritte Christenverfolgung ausbrechen. Sie wurde von der vierten im Jahre 1827 in Seoul abgelöst. Diese Verfolgungen überstanden die glaubenstreuen Christen ohne Priester. Und schon waren 30 Jahre über das Grab des P. Tsiu hingezogen, das unbekannt irgendwo dort drunten auf dem weiten Richtplatz von Sai-nam-to, im tiefen Flußsand unter vielen Leichen verscharrter Verbrecher und vielen, vielen Martyrergräbern liegt. In einer rührenden Sprache wandten sich die Verlassenen an den Heiligen Vater nach Rom: „In unsern Geschichtsbüchern lesen wir, daß das Evangelium auf Schiffen bis in die entlegensten Länder, an die Grenzen der Welt gedrungen ist, und man vergißt unser Reich in diesem fernen Winkel der Erde; unser Land allein bleibt in der Finsternis."

Da ward 1831 Brugière zum ersten apostolischen Vikar von Korea ernannt. Seine Reise in das ihm anvertraute Gebiet gibt einen Blick in die damaligen Missionsreisen. Obschon er bei der Ernennung zum apostolischen Vikar bereits als Missionär in Siam weilte, brauchte er doch fast vier Jahre, die ausgefüllt sind von undenkbaren Mühsalen und Leiden, bis er endlich am 20. Oktober 1835 an der Grenze seines Vikariats anlangte, aber nur um dort im Angesichte des ersehnten Landes den Anstrengungen der Reise zu erliegen. Aber schon war ihm einer der Missionäre, Maubant, nachgeeilt. Er konnte den Bischof noch begraben und dann, in das koreanische Trauergewand gehüllt, 1836 in Korea eindringen.

Drei Jahre später brach die fünfte Christenverfolgung aus, welcher Maubant und sein Gefährte Chastau und Bischof Imbert zum Opfer fielen. Auch ihre Häupter rollten in den gelben Sand, den der Hang-Fluß vor Ryong-san angeschwemmt hat. Die Christen aber bargen die drei Leiber ihrer geliebten Seelenhirten und brachten sie in das Gebirge, das jenseits des Flusses von Osten herüberschaut. Und die Heiden waren es, die von da an der Bergkette den Namen Sam-sieng-san gaben, der „Berg der drei Heiligen".

Aber die Hirten waren nicht die einzigen, welche im Jahre 1839 um ihres Glaubenseifers willen verbluten sollten. Es schien, als wären die Heldengestalten von 1801/02 auferstanden und hätten noch Scharen aus Roms Katakombenzeit



Koreanischer Lehrer

mitgebracht, so drängten sich die Christen zur Folter und zum Henkerschwert: edle Jungfrauen wie Agatha Tsien und Luzia Pak, denen man die Beine zerschlug, so daß das Mark aus den Knochen lief; Kinder wie Petrus Niu (13 Jahre alt) und Anastasia Ni (12 Jahre), an denen die rohen Henkersknechte alle erdenklichen Qualen versuchten. Wunderbare Leidensgröße triumphiert über die erfinderische Bosheit; im Leiden erstarkt die Kirche Koreas.

Örtliche Verfolgungen bilden das schauerliche Nachspiel zu der großen Verfolgung des Jahres 1839. Bei einer solchen wird auch der erste einheimische Priester Andreas Kim ergriffen und 1846 hingerichtet.

Endlich sollte die wütendste aller Verfolgungen, die von 1866, einsetzen, welche die Grausamkeit des Regenten Tai-won-kun arrangiert hatte. Das Blut floß in Strömen. Und wie viele tausend Christen, besonders Frauen und Kinder mögen auf der Flucht in die unwirtlichen Berge, die von Eis und Schnee starrten, der Winterkälte und dem Hunger und dem Elend zum Opfer gefallen sein?

Unter diesen Reflexionen haben wir die Höhe erstiegen, an der von der entgegengesetzten Seite, vom Flusse her, die Stadt Ryong-san emporklettert. Sie liegt jetzt zu unsern Füßen. Aber unser Blick eilt über die grauen Dächer hinweg und sucht zwischen den einzelnen Häuschen, die auf der Ebene von Sai-nam-to herumstehen, die verlassene Halle, in welcher der Mandarin den Hinrichtungen beiwohnte. Dorthin unter seine Augen wurden die Opfer geschleppt, nachdem oft wochenlang Tag für Tag ihre Glieder verrenkt und mit durchbohrten Brettchen die Fußsohlen zerschlagen und mit Holzscheiten die Schienbeine bearbeitet worden waren, bis die Knochen bloßlagen oder zersplittert waren. Nach diesen Martern waren sie immer wieder in die engen, finsteren Gefängnisse zurückgeschleppt worden, in die Jahrzehnte kein Stäubchen frische Luft oder Licht gedrungen war. Faulendes Holz bildete dort ihr Lager, auf dem sie keine Ruhe fanden; denn waren ihre schmerzenden Glieder nicht gebrochen, so wurden sie krumm geschlossen, so daß der Schlaf ihre Augen floh, und sie oft vor Elend und Hunger und Durst aus einer Ohnmacht in die andere fielen. Nur der Tod konnte sie von ihren Leiden befreien. Er tat es oft mitleidig, ehe sie zur Hinrichtung hinausgeschleppt wurden. Häufig halfen die entmenschten Folterknechte nach, die die Unglücklichen auch im Kerker noch peinigten und quälten, um von den Angehörigen Geld zu erpressen. Die zum Tode Verurteilten wurden bald, nachdem das Urteil gefällt war, auf einem Karren unter dem Gejohle des Pöbels zum Richtplatz gebracht; dort wurden ihnen die Ohrläppchen mit Pfeilen durchstochen. Dann erwarteten sie den Todesstreich. Auf ein Zeichen des Mandarins sprangen die Henkersknechte an den im Sande knienden Opfern vorüber und versetzten ihnen mit ihren rostigen Schwertern einen Hieb in den Nacken, und oftmals fiel das Haupt erst nach dem fünften oder sechsten Streiche. Das Haupt wurde aufgehoben und dem Mandarin gebracht,



Im Garten der Mission zu Ryong-san

der sich so mit eigenen Augen von dem Vollzuge des Urteils überzeugen mußte. Dieses offene Häuschen, in welchem der Mandarin dem grausigen Schauspiele anwohnte, steht noch da als stummer Zeuge all der unsäglichen Greuel, womit die Herrscher des Landes gegen ihr eigenes Volk gewütet haben, als Hüter aber auch all der geheimnisvollen Liebe und der unüberwindlichen Glaubenskraft, welche diese Helden und Heldinnen mit sich ins verachtete Grab genommen haben. Weiter darüber hinaus wälzt der Hang seine schmutziggelben Fluten dem Meere zu, und darüber herein ragen die leuchtenden Berge der drei Heiligen. Ein langer, fader Eisenbahndamm, der in der Richtung nach Chemulpo das Tal durcheilt, stört den sinnenden Blick. Dieser sucht nach den geröteten Stellen, wo diese heldenhaften Blutzeugen bewiesen haben, daß es für ein peuple mort (für ein totes Volk), wie der Krämergeist und nationale Berechnung das jahrtausendelang in sich abgeschlossene Volk nennt, eine Kraft gibt, die ein Leben der höchsten Ideale, eine Fülle heroischer Kraft auslöst. Und diese, nur diese kann ein Volk, auch ein ersterbendes Volk groß machen. Sie liegt im Christentum. Ein Volk, das solche, das soviele Helden hat, die freudig ihr Blut und Leben opfern, ist doch kein peuple mort, sondern vielmehr ein in seiner jugendfrischen Entwicklung in einen finsteren Kerker verschlossenes, von tyrannischen Herrschern in eine Zwangsjacke gestecktes, von den Mandarinen gemartertes Volk. Wenn es trotz der Kerkerluft



Schule

der Abgeschlossenheit und trotz Tod und Martern leben konnte, dann dürfte es die freie Himmelsluft des Christentums zu einer freudigen Entwicklung bringen.

Gleich beim Abstieg von der Höhe kommen wir auf den Gottesacker der französischen Missionäre, der aus idyllischem Waldfrieden den jungen, lebensmutigen Missionszöglingen des Seminars von Ryong=san sein friedsames Memento mori hinabruft. Jugendliche Männer, meist in der Vollkraft des Lebens mitten aus ihren Arbeiten herausgerissen, liegen hier brüderlich vereint unter einem einfachen Stein=kreuz. Schweigsame Pinien halten den Lärm der Gewinnsucht und das Jauchzen der frivolen Lebenslust, welche die Japaner in unmittelbare Nähe gebracht haben, ab. Auch einer unserer Brüder, Bruder Martin Huber, der, kaum daß er den geheiligten Boden Koreas betreten hatte, einem tückischen Typhus zum Opfer gefallen ist, ruht als Erstlingsopfer unserer Kongregation unter den Heldensöhnen des Pariser Missionsseminars.

Nur noch ein paar Schritte talwärts, und wir sind schon im Besitztum der Mission, deren Kirchlein uns als Wegweiser dient. Von hoher Warte aus schaut es, wie in stiller Andacht versunken, hin über die Ebene auf das Gebirge der drei Heiligen. Eine französische Dame hat diese Kapelle gestiftet mit der Bedingung, daß sie diese Richtung einnehme. Drinnen in dem schmucken gotischen Gotteshause hütet ein schlichter Marmorstein auf dem Boden die Reliquien des ersten korea=



Schule

nischen Priesters, des edlen Andreas Kim, und mahnt von hier aus die jungen Studenten seines Volkes, die in dem Seminar nebenan sich auf den Priesterberuf vorbereiten, zu heiligem Eifer und heldenmütiger Opferliebe. Er mahnt sie, des Märtyrerblutes nicht zu vergessen, das in den Adern gar vieler dieser Zöglinge rinnt. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß Bischof Mutel gerade diesen Ort ausersehen hatte, als er daranging, einen einheimischen Klerus heranzubilden. In einem engen Steinhäuschen, nach koreanischem Stile gebaut, hatte das Seminar begonnen und sich allmählich zu einem für koreanische Verhältnisse stattlichen Bau entwickelt, der freilich dem verwöhnten europäischen Auge, das lichte, luftige Schullokale sucht, armselig erscheinen möchte. Einfache, ziemlich roh aus Brettern zusammengefügte Schulbänke füllen die Klassenzimmer; ein etwas düsterer Speisesaal, mäßig beleuchtete Studierräume und eben noch genügende Schlafsäle, das alles läßt die harte Not ahnen, mit welcher das Seminar zu kämpfen hat. Es ist wahrlich schon die Studienzeit für diese Knaben eine Einführung ins praktische Leben, in einen Beruf voll von Opfern und Entbehrungen, die sie einst auf ihren Seelsorgsposten werden durchmachen müssen. Aber es sind alle so fröhlich, und die ganze Schar von dreißig jungen Leutchen stürmt freudig auf den Spielplatz, als ich ihnen mit Erlaubnis ihres Oberen für heute nachmittag freigeben darf. Nur drei Patres besorgen die Schule, welche den ganzen Studiengang von den

ersten Anfangsgründen des Lateins bis zur Philosophie und Theologie einschließlich umfaßt und mit der Priesterweihe endigt. Eine harte Aufgabe, die nur dadurch ein klein wenig erleichtert wird, daß nur alle drei Jahre Neuaufnahmen in das Seminar erfolgen und so die Knaben schubweise ihrem begehrten Ziel nähergerückt werden, das sie nach neun Jahren erreichen sollen. An ihnen hängt ein Teil der Zukunft Koreas. Stünden doch mehrere Patres zur Verfügung, die als Lehrer wirken könnten! Doch der Mangel ist ohnehin schon so groß in dem weiten Missionsgebiete. Wären doch die Mittel reicher, um ein größeres Haus herstellen zu können, um mehr solche junge Leute aufnehmen zu können! An Berufen und Talenten würde es nicht mangeln. Die Mission würde raschere Fortschritte machen, sie würde sich immer mehr festigen. Aber wie an anderen Orten, so fehlt es auch hier an allen Ecken und Enden — nur nicht an Arbeit und hochherzigem Opfergeist. Aus Mangel daran wird wahrlich das Seminar in Ryong-san nicht eingehen. Aber ob nicht die Macht der Verhältnisse, die Notlage in der Mission, wenn sie einmal die Lehrer nicht mehr sollte ersetzen können, ob nicht der Mangel an materiellen Mitteln diesen ehrwürdigen und für die katholische Kirche in Korea unentbehrlichen Bau in Trümmer legen kann? Doch die christliche Liebe wird ein solches Schicksal von dem durch Märtyrerblut geweihten Boden Koreas abhalten.

Achtzehn einheimische Priester, die aus diesem Seminar hervorgegangen sind, unterstützen die sechsundvierzig Patres aus dem Pariser Missionsseminar, dem die beiden Apostolischen Vikariate Koreas zur Missionierung anvertraut sind.

Das Christentum in der Hauptstadt

8. März

Heute sollen zwei Besuche das Bild ergänzen, dessen Untergrund der Ausflug nach Ryong-san gegeben hatte. Der eine Besuch gilt dem Waisenhaus der Schwestern, der andere der Vorstadtkirche St. Joseph.

Von der imposanten katholischen Kathedrale, deren gotische Maßwerke siegreich das Kreuz in die Lüfte halten, so daß es über die ganze Stadt hin leuchtet, um allen Wegweiser zum Lichte zu sein, haben wir nur wenige Schritte zum Waisenhaus. Zweihundert Mädchen empfangen dort Erziehung und Unterricht. Im Hauptgebäude befindet sich die Wohnung der fünf französischen Schwestern, die hier ein stark bevölkertes Noviziat für einheimische Schwestern leiten. Nicht weniger als vierzig koreanische Jungfrauen haben sich hier zusammengefunden, um sich ganz dem Dienste Gottes und den Werken der Liebe zu weihen, und schon sind von hier koreanische Schwestern in sechs Landstädtchen Koreas hinausgezogen, um sich

dort um die weibliche Jugend anzunehmen, und durch Krankenpflege sich in der werktätigen Liebe zu üben.

Die Oberin geleitet uns durch die Räume der Kinder. Sie werden tüchtig zur Arbeit angehalten, doch das ist für das Koreanermädchen nichts Ungewohntes. Dem heranwachsenden Mädchen und später den Frauen fällt ja ein großer Teil der häuslichen Arbeit zu, die durch das viele Waschen nicht unerheblich vermehrt wird. Hier knien oder vielmehr hocken die Kleinen von zwölf bis dreizehn Jahren mit unterschlagenen Beinen auf den Bänken zu dreißig bis vierzig an einem langen Tisch. Jedes hat vor sich ein Klöppelkissen und wirft mit den flinken Fingerchen die Klöppel hin und her und heftet geschickt die Stecknadeln ein, bis wieder ein Stück Spitzen fertig ist. Die amerikanischen Damen kaufen diese Sachen sehr gern.

Die Kinder einer jeden Gruppe sind nach koreanischem Muster und in koreanischer Tracht uniformiert. In unserem Saale tragen sie grüne Röckchen und scharlachrote Jacken. Wir überraschen noch einige, die über ihr Arbeitsjäckchen, das schon etwas die Spuren der Arbeitsamkeit zeigt, die frisch geplättete, reine Festjacke anlegen. Beim Verlassen des Zimmers grüßen sie uns auf koreanische Weise. Mit herabhängenden Armen kommen sie schweigend und schüchtern heran. Jetzt lassen sie sich langsam, die Handflächen gegen den Boden gewendet, die Fingerspitzen nach rückwärts, in einer Art tiefe Kniebeugung mit auseinandergespreizten Knieen so weit nieder, bis die Handflächen den Boden berühren, und machen nun mit dem Kopfe und dem Oberkörper einen Knix so tief als möglich. Darauf erheben sie sich ebenso feierlich langsam wie sie hinabgesunken sind wieder in aufrechte Stellung. Dann kommt die gleiche Bewegung zum zweiten- und drittenmal, nur daß das eine Mal die linke, das andere Mal die rechte Hand in die Hüfte gestützt wird, während die freie Handfläche den Boden zu berühren hat. Als Abschluß kommt eine vierte Verbeugung: die beiden Hände werden, mit den Handflächen dem zu Begrüßenden zugewendet, auf die Stirne gedrückt, so daß die Fingerspitzen sich in der Mitte der Stirn berühren. Dann folgt die gleiche langsame Abwärtsbewegung des Körpers und eine Verneigung des Oberkörpers nach vorwärts, bis die Handflächen den Boden berühren, der Kopf aber auf den Händen liegen bleibt. Es gehört eine große Übung und eine Anspannung aller Muskeln dazu, um diese Begrüßungen schön und exakt auszuführen. Aber gerade darauf sind die Kleinen nicht weniger stolz, als sonst die Mütter, die ihre Mädchen kunstgerecht diese zierliche Begrüßung gelehrt haben. Diese Armen haben ja keine Mutter mehr.

Manche treuherzigen Gesichtchen sind darunter, wenn auch über die meisten ein sonderbar ansprechender Ernst, fast möchte man sagen eine eigenartige Trauer ausgegossen erscheint, als ob kein jugendlicher Frohsinn aus den kleinen Herzen sich auf diese Gesichtchen wagen dürfte. Es ist mehr als das ungewohnte Erscheinen von Fremden in ihrer Mitte. Draußen freilich auf dem Lande wird ein Mädchen,

das aus der Türe schleichen will, um Wasser zu holen, scheu zurückhuschen um sich zu verbergen, wenn ein Mann oder Bursche eben des Weges kommt. Die strengen Sitten Koreas verbieten dem heranwachsenden Mädchen, sich vor irgend einem sehen zu lassen. Diese Abgeschlossenheit überträgt sich teilweise auch auf die kleineren Mädchen. Doch hier bei den Kindern im Waisenhaus ist diese ängstliche Zurückhaltung längst entschwunden. Was geblieben ist und sich auf ihren Gesichtern ausprägt, ist der Ausdruck des harten Sklavenloses, das wie überall in den Heidenländern auch in Korea jahrtausendelang auf dem weiblichen Geschlechte lastete. Die Mutter hat es dem Mädchen bei seiner Geburt als Erbteil übergeben. Der Schmerz der niedergetretenen Menschenwürde liegt auf ihren Zügen, und er läßt sich nicht so rasch verwischen. Erst die Hoheit des Christentums hellt langsam die düsteren Schatten wieder auf. Wir durchwandern all die Säle. Schließlich kommen wir auch zu den ganz Kleinen. Drollig stellen sie sich in Reih und Glied und schauen zu den Fremden empor. Sie sind in einem Koreanerhäuschen untergebracht. Der Boden ist mit Ölpapier belegt, und die dunkelbraunen Flecken machen die Stellen kenntlich, wo die unter dem Boden durchgeleitete Heizung am kräftigsten wirkt. Drüben in einem Nebenraum liegt ein Kind auf einer solchen Stelle; es ist sichtlich krank. Die Wärme tut ihm wohl, und es vermißt weder das Bett



Die Rute des Lehrers



Seoul: Das Tor der Märtyrer

noch das weiche Lager, noch das Federkissen; denn all das sind den Koreanern unbekannte Dinge. Er wünscht sich höchstens eine Strohmatte auf hartem Lehmboden und ein langes Kopfpolster oder statt dessen ein Stück Holz unter den Nacken, um dann in der molligen Wärme des niedrigen, engen Zimmerchens — meist nur drei Meter im Geviert — in tiefen Schlaf zu versinken. Das Kind des Waisenhauses soll nicht verwöhnt werden.

Durch das Süd-Tor, das sogenannte Tor der Märtyrer, kommen wir in die Vorstadt, in der die Sankt-Josephs-Pfarrei liegt. Bald müssen wir die breite Straße verlassen. Da stecken wir denn in engen, winkligen Gäßchen, in denen wir uns mühsam voranarbeiten. Kaum kann man ausweichen, ohne daß man auf die Eßwaren tritt, die im Schmutz und Staub des Bodens zum Verkaufe ausgelegt sind, oder daß man in einen schlammigen Abzugsgraben gerät, der längs der Häuser hinbrütet. Und doch gelangen wir schließlich an den Fuß des Hügels, von dem die Sankt-Josephs-Kirche herabwinkt und in soviel Armut und Elend hineinschaut. Der Kampf um den zeitlichen Unterhalt, der mehr denn je auch um diese armseligen Hütten tobt, zieht auch das geistige Leben in seine trüben Wogen hinein. Der Koreaner ist religiös veranlagt, mehr als seine Nachbarn im Osten oder Westen. Aber waren es nicht auch die Japaner in jenen glorreichen Zeiten um das 16. Jahrhundert? Die Not des Lebens hat das ideale Streben erstickt. Auch hier hat unter dem Druck der Armut die Zuneigung zum Christentum etwas

nachgelassen. Immerhin hat P. Doucet eine herrliche, opferfreudige Christen=gemeinde beisammen. Sie schart sich um die erste Kirche, die aus dem blut=getränkten Boden Koreas entstanden ist. Seit fünfunddreißig Jahren arbeitete der unermüdliche Pater hier. Die wenigen Schäflein, die während der Verfolgungszeit sich unter dem Schutzmantel der bittersten Not in bessere Zeiten hinübergeflüchtet und die dann zehn Jahre später sich um P. Doucet gesammelt hatten, hat seine Hirtensorgfalt auf dreitausend vermehrt. Mit seiner Herde und für sie lebt er, auch in seiner äußeren Erscheinung eine echte Hirtengestalt im besten Sinne des Wortes, hager und mit markigen Gesichtszügen, aus denen Ernst und Milde spricht. Kein Wunder, daß seine Christen mit ganzem Herzen an ihm hängen. Er ist ihnen alles.

Schlicht und einfach, aber peinlich sauber gehalten und würdig in ihrer Aus=stattung wacht die Sankt=Josephs=Kirche vom Hügel aus über die Gläubigen, die drunten in den Niederungen unter den Heiden leben. Sie ist ein gotischer Backstein=bau, der weder im Äußern noch im Innern viel Inter=essantes oder Künstlerisches bietet. Nur steht im Schiff noch die hölzerne Scheide=wand, welche die Kirche der Länge nach in der Mitte durchzieht und Männer und Frauen voneinander teilt. So verlangte es die gute alte Sitte, unter deren Herrschaft die Kirche entstanden ist. Inzwischen haben sich frei=lich die Zeiten und die Sitten geändert, aber die Scheidewand ist geblieben als Erinnerung an die ruhm=reichen Zeiten der Kirche in Korea.



Eine Kleine macht ihre Begrüßung

Etwas unterhalb der Kirche in ein künstlich angelegtes Plateau fügt sich die Mäd=chenschule. Sie ist von zwei koreanischen Schwestern ge=

leitet. Die kleinen, gar zu kleinen Schulräume machen einen ärmlichen Eindruck, der durch die sehr einfachen Schulbänke noch vertieft wird. Aber woher die Mittel nehmen, die Räume zu erweitern und besser auszustatten? Und die hingebende Liebe der Schulschwestern findet sich dort ebenso heimisch als die genügsamen Kleinen, die sich an ihrer Fibel oder an ihren Handarbeiten plagen.

Nebenan steht ein winziges Hüttchen in koreanischem Stil. Sein Anblick trägt meine Erinnerung in die Jugendzeit zurück in das Dörflein, in dem ich aufgewachsen. Täglich, wenn ich zur Schule ging, mußte ich an einem elenden Häuschen vorbei. „Beim Hüter“ hat man es genannt. Mit viel Mitleid habe ich oft diese armen Leutchen betrachtet, welche die unerbittliche Armut in ein so enges Gefängnis verurteilt hatte. Hier ist's die Liebe, die Liebe zu den Kindern ihrer Landsleute, welche die Schwestern in eine so enge Kammer einschließt. Das Hüttchen ist das „Kloster“ der beiden Lehrschwestern. Sie haben einst in ihren Familien, wo reich mit Perlmutter eingelegte Schränke die Stube schmückten, anders gewohnt; sie haben den kostbaren Silberschmuck mit seinen Emailleeinlagen ihren Schwestern überlassen und haben die Armut erwählt, um den Armen zu helfen.

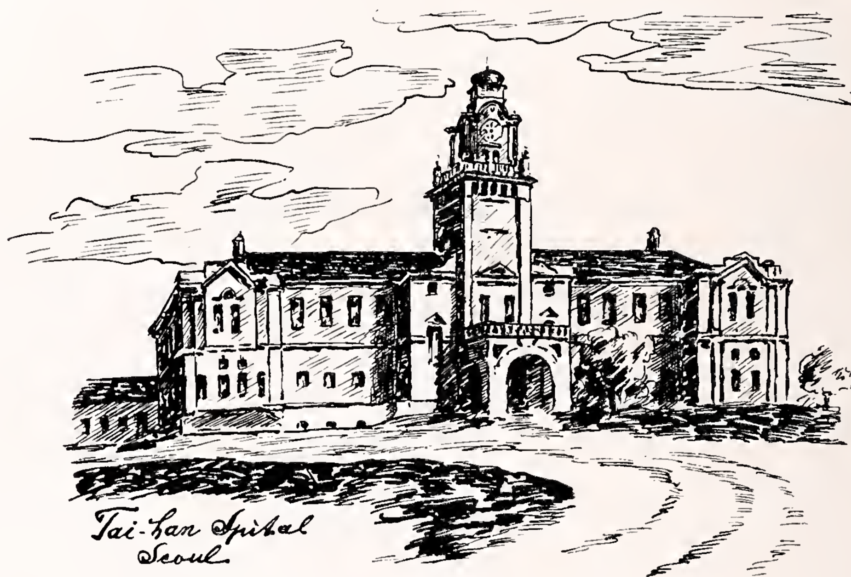
Auf der gegenüberliegenden Seite des Hügels ist die Knabenschule, aus der uns eine noch kältere Armut entgegenweht. Aber das sind ja die großen Leitsätze Christi: „Selig sind die Armen im Geiste“ und „Den Armen wird das Evangelium verkündet.“ Nach diesem Programm hat sich die Kirche Koreas entwickelt und ist nunmehr auf 90 000 katholische Christen angewachsen. Wahrlich, an Armen und an Armut fehlt es ihr nicht. Sie hätte sich reicher entfalten können, hätte die Kirche, hätten die Missionäre mehr Mittel, sich auch der zeitlichen Notlage der Armen anzunehmen.

Neben dieser Missionstätigkeit und ihren Erfolgen hat mit der Besitzergreifung des Landes (1882), das die



Aus der Mitte der Ärmsten

katholischen Missionäre mit ihrem Blute erkämpft haben, eine intensive protestantische Propaganda eingesetzt, die von Amerika ausgeht. Sie wird gefördert vom amerikanischen Handel, dem sich im neuerschlossenen Korea ein willkommenes Absatzgebiet auftut. Daher unterstützen auch die amerikanischen Großfirmen die protestantischen Missionäre, insbesondere die Presbyterianer in Korea so nachhaltig. Ohne an den religiösen Motiven zu zweifeln, denen diese Geldspenden zugunsten der Missionäre entspringen, oder gar sie herabzusetzen, gehen wir doch nicht fehl, wenn wir eine Nebenquelle auf die Handelsinteressen zurückführen. Gesteht doch der praktische Amerikaner selbst ein, daß ihm jeder Missionär



draußen in der Fremde zum mindesten ebensoviel wert ist, wie eine kostspielige Annonce, für die er Tausende von Dollars bezahlen würde. Warum sollte er denn nicht einen Teil dieses Geldes opfern, um den Missionär zu unterstützen, wenn dieser dann mit um so größerem Eifer eintritt für die Interessen seines heimatlichen Handels und die Bedürfnisse der Fremden auf Amerika verweist?

Aus dem Grunde verfügt die amerikanische Mission in Korea über enorme Mittel, so zwar, daß ein einziger Presbyterianer-Missionär mit Frau und zwei Kindern an persönlichem Gehalte mehr erhält als alle sechsundvierzig französischen Missionäre zusammengenommen. Dazu stehen ihnen noch die reichsten Geldmittel für ihre charitativen und kulturellen und religiösen Unternehmungen zur Verfügung. Sie können allenthalben herrliche Krankenhäuser, glänzende Schulen, prächtige Kirchen

errichten und aus den stark fließenden Geldquellen schöpfen, um an ihre armen Christen auszuteilen. Besonders ist es der Norden Koreas, der unter dem überwiegenden Einfluß des amerikanischen Protestantismus steht; dort wird eben in der Stadt Pyenyang neben den bereits bestehenden höheren Schulen eine neue Schule für 60000 Mark gebaut. Im Süden Koreas herrscht fast ausschließlich die katholische Missionstätigkeit, die Mitte ist gemischt. Doch ist der Protestantismus auch in der Hauptstadt stark vertreten, und dem protestantischen Jünglingsverein (Jung men Christian Association) gelang es schon unter dem Fürsten Ito einen Staatszuschuß von jährlich 20000 Mark zu bekommen, den auch der jetzige Generalresident Graf Terauchi ihnen weiter sichert. All dem gegenüber muß der katholische Missionär mit seinen 500 Mark — soviel und nicht mehr erhält der einzelne pro Jahr — nicht allein selbst leben, sondern auch noch seinen Katecheten, seinen Diener und seine Lehrer besolden. Ja, er sollte davon auch noch etwas erübrigen, um für die Einrichtung der freilich recht dürftigen Kirche und für den Unterhalt der Schulen aufzukommen; er soll wenigstens den Ärmsten in der Zeit der größten Not helfen. Ihnen sind die Hände gebunden, so daß sie auch den schönsten Plan, der zur Förderung der Mission in ihren Herzen auftaucht, gewaltsam unterdrücken müssen, weil sie ihn doch nicht ausführen können. So mußten denn auch nach amtlichem Bericht „wegen Geldmangel" nicht weniger als dreißig Schulen der katholischen Mission im letzten Jahre geschlossen werden.

Bei einer solchen ungleichen Lage der Verhältnisse ist es nicht zu verwundern, daß der amerikanische Protestantismus in den wenigen Jahren seiner Tätigkeit die katholischen Missionserfolge bereits weit überholt hat. Die Anhänger des Protestantismus, freilich auf verschiedene Sekten verteilt, zählen schon über 200000. Ob alle diese Bekenner der protestantischen Lehre so treu und fest an ihrem Glauben hängen wie die Katholiken, mag dahin gestellt sein. Jedenfalls klingt aus den Worten so mancher Koreaner katholischer Konfession neben der Klage über ihr Elend und ihre Armut auch der unerschütterliche Starkmut, womit sie ihren Glauben lieben: „Pater", so hört man sie oft sagen, wohl im Hinblick auf die große materielle Hilfe, welche sie ihren protestantischen Landsleuten zuteil werden sehen, „Ihr sorgt gut für unsere Seele, aber für unseren Leib habt Ihr nichts übrig." Aber woher sollten die armen Patres etwas nehmen, um es den armen Christen zu geben, sie, die draußen in den kümmerlichen Dörfchen das Los ihrer Christen teilen, und wie diese dürftig von ein bißchen Reis und Gerste leben, in engen Hütten, die sich kaum von denen der Eingeborenen unterscheiden?



Alte vergoldete Bronze
1/2 natürl. Größe
(Mus. St. Ottilien)

Die Opfer, welche diese Missionäre bringen müssen, sind wahrlich keine kleinen, und darauf lastet noch der schwere Druck der Hilflosig-

keit, wo Not und Elend um Hilfe flehen; immerhin kann auch der protestantischen Missionstätigkeit und vor allem der heimatlichen Opferfreudigkeit zur Förderung der protestantischen Mission die Anerkennung nicht versagt werden.

Es ist Spätnachmittag geworden, bis wir uns zum Rückweg durch die Stadt aufmachen. Die Sonne steht schon tief hinter den Bergen und wirft deren blaue Schatten über das düstere Häusergewirre und das geschäftige Straßenleben. Doch bleibt noch Zeit zu einem kurzen Besuch im Tai-han-Spital, an dem wir schon sooft vorübergegangen sind. Es liegt nicht weit von unserem Kloster entfernt, eine mäßige Anhöhe legt sich dazwischen. Am Eingang, wo Japaner und Koreaner die Schuhe ablegen müssen, erhält der Europäer Tuchschuhe, die er über die Lederschuhe ziehen soll. Sie reichen nicht völlig aus, und so darf ich ohne diese Vorsorge den geheiligten Boden eines inneren Raumes betreten. Das Spital steht ganz unter der Leitung der Japaner. Japanische Ärzte — fast sämtlich in Deutschland gebildet — machen der deutschen Heilkunde alle Ehre; sie sind bei ihrer asiatischen Ruhe vor allem auch geschickte Operateure. Japanische Krankenpflegerinnen, eine Art „Rote Kreuz-Schwestern", eilen dienstfertig umher. Ihre Pflege ist hingebend, wie es ja der Japanerin angeboren ist, die sich als Mutter mit einer geradezu rührenden Sorgfalt ihren Kindern widmet. Freilich kennen sie nicht die Nervosität Europas und verstehen es nicht, daß das kräftige Zuschlagen der Türen die Kranken empfindlich berühren könnte.

Das Spital ist im Pavillon-System gebaut. Eine große Anzahl Parterre-Villen stehen durch japanische Holzgänge mit dem Hauptbau in Verbindung und können so zur Desinfektion leicht abgeschlossen werden. Hinter dem Hospital-Gebäude liegt noch ein anmutiges Wäldchen, das sich wohl zu einem Park entwickeln wird. Jetzt betrachtet es noch mit der Unbefangenheit eines Naturkindes all die Veränderungen, womit das Tai-han-Spital sich einen europäischen Anstrich zu geben versucht, an dem vor allem der große freie Kiesplatz vor dem Hauptgebäude auffällt. Was Japan für dieses Krankenhaus aufgewendet, ist nicht unbeträchtlich; ist doch hierfür sowie für die kleinen Armenkrankenhäuser in den Provinzstädtchen die Summe von 1 200 000 Mark in das jährliche Budget eingesetzt. Indirekt dankt Korea auch diese Wohltat dem Christentum. Aber daran denkt ja auch in Europa schon längst niemand mehr.

Kapitel 6

Kunst und Können

Zur Tonhalle

11. März

Ein Stück Deutschtum in Korea will sich heute zeigen. Herr Musikdirektor Eckert hat uns zu einem Besuche seiner Kunstschule eingeladen, und wir haben den Besuch auf heute Vormittag zugesagt.

Wir haben den Tag glücklich getroffen; das Wetter ist sehr ungünstig, und so könnten wir für heute keinen Ausflug in die freie Natur planen. Schwer hängen die Nebel um die Häupter der Berge und sinken immer tiefer und tiefer herab. Es wird der Sonne nicht gelingen, die Farben aufzuwecken, die überall unter der Nebeldecke in trüben, feuchten Verstecken schlummern. Auch drunten auf der Straße, wo die Hausdächer düsterer als je durch den Nebelschleier aufschauen, ist alles Leben erstorben. Alle die munteren Farben haben sich in die Häuser verkrochen, durch deren papierene Fenster sich ein wenig von der Dämmerung hineinstiehlt. Nur hier und da hüpft ein Kind, verdeckt von einem meterbreiten Strohhut, der auf Bambusstangen sich am Kopfe hält, über die Straße. Einsam zieht ein Wanderer, den ein Geschäft zur Stadt treibt, des Weges. Sein Regenhütchen ist über den feinmaschigen, schwarzen Cylinderhut gestülpt und hat bloß die Aufgabe, den zartgebauten, teuren Hut zu schützen, und reicht kaum einen Zoll breit über dessen Rand hinaus. Einen Regenschirm oder den weiten, schützenden Regenhut der Kinder zu tragen, verbietet dem Mann die koreanische Sitte. Das ist Vorrecht der Frauen und Kinder. Sein Regenhütchen ist aus gelbem Ölpapier gefertigt und hat die Gestalt einer großen Tüte, die sich fächerartig zusammenfalten läßt, wenn sie außer Gebrauch gesetzt ist. Mitunter taucht auch ein Regenschirm auf, ganz nach chinesischem Muster: flach, auf ein Bambusgestell gespanntes Ölpapier. Zusammengeklappt sieht das Instrument nicht unähnlich dem Rutenbündel, mit dem die römischen Liktoren auf dem Forum aufgezogen sind. Heute bewähren sich die Stelzenansätze an den Holzschuhen; sie sind hoch genug, um durch den tiefen Schmutz heil hindurchzuhelfen. Schade, daß wir das Gehen

in denselben nicht gelernt haben. So waten wir denn durch den Sumpf, aus dem uns die Trambahn auffischt. Dann folgt noch eine schlimme Partie; aber schließlich landen wir doch an der Musikhalle.

Im Vorhofe warten zwei Koreaner, uns zu empfangen und zum Gebäude zu führen. Es ist eine kleine, hölzerne Baracke, die leidlich den allerbescheidensten Ansprüchen genügt. Dort steht die ganze Musikkapelle parat in einer Uniform: rote Hosen und schwarze Röcke mit rotem Besatz. Die Musikschule ist das Werk des Herrn Eckert, der sie vor zehn Jahren im Auftrage des Kaisers mit unsäglichen Mühen geschaffen und sie in der Kaiserzeit auf einem gewissen Höhepunkt gehalten hat. Damals vor zehn Jahren hatte der ehemalige Kaiser die Musik eines deutschen Kriegsschiffes gehört und war davon so begeistert, daß er sofort seinen Wunsch kund gab, eine solche Musikkapelle zu besitzen, welche die größten Feste verherrlichen sollte. Die Glanzperiode, in der sie hundert Mann stark war, ist längst vorbei. Sie zählt aber immerhin noch dreißig junge Künstler.

Mit Taktfestigkeit und gutem Gefühle trägt die Kapelle — Militärmusik mit Blasinstrumenten in Blech und Holz sowie Trommeln — ihre Stücke vor. Es ist staunenswert, wie weit doch der Dirigent die Jungen in einer ihrem ganzen Fühlen wildfremden Musik zu bringen versteht. Was er seiner Kapelle zutrauen darf, beweist Wagners „Tannhäuser", der an exakter Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Noch ein paar Pièces folgen, unter anderem ein Potpourri, das in abwechselndem Takt Märsche und Lieder in einander wirft, aber die wohlgeübte Kapelle nicht im mindesten aus dem Konzept bringt. So viele heimatliche Klänge werden da angeschlagen, die uns um die halbe Welt forttragen, zurück in die waldumrauschte Heimat.

Es ist in der Tat ein gutes Stück deutscher Arbeit, mit viel Mühe und Schweiß, aber auch mit einer Beharrlichkeit durchgeführt, die allein dieses Resultat zeitigte. Freilich hat Herr Eckert bei dieser zehnjährigen Arbeit sich auch zusammengearbeitet. Das Ausländische und Ungewohnte, das für Koreaner in dieser Musik liegt, hat zur Folge, daß selbst nach der glücklichsten Probe doch bei der Aufführung das eine oder andere Instrument urplötzlich völlig versagen kann. Und immer mit dem Bewußtsein in die Öffentlichkeit treten, daß die Produktion trotz der glänzenden Hauptprobe mit einem Fiasko endigen kann, läßt es begreiflich erscheinen, daß der Direktor jedesmal froh ist, wenn es „geglückt" hat.

Vor dem Scheiden überließ Herr Eckert noch seinem Vizedirigenten den Stab, der uns einen schneidigen, mit Kraft und Feuer vorgetragenen Abschiedsmarsch aufspielen soll. Man merkt es der ruhigen Haltung des Koreaners und seiner übersichtlichen Direktion an, daß er bei einem tüchtigen Meister in der Lehre steht. Die Schüler schwärmen alle für ihren Lehrer. Ob auch für die fremde Musik? Sie werden wohl auch jetzt noch ihren heimischen, lärmenden Orchesteraufführungen,



Schlachtengemälde

die mit den verschiedensten Instrumenten besetzt sind, mehr Geschmack abgewinnen. Da kommen in einer voll besetzten Kapelle neben einer Anzahl von Trompeten und Flöten und Hörnern auch eine Art Harfe und eine große Gitarre und Violinen zur Verwendung, die von Trommeln und Pauken kräftig unterstützt werden. Die Gitarre, fast einen halben Meter breit und bis zwei Meter lang, mit sechs bis acht Saiten bespannt, ist wohl aus China eingewandert. Die Violine dagegen ist echt koreanisch. Sie hat viele Ähnlichkeit mit den primitiven Saiteninstrumenten (kinanda), wie sie bei den Negern in Afrika üblich sind. Über ein ausgehöhltes Holzstück, das als Resonanzboden dient, spannen sich zwei bis drei Saiten; von einem gebogenen Stock, der in dem Holzstück steckt, werden die Saiten strammgehalten. Mit der Zither, die in ihrer ganzen Gestalt und Anlage eine große Verwandtschaft mit unserer Zither aufweist, sind die Saiteninstrumente zu Ende. Stärker sind meist die Blas- und Schlaginstrumente besetzt; aber alle, Schalmeien und Flöten und Trommeln und Becken, werden von dem gellenden Oboe übertönt, und doch ist es so einfach als möglich konstruiert, so daß es wieder an das recht ursprüngliche Blasinstrument des Häuptlings Pembe in den Matumbibergen Deutsch-Ostafrikas erinnert. In einem Stück Bambusrohr sind sechs Öffnungen eingeschnitten, an denen die Töne gegriffen werden; an dem einen Ende ist ein kleines Mundstück, am andern ein metallener Schalltrichter. Und dies Ding macht so viel Lärm; die Burschen blasen aber auch aus vollen Backen.

Ein kleineres Orchester mit beschränkter Auswahl an Instrumenten, die in Korea immer von Männern gespielt werden im Gegensatz zu Japan, wo meist Frauen die Tanzmusik besorgen, begleitet regelmäßig die Tänzerinnen, die oft einzeln, meist aber in schön geordneten Reihen ihre Reigen aufführen. In eleganter Ruhe und in zierlichen Formen bewegt sich jede Tänzerin selbständig. Jede ihrer Aktionen ist fein bemessen, mögen sie in würdevoller Hand- und Körperbewegung sich gegenseitig zuwinken oder in langsam verschlungenen Kreisen sich ausweichen oder in graziösem Takt den Fächer entfalten. Alles ist da abgeklärte Ruhe; alles ist so harmonisch zusammengestimmt, daß es ohne Zweifel viel mehr Geschmack und Kunst verrät als das wirbelnde Jagen, das wir Europäer unter dem Begriff Tanz verstehen.

In den Werkstätten des Kunstgewerbes

13. März

Aus den Bergen, die Seoul in fast geschlossenem Bogen umgeben, sammeln sich die Quellen in einem Flüßchen, das mitten durch die Stadt rinnt und sich im Osten einen Ausweg sucht, um den Hangfluß zu erreichen. Das breite Bett, das ziemlich tief liegt, und die starken Mauern, die es eindämmen, warten sichtlich

auf gewaltige Tropenregen, die dann von den Höhen viele Wasser und Gerölle herabwerfen. Jetzt wühlt sich nur ein träges Wässerlein langsam durch den Schlamm.

Wir haben eben eine Brücke aus mächtigen Steinfliesen, die sich ohne Geländer auf stumpfe Pfeiler stützen, passiert. Drüben biegen wir von der belebten Straße ab und gehen dem Flußufer entlang, indem wir dem schmalen Steig folgen, der sich an den flachen Quaderrand anschmiegt. Uns zur Linken zieht sich eine lange Reihe von Silberschmiedwerkstätten hin. Sie haben sich wohl der günstigen Lage wegen hier zusammengefunden, weil sie hier gegen Süden zu das breite Bett des Baches vor sich haben und deshalb kein Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite ihnen das schöne Licht versperren kann. Der Gedanke, sich so eng beisammenzuhalten, stammt aus der guten alten Zeit, da es für die Silberarbeiter noch viel zu tun und zu verdienen gab, und wo sie sich wie so viele andere Handwerker in einer Innung vereinigt hatten. Die Innungen sind längst auseinandergegangen, und in die langen Reihen der Silberläden hat die Ungunst der Zeit große Lücken gerissen. Eine Menge derselben sind geschlossen. Eine Werkstätte gleicht der anderen, kaum drei Meter im Geviert und knapp zwei Meter hoch. Es sind meist zwei bis drei Künstler an der Arbeit. Der eine sitzt in der linken Ecke, der Straße zu, auf seinen untergeschlagenen Beinen. Vor ihm entfacht der einfache kleine Blasbalg das Feuer, aus dem er seine Silberstangen herausholt und auf dem kleinen Ambos mit kleinen Hämmerchen bearbeitet. Neben ihm sitzt ein anderer am Schraubstock und feilt. In der hinteren Ecke rechts hockt einer vorgebeugt über kleine Schälchen, aus denen er das angerührte Email nimmt und ohne allzu große Sorgsamkeit meist nicht in Vertiefungen, sondern einfach auf den Silberschmuck streicht. Noch ein Platz ist frei für den Besucher, der sich aus dem Schranke,



Unterm Regenschirm

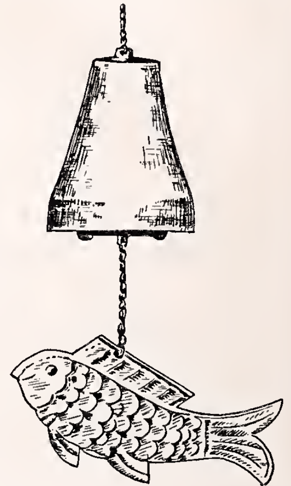
welcher seinen traditionellen, aber auch einzigen Platz an der Rückwand hat, fertige Silberwaren erwerben will. Er muß sich auf das letzte Plätzchen kauern, das rechts vorne noch übrig ist. Dort steht die niedere Türe offen, während links nebenan ein offenes Fenster das volle Licht bis auf den Hintergrund wirft. Der Eingangstüre gegenüber an der Rückwand führt eine geschlossene Türe aus der Werkstätte in die Wohnung. Man arbeitet nur in Silber, meist Frauenschmuck. Nur in einem Laden war der Künstler gerade daran, mit seinem Grabstichel einen goldenen Ring zu verzieren. Aber der neben ihm sitzende Chinese ließ auch den Interessenten erkennen, dessen unverwandtes Auge den Linien des Stichels folgte. Ich krame etwas in dem alten Silberzeug herum, um womöglich Sachen aufzufischen, die noch aus der Blütezeit des Kunsthandwerks stammen. Wenig ist zu finden; aber das Wenige gibt ein sprechendes Zeugnis für ihre vorzüglichen Leistungen. So fallen mir unter anderem auch einige elegant stilisierte und sauber ziselierte Schmetterlinge auf, die an eine Schnur aufgereiht einstmals einen Brautschmuck gebildet hatten. Ohne viel Schwierigkeiten kann ich sie erwerben, kann sie aber gerade noch in meine Tasche retten, ehe der übereifrige Künstler sie von ihrer matten Patina befreit, die sich im Laufe von mehr denn einem Jahrhundert auf dieselbe gelegt hat.

Die Schmetterlinge sind schwach vergoldet. Reines Gold durfte nicht in den Handel gebracht und auch nicht verarbeitet werden. Was an Gold in dem an Mineralien nicht gerade armen Lande gefunden wurde, mußte alles an den König abgegeben werden, und es war bei Todesstrafe verboten, irgendwelches Gold aus dem Lande zu führen. Nur der König durfte sich auch goldener Sachen, zum Beispiel goldener Eßstäbchen und dergleichen bedienen. Selbst die Reichsten und Vornehmsten des Landes mußten sich damit begnügen,



Unterm Regenhut

die eine Hälfte des silbernen Stäbchens vergolden zu lassen. — In einem Sträßchen, das einem anderen Bache entlang schleicht, haben sich Tischler zusammengefunden. Sie halten dort ihre Kästchen und Eßtischchen feil, die so ziemlich den ganzen Hausrat einer gewöhnlichen koreanischen Familie aus= machen. Wir sind, da es unser Weg nach Paek=Dong ist, schon oft vorbei= gegangen und haben jedesmal einen flüchtigen Blick auf die aufgestapelten Sachen geworfen. Heute reicht die Zeit, um sie aus der Nähe zu besehen. Sie sind fast schablonenmäßig hergestellt, in verschiedenen Größen zwar, aber in der Form immer das gleiche. Drei Stücke gehören meistens für einen vollständigen Schrank zu= sammen: ein kleiner Untersatz, der auf handbreiten Füßchen ruht; darauf stellt sich eine Truhe und darüber noch eine zweite. Alles ist flüchtig zusammengesetzt; auch die nicht eben vorzügliche Lackarbeit bringt wenig Ab= wechslung; die Farbe ist ent= weder schwarz oder indischrot. Die Schreinerei hat auch in früheren besseren Zeiten nichts Hervorragendes geleistet. In der gleichen Weise wie heute sind auch bei den besten Sachen aus der Blütezeit des Kunsthandwerks die Brettchen leidlich glatt gehobelt und oberflächlich ohne geleimt oder verzapft zu sein aneinandergenagelt. Die Fugen zu verkleben, dazu ist ja genügend Papier vorhanden, und die Schub= kästchen dürfen mit weitem Spielraum hin= und her= wackeln. So war's früher, so ist's geblieben. Der Tischlerei fiel es also wohl nicht schwer, sich auf der Höhe der Zeit zu halten. Dagegen hatte der Tischler in der guten alten Zeit zur künstlerischen Ausstattung seines Machwerkes nicht bloß den Lackarbeiter und den Künstler zu Hilfe gerufen, der die Einlegarbeiten übernehmen sollte, sondern auch den Kunstschlosser, der mit seinen Messingbeschlägen die Mängel der Tischlerarbeiten verdecken mußte. Dem Lackarbeiter von damals gefielen wie dem von heute keine anderen Farben wie schwarz und bräunlichrot, und der Schlosser verfiel bei seiner Suche nach Motiven auffallend oft auf den Schmetterling. Aber das Kunsthandwerk hat doch nicht bloß in reicher Abwechslung diese bevorzugten Formen gemeistert, sondern auch manche neue in feiner Natur=


Glockenspiel (1/3 nat. Größe)


Violine (1/10 natürl. Größe)

beobachtung gewonnen und in stilvolle Formen gebracht. So ist das Steckschloß aus einer Messingschildkröte in der Weise gebildet, daß Kopf und Hals sich aus dem Rumpfe als Schloß herausziehen lassen. Es ist der Natur abgelauscht. Die Bewegung der Schildkröte, die ihren langen Hals ausstreckt und unter die Schilder zurückzieht, rechtfertigt die Idee des Künstlers. In ähnlicher Weise sind all die alten Sachen mit feinem Empfinden komponiert.

Und erst die Perlmuttereinlagen! Hier und da findet man noch ein altes Kästchen, das in der Ecke eines Ladens verstaubt. Die Menge greift natürlich nach den billigen modernen Werken, und läßt man sich moderne Einlegarbeiten vorlegen, so leiden sie fast ausnahmslos an geschmackloser Überladung und roher Behandlung des Materials. Wie ganz anders muten die alten Sachen an! Sie sind vollendete Kunstwerke. Meisterhaft, mit überlegener Selbstbeherrschung, welche sich freizuhalten wußte von jeder Überladung, hat da der Künstler seinen Entwurf in den Raum hineingesetzt. Die vornehme Sparsamkeit, welche diesen Stücken einen großen künstlerischen Reiz verleiht, läßt durch ihre Ruhe die feine Linienführung klar hervortreten. In dieser Ruhe wirkt die ganze Kraft der Auffassung; in ihr kommen die eleganten Bewegungen der meisterhaft stilisierten Figuren zur Geltung. Alles klingt harmonisch zusammen; kein störender Strich verletzt das Auge, und selbst das schillernde Material ist durch eine Lasur wirkungsvoll abgestimmt. Wir wünschen nichts weg aber auch nichts hinzu.

Mit dem gleichen schroffen Gegensatze von einst und jetzt weisen noch manche andere Kulturwerte auf den raschen Niedergang der kulturellen Entwicklung hin. Ein eigener Unstern schwebte über Korea. Es war die Brücke, auf welcher die chinesische Kultur bis zum fernsten Inselreiche im Osten weiterwanderte; was Japan an alten Kulturerrungenschaften sein Eigen nannte, ehe es nach Europa kam, um dort eine ausgiebige Anleihe zu machen, das hat es von Korea bekommen. Hier war ein halbes Jahrhundert, bevor in Deutschland die ersten Inkunabeln gedruckt wurden, bereits eine Buchdruckerei mit Metalltypen in Tätigkeit, dank der Umsicht, mit der König Thai-tjong Kunst und Wissenschaft förderte. Unter seiner Regierung (1400—1419) wurden die ersten beweglichen und zusammensetzbaren Lettern in Metall geschnitten. Die Erfindung machte einen ähnlichen Gang wie die Gutenbergs ein halbes Jahrhundert später. Schon lange Zeit hindurch wurden Stereotypplatten in Holz angefertigt, die oft mehr als ein Quadratmeter faßten. Das Schneiden in Holz, Metall und Kristall war und ist auch heute noch ein viel geübtes Gewerbe. Es findet guten Absatz; denn jeder Koreaner hat nicht bloß seinen Stempel zu Hause, sondern, wenn er fort geht, trägt er in einem der Täschchen, die ihm am Gurt hängen, sein Siegel, säuberlich in Horn geschnitten, mit. Er braucht es, wenn er irgendwo seine Unterschrift zu geben hat; da ist das Siegel unerläßlich.



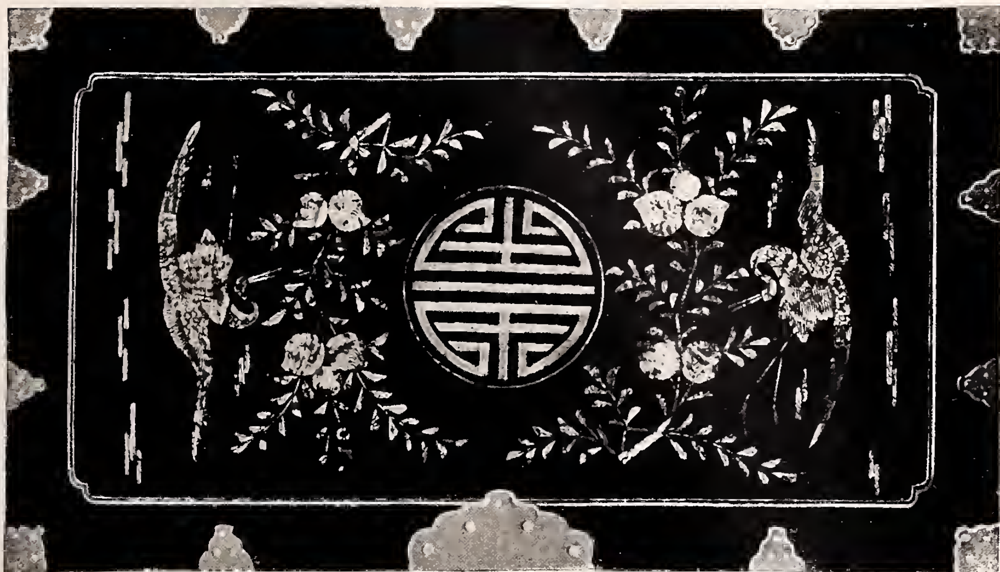
Truhe mit Perlmuttereinlagen
Fr. Severin Kiefer O. S. B. phot.

All das kam dem König und den von ihm begeisterten Gelehrten zugute. Im dritten Jahre seiner Regierung erließ er eine Manifestation, in welcher er die Erfindung bekannt gibt:

„Für die Regierung sind Bücher sicherlich von großem Vorteil. Unser Ostreich liegt außerhalb des Meeres, und nur selten gelangen Bücher aus dem Reiche der Mitte zu uns; die Holzplatten aber nützen sich leicht ab, und es ist schwer, für alle Bücher unter dem Himmel Holztafeln zu schneiden. Darum ist es unser Wille und Gesetz, daß man aus Kupfer Lettern anfertige und jegliches Buch drucke, damit es auf diese Weise möglichst weite Verbreitung finde zu unermeßlichem Nutzen. Wir wollen aber nicht, daß dem Volke hierfür eigene Steuern auferlegt werden und geben darum das Geld hierzu aus unserem Schatze. Als Vorbild für die Lettern diene das alte Buch der Dichtung (Tju=si=tjon) und Tjoa=si=tjon."

In wenigen Monaten waren die Lettern zu Hunderttausenden angefertigt.

Vierzig Jahre später sollte eine Erfindung des Königs Setjon das Werk krönen. Er ersann die einfache koreanische Buchstabenschrift von achtundzwanzig Buchstaben. Schon der Gedanke allein, sich von der alles beherrschenden chinesischen Bilderschrift frei zu machen, ist eine Kulturtat; und mit der Einführung seines Alphabetes im Lande war für die Buchdruckerkunst die Schwierigkeit weggeräumt, welche die Tausende von verschiedenen Bildertypen immer noch der Buchdruckerei



Alte Perlmuttereinlagen auf dem Deckel einer Truhe (1/6 natürlicher Größe)

geboten hatte. Das war eben um die Zeit, da Gutenberg mit seiner Erfindung in Deutschland hervortrat.

Das waren andere Zeiten, als die, welche später folgen sollten, das waren Kulturperioden, welche dem kleinen Korea mitten unter den Kulturvölkern einen Ehrenplatz anweisen. Die aufsteigende Kulturbewegung, begünstigt durch weise Regenten, hielt noch zwei Jahrhunderte an.

Die Porzellan-Fabrikation stand schon um das Jahr 1600 in vollster Entwicklung. Sie war es vor allem, die von dem Invasionsheer des Jahres 1597 als kostbare Beute nach Japan heimgebracht wurde. Der Fürst von Satsuma begründete mit gefangenen koreanischen Porzellanarbeitern den Ruhm Japans und schuf ihm eine Geldquelle, die besonders durch die Ausfuhr nach Amerika reichlich fließt.

Die Seidenzucht war an manchen Orten Koreas gepflegt. Baumwollweberei war im Hausbetrieb fast in jedem Dörflein geübt. Wir werden den Spuren der wenn auch primitiven Entwicklung, womit sie sich bis auf unsere Zeit herein gerettet hat, noch begegnen.

Lange hat sich die vorwärts strebende Kultur, die aus China herübergekommen war, in Korea gehalten; sie hatte sich bereits heimisch gefunden; da ward sie verbannt durch die eigenen Herrscher, die das Land hermetisch abschlossen und die unverständlichsten Gebote erließen, wie zum Beispiel das Verbot Kartoffeln anzubauen, verfolgt von den Höflingen, die weniger auf das Wohl des Landes als

auf den Einfluß ihrer Partei bei Hofe bedacht waren, erstickt durch die Mandarinwirtschaft, für welche das Volk nur existierte als Mittel sich zu bereichern. Unter einer Mißregierung, wie sie im verflossenen Jahrhundert Korea bedrückte und verwirrte, mußte die Kultur eiligst aus dem Lande entfliehen. Kunst und Kunsthandwerk waren rasch erstorben, die anderen praktischen Errungenschaften führen seitdem ein kümmerliches Dasein.

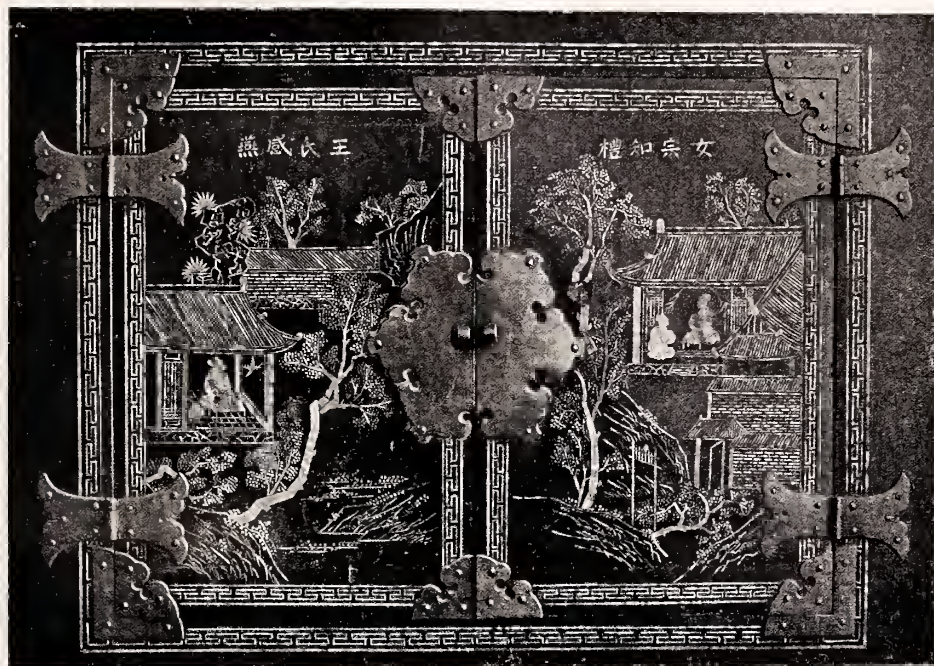
In Japan freundlich aufgenommen und sorgsam gepflegt, erstieg die aus Korea eingewanderte Kultur in mehr als einer Richtung eine Höhe, die selbst für europäisches Ringen unerreichbar bleiben wird; man denke bloß an die Porzellan-Fabrikation, Email- und Damaszenierungsarbeiten. In Korea weisen nur spärliche Erinnerungen trauernd auf eine einstige herrliche Blütezeit zurück, die jäh abgebrochen. Ob sie nochmals aufblühen, um sich weiter zu entfalten und auszureifen zur höheren Kultur, die sich nicht nur mit äußeren Kulturwerten begnügt, zur Kultur des Christentums? Sollte Korea berufen sein, dieser Kultur als Brücke zu dienen, um in das materialistisch gewordene Japan den erhebenden christlichen Gedanken hinüberzutragen, dann könnten für Japan die großen Zeiten von 1600 wiederkehren. Noch liegt im koreanischen Volke ein tiefgehendes religiöses Bedürfnis, das es zum Christentum hinzieht. Aber ob nicht der religiöse Sinn und die Zuneigung zum Christentum durch die Steuerschraube, die immer stärker von der japanischen Regierung angezogen wird, auch in Korea erdrückt werden, wie der materialistische Geist in Japan selbst ein ideales Streben und eine höhere Kultur nicht aufkommen läßt? Im Laufe eines Jahrzehntes dürfte sich diese Frage für ein Jahrhundert und länger entscheiden. Vielleicht hängt die Entscheidung von der Entwicklung ab, welche das Christentum in Korea nehmen wird.

Trauernde Kriegsgötter und verlassene Musentempel

14. März

Schon wollen die interessanten Spaziergänge in Seoul zu Ende gehen, und doch ist die Zeit, um die Provinz aufzusuchen, noch zu ungünstig. Die Nächte sind noch zu kalt, das Wetter tagsüber zu unbeständig, und Ostern, das ich doch hier im Kloster feiern möchte, steht vor der Türe. Überdies halten mich noch eine Menge von Arbeiten fest, die ich vor einer langen Abwesenheit erledigen muß. So werden die Spaziergänge immer kürzer. Aber heute raffen wir uns wieder einmal auf.

Planlos schlendern wir durch die Häuserzeilen, die uns beim Verlassen des Klostergartens aufgenommen haben, und befinden uns, wir wissen selbst nicht wie es gekommen ist, auf dem Wege zum Tempel, der von Norden her von einer



Kastentüre mit Perlmuttereinlagen

Anhöhe immer zu uns herüberschaut. Richtig, den wollte ich ja schon längst einmal besuchen.

Er war zur Verewigung eines alten Kriegshelden errichtet, der hier als National-Gottheit Verehrung gefunden hatte, ist aber schon seit längerer Zeit mehr der Vergessenheit als der Erinnerung geweiht. Jetzt nimmt sich Japan des verlassenen Heiligtums an und will es in seinem Sinn regenerieren.

Was für einer glücklichen Wendung der Dinge dieser Kriegsheld seinen Sieg und seinen Ruhm verdankte, habe ich nie erfahren können. Jedenfalls weniger seinen militärischen Leistungen und der Disziplin seiner Truppen, die er in den Kampf führen durfte, als irgend einem unerwarteten vorübergehenden Erfolg; denn Kriegstüchtigkeit war nie Koreas starke Seite. Es war ja viel bedrängt; aber auch nachdem das jetzige Korea sich in unzähligen Kämpfen aus drei kleinen Reichen zu einer Nation zusammengeschweißt hatte, war es immerhin noch nicht groß und stark genug, um sich dem Einflusse Chinas zu entwinden oder einen Einfall Japans mit Aussicht auf Erfolg abzuwehren. Es durfte schon Siegesfeste feiern, wenn es ihm einmal gelang, chinesische Seeräuber sich vom Halse zu schaffen. So waren bei den Einfällen der Japaner Ende des 16. Jahrhunderts die koreanischen

Truppen mit eisernen Schwertern und kurzen Speeren und Bambuskanonen schlecht bewaffnet und noch schlechter organisiert. Und so blieb es im großen ganzen, bis mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die große Korruption einsetzte.

Es darf uns nicht wundern, wenn in diesen Zeiten der Bestand der Waffendepots zu Geld gemacht wurde, das natürlich in die Taschen der Mandarine floß. Ein stehendes Heer stand auf dem Papier, aber nicht in den verlassenen Garnisonen und noch viel weniger auf dem Schlachtfelde, wenn urplötzlich eine Gefahr über das Land hereinbrach. Dann rückten die Streitscharen wohl in einem Aufzug aus, der einem „letzten Aufgebot" aus den Tiroler Freiheitskämpfen gleichen mochte. Die Bastionen zerfielen, und ihr Schutt vergrub die eisernen Kanonen, die an die Stelle der hölzernen Mörser getreten waren, begrub auch jene interessanten Feldstücke, die wohl die ersten Hinterladekanonen darstellen.

Was immerhin noch Respekt einzuflößen imstande war, das waren die zahlreichen Tigerjäger, die mit aufgeboten wurden. Sie waren ja gewohnt, besonders im Norden Koreas, mit Unerschrockenheit und in den Feuerwaffen wohlgeübt, dem Tiger zu Leibe zu rücken; sie kämpften auch mit Mut für ihre Heimat.

Von einer Kavallerie, die noch in den früheren Kriegen ausrückte, war seit einem Jahrhundert überhaupt nichts mehr zu sehen. Höchstens, daß sich noch ein General zu einem Pferde erschwang. Stolz sitzt er hoch zu Roß; der schwarze, ärmellose Mantel fällt zu beiden Seiten herab und verdeckt ihm die plumpen Filzstiefel, die allein schon das Halten eines Pferdes rechtfertigen; denn in ihnen könnte er sich nur unbeholfen bewegen. Das Schwarz des Mantels ist durchbrochen von dem lebhaften Rot der Ärmel und von dem feurigen Gelb des seidenen Kaftans, der mit blauem Bande gegürtet ist. Dieser Gürtel dient als Schwertgehäng für den Degen. Ein phantastischer Hut vollendet den Paradeanzug. Es ist ein steifer, runder Filzhut mit breiter Krempe, von dem nach hinten ein roter Pferdeschweif, nach vorne ein fächerartig zusammengebundenes Büschel Pfauenfedern herabfällt; eine Perlenschnur aus schusserrunden Bernsteinstücken bildet das Sturmband. Ein gelber Fächer ersetzt dem General den Kommandostab. So paßte er mit seinem abenteuerlichen, prunkenden Gefolge besser für einen Aufzug vor der schaulustigen Menge als für einen ernsten Feldzug im Lärm der Waffen. Doch diese Zeiten sind vorüber.

Ein dienstgefälliger Koreaner, der ein Häuschen neben dem Tempel bewohnt und als Wächter aufgestellt ist, augenscheinlich ein englischer Christ, wie er auch ziemlich gut englisch spricht, führt uns hinein. Durch ein Hinterpförtchen kommen wir in den weiten Vorhof; die Nebengebäude, welche zwei Seiten desselben einsäumen, sind alle in Privatwohnungen umgewandelt. Drinnen im Tempel arbeiten die umgestaltenden Hände der Japaner. Die Holzsäulen strahlen bereits in feurigem Rot, und die Decke in überwiegend Ultramarin hängt schwer hernieder; gelbe Vor-

hänge fallen zwischen den Säulen herab; im Hintergrund steht, im Holzgestell bereits fertig, der zukünftige Altar, der bestimmt ist, friedlich vereint die Stammväter Koreas und Japans aufzunehmen.

So sucht Japan den Gedanken der Verschmelzung der beiden Nationen unter das Volk zu bringen, wie es sich auch ängstlich gehütet hat, den Handstreich, womit es Korea an sich gerissen hat, als Annexion zu bezeichnen oder von Korea als einer japanischen Kolonie zu sprechen. Nur von einer Verschmelzung war immer die Rede, und das Annexions-Manifest, das in allen Städten und Dörfern verlesen wurde, war in so geheimnisvollen Ausdrücken gehalten, daß selbst die Klügsten nicht klug daraus wurden. Da war den Japanern das Beigemisch der chinesischen Fremdwörter zu Hilfe gekommen, die in Korea so sehr beliebt sind. Gilt es doch als großer Vorzug und als Zeichen einer besonderen Gelehrsamkeit, möglichst viele chinesische Wörter zu gebrauchen. Noch lange nach der Annexion war draußen auf dem Lande die Meinung verbreitet, es handle sich um weiter nichts, als daß dem Herrscher von Korea der „Kaiser"titel abdekretiert und er nunmehr wieder ihr „König" sei. Ob indes die von der japanischen Regierung so sehr gewünschte „Assimilation" erfolgt, dürfte mehr wie fraglich sein. Weder der Japaner und noch viel weniger der Koreaner verspürt hierzu eine besondere Neigung. Immerhin gibt sich die Regierung redlich Mühe, den Gedanken in allen Formen dem Volke nahezulegen.

So auch hier. Deswegen mußten aus unserem Tempel die Erinnerungen an alte Helden und Heldentaten verschwinden; schon ist alles ausgeplündert. Nur



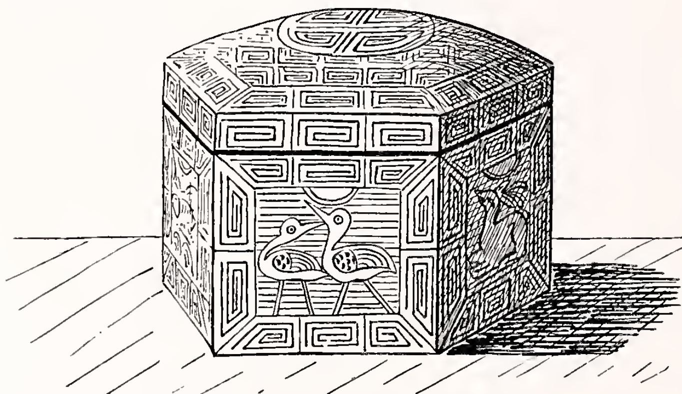
Altes koreanisches Porzellangeschirr (Museum St. Ottilien)

gegen die Türe zu harren noch zwei gewaltige Kriegstrommeln auf Abführung. Die eine von ihnen hat dreiviertel Meter, die größere über eineinhalb Meter im Durchmesser; sie tragen die verschlungenen koreanischen Spiralen auf die Trommelfelle gemalt. Die Gemälde und Weihegeschenke sind mit ähnlichen Sachen aus anderen Tempeln zusammen in den sogenannten chinesischen Tempel draußen vor dem großen Ost=Tore verbracht worden, der auf solche Weise unter scheinbarer Schonung des Volksempfindens zu einer Art Museum geworden ist. Wir wollen sie morgen sehen.



Stilisierte Schmetterlinge aus Silber als Brautgehänge $^{2}/_{3}$ natürl. Größe (Mus. St. Ottilien)

Nach einem kurzen Besuch im Häuschen unseres freundlichen Führers gehen wir wieder ohne Ziel weiter und verirren uns in einen ehemaligen Königspark, dessen Mauer da, wo wir eintreten, in Trümmern liegt. Der Park zieht sich die Bergeshänge hinan, die im Norden der Stadt dem zackigen Pukhan zu ansteigen. Grabesstille trauert über den verlassenen Hainen; verdrossen schauen uns die Elstern an, weil wir ihnen in ihre ungestörte Ruhe eingedrungen sind. Ein Landhäuschen steht auf einem Hügelvorsprung und sinnt in die entwichenen fröhlichen Tage zurück, denen die Austernschalen ringsum auf dem Boden entstammen. Die Papierfenster des Lusthäuschens hat längst der Wind in seinem tollen Treiben zerrissen, und rostende Blechscheiben, welche die Wassergüsse vom Dache ableiten sollten, hängen matt herab. Ihr einziger Entschluß, den sie im Niedersinken noch fassen konnten, ist der, das Wasser statt ins Freie nunmehr ins Gemäuer zu leiten, damit sie den Zusammenbruch des Ganzen beschleunigen. Warum sollte dieses Königshäuschen auch fortleben, nachdem das Königtum erstorben ist? Wir steigen zur Stadt nieder, die hier wie eine Zunge sich in die Berge hineinstreckt, indem die Häuser sich



Schale aus Eisen mit eingehämmertem Silber. $^{1}/_{2}$ natürlicher Größe (Museum St. Ottilien)

in ein schmales Tälchen zusammenkauern. Der Konfuziustempel, der in breiten Dimensionen am Eingang dieses Tälchens sich einen hervorragenden Platz ausgesucht hat, ist gleichfalls verlassen. Ein paar Koreanerbuben spielen auf dem weiten freien Platz vor demselben Fußball. Sie verstehen die hehre Stätte nicht zu würdigen, über die sie lachend und schreiend den Ball schleudern. Es ist ein erhaben liegender quadratischer Platz, mit mächtigen Granitquadern eingefaßt und von einer vertieften Terrasse umgeben, die gleichfalls mit Steinen eingefriedet ist. Er erinnert mich viel an die Rostra auf dem Forum zu Rom; nur ist der Boden nicht mit Steinfliesen belegt, sondern mit Gras bewachsen. Hier wurden einst in feierlicher Weise alljährlich die Examina für die anzustellenden Beamten gehalten. Prüfungsgegenstand war hauptsächlich die Kenntnis der chinesischen Schrift. Auch diese Stätte klagt über die entschwundene Pracht. Längst ist sie verwaist, und die sich tummelnden Knaben haben höchstens ihre Eltern von den stattlichen Aufzügen und den lärmenden Examinas erzählen hören. Sie selbst haben nichts mehr davon gesehen; denn schon in den letzten Jahren der koreanischen Herrschaft hat man es für überflüssig gehalten, hier in aller Öffentlichkeit die Prüfungen vorzunehmen. Und doch war auch zu jener Zeit, wo die Prüfungen noch stattfanden, die ganze Veranstal-

ㄱ ㄴ ㄷ ㄹ ㅁ ㅂ ㅅ
ㅏ ㅑ ㅓ ㅕ ㅗ ㅛ ㅜ ㅠ ㅡ ㅣ ·
ㅇ ㅈ ㅊ ㅋ ㅌ ㅍ ㅎ

k n t r(l) m p s(d)
a ya ŏ yŏ o yo u yu ŭ i ă
ng tj tch kh th ph h.

Koreanisches Alphabet

Siegel des Verfassers (1/3 natürlicher Größe)
I. a) In Horn geschnitten, b) Schutzdeckel, c) Behälter für die Stempelfarbe; II. Die Teile zusammengesteckt; III. Abdruck; IV. In Holz geschnitten; V. Abdruck



Chinesen-Tempel

tung mehr Prunk und Schein als ein ernster, ehrlicher Wettkampf zum Wohle des Volkes. Meist wohnte der König in eigener Person, umgeben von seinen Ministern und der Prüfungskommission, in einem Pavillon der Prüfung bei. Unter freiem Himmel saßen die Kandidaten und arbeiteten an ihren Aufgaben, die sogleich durchgesehen und beurteilt wurden. Schon nach ein paar Stunden wurden die Resultate verkündet, die freilich mehr die jungen Adeligen begünstigten, als tüchtige Männer. Diese konnten wohl des öfteren vergebens ihr Glück versuchen, um, wenn es ihnen wirklich glücken sollte, bei der Prüfung Erfolg zu haben, bei der Anstellung erst recht wieder übergangen zu werden. Eigentlich konnten sie froh sein, keine Stelle zu erhalten; so blieben sie wenigstens von der Installationsfeier verschont und von den Unkosten, die damit verbunden waren.

Die Glücklichen, die mit dem bestandenen Examen zugleich in Amt und Würde gelangt waren, mußten sich alsbald in die ihnen zukommende Amtstracht kleiden und zu Pferd, von einer Musikbande begleitet, zu den hervorragendsten Staatsbeamten, zu ihren Gönnern, zu den Examinatoren usw. ziehen, dort ihren Antrittsbesuch zu machen. Auf diese Zeremonie folgte noch eine andere; sie war zwar nicht durch das Gesetz vorgeschrieben, war aber unerläßlich für den, der bekannt werden und auf der betretenen Laufbahn vorankommen wollte. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der oft ins Kindische gehenden Ausgelassenheit, womit sich

vielfach auf Schiffen die „Äquatortaufe" vollzieht. Ein Bekannter des neuen Beamten, der der gleichen Sparte im Staatsdienste angehört, übernimmt die Direktion der Festveranstaltungen. Bei diesem, seinem Gönner, der ihn als Patron in das Amt einführen soll, erscheint am festgesetzten Ehrentage der junge Beamte und setzt sich nach ehrfurchtsvollem Gruße vor ihm nieder. Würdevoll naht sich der Patron, um ihm das Gesicht erst mit Tusche einzuschmieren und dann mit Mehl einzustäuben. Ihm folgt der Reihe nach eine Anzahl von Assistenten, die die gleiche Prozedur wiederholen. Für den Patron und seine Beiräte ist der offizielle Akt beendigt; sie ziehen sich zurück zum Festessen, das der Gefeierte zu geben hat. Er selbst benutzt die Gelegenheit, um sich die dicke Kruste von Tusche und Mehl abzuwaschen. Aber er kann sich den schmausenden Freunden noch nicht zugesellen. Eine neue Schar von Freunden und Bekannten ist gekommen. Auch von ihnen muß er sich die gleiche Verschwendung von Tusche und Mehl gefallen lassen. Und immer kommen wieder neue, angelockt durch den billigen Spaß und den noch billigeren Schmaus. Das alles muß ja der junge Staatsmann bezahlen. Acht bis zehnmal kann er sich reinigen, während die Zahl seiner Gäste, die sich an dem Mahle gütlich tun, immer mehr anschwillt. Und sie bleiben, bis die Börse ihres hochstrebenden Freundes auf den Grund geleert ist. Und flossen in den niedlichen Schalen aus Silber und Paekdong keine ausgesuchten Weine, wie Horaz sie liebte, sondern nur klarer, goldener Reiswein, so mochte doch mancher der Gäste bei dem fröhlichen Gelage auf den gleichen Gedanken kommen:

Beatus ille, qui procul negotiis
Paterna rura bobus exercet suis
Forumque vitat et superba civium
Potentiorum limina (Epod II. 1--8).

Glückselig alle, die von Amt und Würde fern
Ihr Vatergut bebau'n mit eignem Jochgespann,
Die scheu das Forum meiden und die stolze Tür,
Wo einflußreich die Macht verkehrt.

Der Chinesen-Tempel

15. März

Mit P. Andreas suche ich den sogenannten chinesischen Tempel draußen vor dem großen Ost-Tore auf. Vor dreihundert Jahren wurde der Tempel für vergötterte Kriegshelden erbaut. Nach und nach haben sich noch weitere Krieger hier eingefunden, und auch Männer der Wissenschaft kamen und suchten sich ein Plätzchen, insbesondere solche, die sich in der Medizin verdient gemacht hatten. Und schließlich

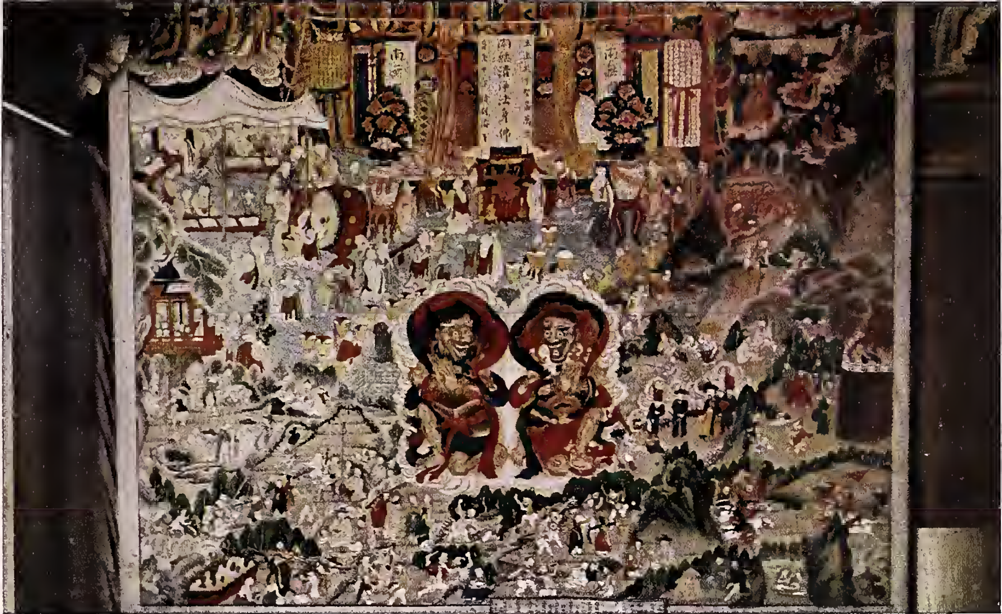


Helden=Altar im „Chinesischen Tempel"

erhielten auch noch Konfuze und Buddha eine stille Zufluchtsstätte. Aber sie alle finden nur eine recht bescheidene Verehrung. Es kommt ja manches Volk von der belebten Straße herein, um zu schauen (Kukion zu halten, wie sie sich ausdrücken), was der Koreaner sehr liebt, aber Andacht an diese Stätte mitzubringen, wird selbst ihm recht schwer.

Ein niedriger Hallenbau, der sich an das Tempel=Tor anschließt, faßt in Hufeisen=form den Tempelhof ein, in dessen vierte Seite sich der eigentliche Tempelbau stellt. Dort in den Hallen hängen hinter Holzgittern schöne, zum Teil sehr schöne Bilder. Sie stammen größtenteils, wie auch eine Menge der Statuen im Tempel, aus dem Kriegsgott=Tempel, den wir gestern besucht hatten.

Ist es schon schwer, diese Bilder durch die Gitter hindurch richtig zu betrachten, so wird es noch viel schwerer sie zu photographieren. Aber es muß gehen, nachdem es mir nicht gelingt, irgendwo die Erlaubnis zu erwirken, in die Räume selbst eintreten zu dürfen. Mich interessieren die Bilder zu sehr. Sie führen uns ja Jahr=hunderte zurück in das sonnige Reich der Malerei, in dessen Farbenpracht sich die Koreaner so heimisch fühlten, bis die düsteren Schatten der innerpolitischen Verwirrungen sich auch auf das Gebiet der Kunst legten und dem sinnenden



Tempelbild



Ausschnitt aus Bild Seite 139

Künstlerauge das freudige Licht wegnahmen und seine schaffenden Hände lähmten. Diese Bilder aus der Blütezeit koreanischer Kunst bilden auch den Ausgangspunkt für die Beurteilung der japanischen Malerei, die sich ja auch im Inselreich nicht auf der Höhe der Vollendung zu halten vermochte, in der sie aus Korea hinübergekommen.

Diese Meisterwerke der Farben zeigen, wie die koreanischen Künstler in der Farbengebung, in der Komposition und in der harmonischen Anordnung im Raume ihren Nachbarn im Osten und Westen weit überlegen sind. Die Lebhaftigkeit und Harmonie der Farben, die Verteilung der Massen in den Schlachtenbildern, das Zurückgehen der Tiefen zeugen von einem hervorragenden Talent; fast nirgends hat man das Gefühl von Unbeholfenheit oder Gesuchtheit. Höchstens in der Perspektive merkt man es den Bildern an, wie der Künstler getastet hat, ohne ganz das Richtige zu finden. Eigentümlich hat er gar oft einen Augpunkt konstruiert, den er gegen den Beschauer zu verlegt hat. Das hat sonderbare Erscheinungen zur Folge, zum Beispiel daß bei einem Truppenübergang über eine Brücke diese gegen die Ferne hin breiter wird. Des öfteren hat er auch in seiner Unsicherheit einen doppelten Augpunkt angenommen, einen gegen den Beschauer zu, den anderen richtig, in die Ferne gerückt.

Eine ähnliche, ja eine noch höhere Meisterschaft in der Ausführung zeigen das Porträt und die figürlichen Darstellungen. Die Porträts sind im Tone immer

sehr leicht und zart gehalten; die Zeichnung ist klar, die ganze Arbeit ungemein fleißig und sauber; jedes Härchen des dünnen Bartes kann man zählen. Und doch macht es nicht den Eindruck des Gekünstelten. Einen noch größeren Reiz üben die figürlichen Darstellungen aus, wie sie wohl samt und sonders in den Bonzereien zum Schmuck der Tempelwände oder als Weihebild für eines der Tempelchen entstanden sind, die den Haupttempel überall in einer großen Anzahl umstehen. Dort ist ein Berggeist. Er hing einst als Heiligtum in einem Häuschen, das ihm unter einem lauschigen Baume erbaut worden; Tag für Tag kam einer der Bonzen, reich in Farben gekleidet, die Opferschale in der Hand, zum verborgenen Heiligtum, die Opfergabe dem Schutzgeiste zu bringen. Das Bild ist eine Darstellung von herrlichen Lichtwirkungen. Zusammengekauert sitzt die Greisengestalt da, in tiefes Sinnen versunken. Das lichte Weiß der Haare und des Bartes, das dem fast all=zu leichten Rot der Gesichtsfarbe Kraft verleiht, wirft einen wundervollen Glanz auf das dunkle Grün, in welches der überwältigende Farben= und Lichteffekt hineingesetzt ist.

Dazwischen drängen sich freilich manche bizarre Figuren und verzerrte Gestalten, besonders wenn sich der Künstler an Tierstudien gewagt hat. Er will Leben und Bewegung zeichnen, und er gerät meistens weit über das Ziel hinaus. Die übertriebene Bewegung zerreißt ihm die Zeichnung. Aber trotz der großen anatomischen Fehler, die naturgemäß solchen Schöpfungen anhaften müssen, weisen sie fast durchwegs auf große Be=obachtungsgabe hin, und die kühne Komposition zeugt von einem nicht gewöhnlichen Können des Künstlers.



Alte vergold. Bronze
1/2 natürlicher Größe
(Museum St. Ottilen)

Weniger glücklich waren die Koreaner in ihren plastischen Darstellungen. Fast alle die Figuren, welche in ihren Tempeln stehen — mit Ausnahme des stereotyp aus China herüber=genommenen indischen Buddha — sind plump und roh, sehr oft in verrenkten Stellungen. Und die Farbenfassung hat das Ungeschlachte der Darstellungen eher erhöht als gemildert. So konnte Japan in der Plastik seine Meister übertreffen. Freilich gehört auch die Glanzperiode der japanischen Plastik längst vergangenen Zeiten an. Der Materialismus hat dem künstlerischen Schaffen Einhalt geboten. „Die Kunst geht nach Brot.“ Doch wir müssen den Haupttempel noch ansehen, wenn er auch mit den vielen Statuen, die dort aus ver=schiedenen Tempeln zusammengetragen sind, den Kunstgenuß der Vorhalle nicht steigert. Auf dem Altar sitzt ein Konfuzius in doppelter Lebensgröße in gelbe Seide gehüllt, aus der nur der goldene Kopf hervorschaut. Ihm zur Seite stehen vier

überlebensgroße Kriegsgestalten, stark in Rot gehalten. Zwei von ihnen führen blaue Hellebarden, der dritte trägt ein Schwert wagrecht auf den Unterarmen, die er in die Ärmel zusammengesteckt hat, während der vierte in der Rechten den Schreibpinsel, in der Linken ein Stück Papier hält.

Vor dem Altar des Konfuzius sind prächtige Zinkleuchter aufgepflanzt; darauf stecken Kerzen, die mit farbigen Wachsblumen geziert sind. Ein Rauchopferfaß ruht vor dem Altare auf einem Tischchen; die Flamme ist mit rotem, fächerartig gefaltetem Papier markiert. Von der Decke hängen viereckige Glaskästchen für Kerzen über den Altar herab.

Linker Hand sind an die Seitenwände Kriegshelden zusammengestellt. Teils vereinzelt, teils in kleineren Gruppen verteilen sie sich unter sieben hölzerne Zelt= baldachine an sieben Altäre. Jeder dieser Altäre hat wieder sein Opfertischchen vor sich mit ein paar Leuchtern und Rauchopferschalen.

An den Rückwänden der Altarschränke hängen Gemälde von der Wand herab; sie sind alle auf Papier gemalt, das durch zwei Holzstäbchen oben und unten straff gehalten, fahnenartig herabfällt; rote Quasten baumeln an den Seiten. Viele dieser Bilder verraten eine nicht geahnte Kunst, in Technik nicht weniger als in ihrem feinen Kolorit und in ihrer Komposition.

Auch ein Buddha, in weißes Linnen gehüllt, hat sich, in die Ecke gedrückt, zufällig in das Heiligtum gefunden. Aber er fühlt sich allem Anscheine nach fremd, selbst wenn er einen Opferstock vor sich stehen hat.

Die hübsche Kassettendecke klingt in ihrem Farben= spiel harmonisch mit den Altären und den Statuen zusammen. In jedem der schwarzen Felder liegt ein in Gold gezeichneter, drachenartig stilisierter Adler (Pung). Die Rippen, welche die Kassetten teilen, sind in Rot, Blau und Gold gefaßt.

Zwei solcher abenteuerlicher Vögel, wie sie so reichlich an die Decke gemalt sind, schweben in ver= goldetem Holz von ihrer Decke hernieder und fliegen einer goldenen, eigentümlich stilisierten Wolke von fast schlangenartigem Aussehen zu, welche den Himmel symbolisiert. Den Vorraum füllen Kriegstrophäen, Trom= meln, Feldherrnschirme, mit bequasteten Schleiern über= zogen, und Feldherrnzeichen aller Art, so daß man vor dem Scheiden noch so richtig den Eindruck mitbekommt, in einem koreanischen Armeemuseum gewesen zu sein.



Nach einem koreanischen Gemälde

Kapitel 7

Hausarrest

Ora et labora

18. März

Warum habe ich mich auch über die Jünger der japanischen Feldmeßkunst lustig gemacht! Jetzt muß ich zur Strafe schon zwei Tage mit dem Nivellier-instrument auf den Buckeln herumklettern, die unser Kloster umgeben, um mit meinem Rate über die Bau- und Terrainschwierigkeiten hinwegzuhelfen. Überall drängen die Verhältnisse unerbittlich voran. Das Lehrerseminar soll im Herbst eröffnet werden, und noch stehen die buschigen Kirschbäumchen — an Gestalt ähnlich unseren Haselnußstauden — auf dem Platze, den das Seminar einnehmen soll. Die Handwerkerschule mit ihren Werkstätten hat sich längst als unzureichend erwiesen, mit solchem Eifer drängen die Burschen heran. Die Kapelle ist in der kurzen Zeit unseres Verweilens auf koreanischem Boden viel zu klein geworden; sie muß erweitert werden.

Schon am frühen Morgen, ehe wir noch um halb 5 Uhr das Chorgebet beginnen, ist regelmäßig ein alter Christ von sechzig Jahren uns zuvorgekommen. Tiefgebeugt auf dem Boden kniend betet oder vielmehr singt er halblaut in melodischen Intervallen, die sich im Umfange einer Quint bewegen, sein eigenes Chorgebet, ohne uns zu stören und ohne sich von uns stören zu lassen, bis sich allmählich zu den heiligen Messen das Kirchlein mit Gläubigen füllt. So geht es Tag für Tag. An den Sonntagen drückt sich der kleine Raum bis zum letzten Plätzchen voll von Betern, die fast alle bis 11 Uhr ausharren. Der Choralgesang und die Liturgie haben für sie etwas ungemein Anziehendes. Und schon hat mancher Heide, davon angelockt, einem Christen seinen schmalen Platz weg-geschnappt, der nun draußen vor der Türe der Sonntagsfeier beiwohnen muß. Dort kann er auch Wache halten über die Schuhe, die in langen Reihen warten, bis der Gottesdienst zu Ende ist; denn kein Koreaner wird seine Schuhe mit in ein Zimmer, am allerwenigsten in das Gotteshaus mitbringen. Ehrfurchtsvoll und



Das kleine Ost-Tor

leise schleichen sie in ihren Baumwollsocken herein; andächtig harren sie aus und lassen sich nicht durch das Plaudern eines Kindes, das auf dem Rücken der Mutter in seiner Weise das Interesse bekundet, irre machen; gesammelt und für die harte Arbeit einer Woche gerüstet ziehen sie wieder von dannen. Die Frauen hüllen sich rasch in ihre Mäntel, die sie über den Kopf werfen, das Gesicht zu verdecken, und huschen ohne zu grüßen und ohne gegrüßt zu werden an den Männern vorbei. Sie eilen nach Hause, das karge Mittagsmahl zu richten, indessen die Männer noch zusammenstehen und plaudern und von dem freien Platz vor dem Kloster ihre Hütten unten im Tal betrachten.

Man fühlt es, wie ein religiöses Sehnen im Volke steckt, und wie wohl nicht leicht ein Heidenvolk so reif zur Ernte ist, als das, das auf dem von Märtyrerblut getränkten Boden von Korea emporgewachsen ist. Freilich, Korea steht an einem Wendepunkt der Zeiten. Die Verfolgungsstürme, in denen das Christentum starke Wurzeln gefaßt hat, sind vorbei; wird nunmehr ein hoffnungsfreudiger Frühling anheben?

Gleichsam über Nacht ist Korea das Auswanderungsgebiet für Japan geworden, und wie eine Hochflut wälzt sich der wogende Strom der Übervölkerung Japans über die Kolonie hin. Vor allem in der Hauptstadt Seoul stauen sich die



Unsere Abtei in der Hauptstadt, vom kleinen Ost-Tor aus gesehen

Fluten. Diese plötzliche Veränderung der politischen und sozialen Lage drängt die französische Mission überall, vor allem in der Hauptstadt, in neue Bahnen. Hier ist schon die weiteste Umgebung der Kathedrale, die im Zentrum des Verkehrs liegt, so gut wie japanisch, und immer weitere Kreise zieht die japanische Besiedelung. Konnte die Mission bis in die neueste Zeit hinein sich dem schlichten, einfachen Volke widmen, das sein ganzes, für das Religiöse empfängliche Herz mitbrachte, so wird sie von dem materialistischen Geiste der Japaner, der sich nur im Streben nach nationaler Größe und im Ringen nach irdischem Gewinn und im Streben nach wirtschaftlichem Aufschwunge bewegt, darauf hingewiesen, wirtschaftliche und wissenschaftliche Fragen mehr als bisher in ihr Kulturprogramm aufzunehmen. Auch mit äußeren kulturellen Leistungen wird die Mission den Japanern imponieren müssen, um der christlichen Religion Ansehen und Einfluß zu sichern. Für die Hauptstadt ist diese Frage jetzt eine brennende geworden, nachdem dort in wenigen Jahren die französische Mission ganz in der japanischen Umgebung aufgehen wird, während die Koreaner immer weiter fortrücken.

Die Koreaner geben den verlorenen Boden preis; sie wollen und können nicht mit den Japanern zusammenleben. So verspüren wir am anderen Ende der Stadt immer den Zuzug von Christen, die sich gerne in unserer Nähe niederlassen, um nicht ganz aus der Hauptstadt vertrieben zu werden. Und doch werden sie



Unsere Schreinerlehrlinge

der veränderten Lage und den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen und den fremden sittlichen Einflüssen nicht entfliehen können. Sie für neue Verhältnisse zu erziehen, das ist der Weg, der aus der schwierigen Situation herausführt. Den Christen ein bescheidenes Plätzchen in der erweiterten Kapelle zu verschaffen, genügt allein noch nicht; so mischen sich unter die Pläne für die Vergrößerung des Gotteshauses immer wieder die Pläne für Handwerkerschule und Lehrerseminar.

Unten am steilen Hang, wo der Serpentinweg zum Kloster anzusteigen beginnt, steht die Handwerkerschule. Vor kurzem war ein Stück angebaut worden und jetzt eben wird daneben ein geräumiger Neubau eingedeckt. Der Zudrang der jungen Koreaner, die um Aufnahme bitten, wächst von Tag zu Tag, so daß auch diese neugeschaffenen Räume wohl rasch wieder zu eng werden.

Es war die Eröffnung einer Handwerkerschule für die Missionspraxis im fernen Osten etwas ganz Fremdes, und der Erfolg bei einem Kulturvolke konnte mit Recht in Zweifel gezogen werden. Allein das „Labora" ist in der Benediktinerdevise zu eng mit dem „Ora" verbunden, als daß nicht der Versuch gemacht werden mußte. Zudem schienen die Verhältnisse eine solche Gründung nicht bloß zu begünstigen, sondern geradezu zu fordern.

Fast keines von den Handwerken, die in den europäischen Ländern zum Bedürfnisse geworden sind, hatte sich in Korea zu einer brauchbaren Produktion



Brettersäge

entwickelt. Das Volk war luftdicht von der Außenwelt abgeschlossen; auf einmal fielen die Schranken. Da wird es dem Handwerke unmöglich, die Anforderungen, welche gestellt werden, zu befriedigen. Die Abschließung mußte die Entwicklung eines nationalen Wohlstandes hemmen. Es war und blieb ein armes Volk, ein Volk von Armen; und unter den Armen sind die Christen die Ärmsten. Zu kurz waren ja die Jahre, in denen sie sich hätten erholen können. Die Verfolgungen hatten ihnen alles geraubt; und diese währten herein bis in die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts. Noch 1894 ward P. Jozeau von der christenfeindlichen Partei der Tonghak ermordet.

All das zusammen gab den richtigen Boden, auf dem die Handwerkerschule in ihrem Entstehen in Blüte kommen mußte, und die geweckten Koreanerburschen waren freudige Früchte, die rasch heranreiften und den Ruf der Schule unters Volk trugen. In der Tat, schon die ersten bescheidenen Anfänge einer Schreinerei und Schlosserei hatten wie ein geheimer Zauber gewirkt, der den Christen ein soziales Übergewicht verleihen und das Christentum selbst in Ehren bringen konnte. So ist's gekommen, daß jetzt schon Hunderte von Bewerbern abgewiesen werden müssen, weil die Werkstätten nicht ausreichen und das nötige Aufsichts- und Lehrpersonal und vor allem das Geld fehlt, womit die Erweiterungsbauten hergestellt werden könnten.



Behauen der Bauhölzer

Die Christen selbst begrüßen in der Handwerkerschule die Lösung einer Lebensfrage. Mit dem Aufblühen des Handwerks bekommen die Christen festen Boden unter die Füße. Auch ihr Ansehen unter den Heiden, das aus den Heldenzeiten der Verfolgung noch stark nachwirkt, wird gesteigert. Einst verfolgt und verachtet, beraubt und vertrieben, sind sie imstande, eine neue soziale Bewegung einzuleiten und einen Umschwung im gewerblichen Leben herbeizuführen. Wie sie damals in den harten Zeiten der Verfolgungen in ihrem Heldenmute und ihrer Opferfreudigkeit die Bewunderung der Heiden herausgefordert hatten, so sollen nunmehr die Heiden lernen, die christliche Religion als jene höhere Kraft zu ehren, die solche gewaltige wirtschaftliche Leistungen hervorzubringen mächtig ist. Diese sozialen Umwandlungen werden ihnen zeigen, wie die Kirche als treubesorgte Mutter auch für das tägliche Brot ihrer Kinder Auge und Herz hat.

So kommen selbst Heiden, die Handwerkerschule zu besuchen. Wohl hat der Wunsch, sich eine gesicherte Lebensstellung zu erringen, den ersten Anstoß gegeben, der sie unter die Christenjünglinge geführt hat, um mit ihnen in der Erlangung der Meisterschaft zu wetteifern. Aber bald sind sie auch schon deren Schüler. Rasch hat jeder von diesen Heiden einen hilfsbereiten Freund gefunden, der sich mit ihm abgeben will und ihm die Wahrheiten der christlichen Religion erklärt. In der freien Zeit schleichen sie zu zweien oder in kleineren Gruppen an



Häckselschneiden. Vermischt mit feingesiebtem Kalk und gekochtem Papier dient das Häcksel zum Glattstrich der Innenwände

ein entlegenes Plätzchen im Garten. Dort sitzen ein paar zusammen unter einer gigantischen Felspartie und lernen mit halblauter Stimme ihr „Vater unser" auswendig. Andere haben sich unter einer Föhrengruppe zusammengefunden. Ganz geschickt wissen die christlichen Zöglinge den Einwendungen gegenüber, welche aus den Lehren des Buddha oder des Konfuzius hergeholt sind, die Lehren des Christentums in ein helles Licht zu stellen, das immer klarer hineinleuchtet in die wahrheitssuchenden Jünglingsseelen. Längst sind sie Christen geworden, wenn sie hinauswandern in ihre Heimat in der Provinz. Stark an Glauben und durchgebildet in ihrem Gewerbe werden sie daheim mit Eifer und Einfluß für das Christentum eintreten.

Dabei genießt die Schule auch das Ansehen der japanischen Regierung, welche die große soziale Tat unumwunden anerkennt. Wiederholt hat Graf Terauchi, der Generalgouverneur des Landes, seine Anerkennung über die Leistungen und über den wohltätigen Einfluß dieser Handwerkerschule zum Ausdruck gebracht. Es werden ja arbeitstüchtige und arbeitsfreudige Volksteile geschaffen, die in ihrer Arbeit und im friedlichen Erwerb die größte Bürgschaft bieten, daß sie sich frei halten von den Umsturzgedanken, die vom fernen Westen her in die Länder des Ostens immer offeneren Eingang finden.



Gemälde (vergleiche das Farbenbild Tafel 8)

Schließlich fällt selbst für die deutsche Heimat ein guter Teil von den Früchten ab, welche in dieser Handwerkerschule reifen; nicht bloß der Deutschen Ruhm und Ansehen im Osten wird sie fördern, auch materiellen Vorteil dürfte sie bringen. Es kann für den deutschen Handel, der sich in zwei Dezennien die Freihäfen bis nach China und Japan erobert hat, nicht ohne Einfluß sein, ob eine deutsche Anstalt oder ein amerikanisches Unternehmen die Aufwärtsbewegung des Handwerkes im Lande eingeleitet hat. Korea wird in seiner ganzen Gewerbetätigkeit immer mehr von außen abhängig; waren es Deutsche, von denen es in die Praxis eines hochentwickelten Handwerkes eingeführt wurde, dann wird es auch den deutschen Handel zu seiner Weiterentwicklung zu Hilfe rufen.

Von nicht geringerer Wichtigkeit, aber von ungleich größerer Schwierigkeit in der Durchführung ist die Aufgabe, um deretwillen wir nach Korea gerufen wurden: die Heranbildung von Volksschullehrern, durch die Errichtung einer Normalschule, wie man drüben im Osten unsere deutschen Lehrerseminarien nennt.

Es war unmöglich, sofort ans Werk zu gehen, so wünschenswert dieses gewesen wäre. Aber die kleine Schar der Benediktiner, drei Patres und vier Brüder, welche im Jahre 1909 Sankt Ottilien verließen, um das Werk in Angriff zu nehmen, sahen sich vor ein unübersteigbares Hindernis gestellt. Ohne gründliche Kenntnis der Sprache die Schule zu beginnen, war zu gewagt, weil man sie in diesem Falle fremden Lehrern überlassen mußte. Es blieb nichts anderes übrig, als daß die Patres sich erst tüchtig hinter die Bücher setzten, dann draußen in der Provinz, wo sie kein europäischer Laut mehr erreichte, sich eine gewisse Fertigkeit in der Sprache aneigneten. Aber damit war es noch nicht abgetan. Will einer in Korea als Gelehrter oder gar als Lehrer auftreten, dann muß ein jeder Satz, den er spricht, einen starken Einschlag von chinesischen Fremdwörtern aufweisen. Dazu kommen noch wenigstens 3000—4000 chinesische Charaktere, ohne die sich ein Gelehrter im fernen Osten überhaupt nicht sehen lassen darf. Zu allem Überfluß war Korea eben daran, japanische Kolonie zu werden, so daß auch das Japanische mit in den Studienplan aufzunehmen war. Das schien wohl viel auf einmal, zumal da das Koreanische mit seinen vielen Feinheiten genug der Schwierigkeiten bot. Aber zwei Jahre eisernen Fleißes halfen über diese Hindernisse hinweg, wenn auch die Frist äußerst knapp bemessen war.

Aber inzwischen hatten sich die Verhältnisse wesentlich geändert und zwar nicht zugunsten des gedachten Unternehmens, während alle die bereits vorhandenen Schwierigkeiten bestehen blieben. Was man kommen sah, war im Laufe dieser zwei Jahre eingetreten, rascher als man vermuten mochte. Korea war wirklich japanisch geworden. Damit war nicht bloß Japan auf den Plan getreten mit der Absicht eines Staatsschulmonopols, sondern es war wie mit einem plötzlichen Wettersturz die glühende Begeisterung der Koreaner für die Schulen auf den Gefrierpunkt herabgesunken.



Unsere Wagnerlehrlinge
P. Canisius Kügelgen O. S. B. phot.

Dieses Aufflackern der Begeisterung Koreas hat eine kurze Geschichte: Nirgends im Lande gab es ehedem Volksschulen, noch weniger Mittel- oder gar Hochschulen. Einige kümmerliche Missionsschulen waren ja mit der Erschließung des Landes ins Leben getreten und hatten ein zurückgezogenes Dasein geführt. Sie entsprachen ganz den geringen Bedürfnissen des Volkes und der Mission. Diese hatte nur einige Katecheten nötig, die sich der Missionär heranbildete. Aber die Erfolge Japans hatten Korea aufmerksam gemacht. Japan war auf seiner Ruhmeslaufbahn immer höher und höher gestiegen. Korea, das sich als Vasallenstaat Chinas etwas beengt sah, wäre gerne dem emporstrebenden Nachbarn im Osten gefolgt. Wenn es nur so weit reichte, um unabhängig von China zu werden. Deswegen studierte es die Entwicklung Japans und fand den Grund in der Volksbildung, die den Japanern die geistige Überlegenheit verschafft hatte. Jetzt mußten auch in Korea Schulen her. Wie Pilze schossen sie aus dem Boden, und der amerikanische Protestantismus benützte die Gelegenheit, um besonders den Norden des Landes mit einem Netze von Schulen zu überziehen. Auch nationale Mittelschulen entstanden. Allein es war zu spät. Die aus dem Volke selbst ausgegangene Anstrengung konnte den Untergang nicht mehr aufhalten. Kaum aber hatten sie dieses letzte Mittel, auf das sie alle Hoffnung gesetzt hatten, fehlschlagen sehen, da war auch die Begeisterung für die Schulen dahin.

Leider hatte die französische Mission den günstigen Augenblick, wo die Schulbewegung in bestem Zuge war, nicht ausgenützt. Es wäre Unrecht, ihr daraus

einen Vorwurf zu machen. Einmal waren die Patres, die zum größten Teile noch die bedrängten Zeiten der Verfolgungen durchgemacht hatten, auf eine Missions=methode eingearbeitet, die mit dem Schulbetrieb unvereinbar schien. Jeder Pater lebte und lebt auch jetzt noch so ganz für sich allein auf seinem Missionsposten, fern von einem Mitbruder, seiner eigentlichsten Aufgabe, der religiösen Belehrung und der Seelsorge. Sein Distrikt war umfangreich. Tageweit mußte er wandern, wenn er Sterbenden zu Hilfe kommen wollte, und zweimal jährlich durchstreifte er seinen Missionsbezirk und war dann mehrere Wochen von seiner Missions=station fort, um von einem Christendörflein zum anderen zu ziehen. Überall blieb er einen oder zwei Tage, um den Gläubigen wieder einmal Gelegenheit zu geben, ihren Christenpflichten nachzukommen. Diese Missionsmethode war von der Ver=folgungszeit eingegeben; in sie wurden die frisch nachkommenden Patres eingeführt, und sie ist bis auf den heutigen Tag geblieben. Es mag dabei vielleicht der weite Ausblick auf die Zukunft etwas getrübt worden sein, der das dringende Bedürfnis nach Schulen nicht beachtete. Möglich; aber vielleicht war es ein noch stärkerer Grund, der sie zwang, den Wunsch des Herzens zu unterdrücken, wenn es sich danach sehnte, den Schulunterricht zu organisieren. Es hatten ja auch alle Patres den Anlauf gemacht. Die Armut war es, die sich ihnen hemmend in den Weg stellte.

Die Armut war auch ein Erbteil, das die französischen Missionäre aus der Ver=folgungszeit mit herübergerettet hatten in die Tage der Freiheit. Und diese Armut band ihnen die Hände und bindet sie ihnen immer noch. Sollte es die Armut sein, an der die wohlgemeinteste Hilfe verzagen und versagen soll, die wir dem Christentum in Korea durch Heranbildung von Lehrern bringen könnten? Doch was nutzt es, Lehrer auszubilden, wenn für ihre Anstellung und ihren Unterhalt nicht gesorgt werden kann?



Kalksieben

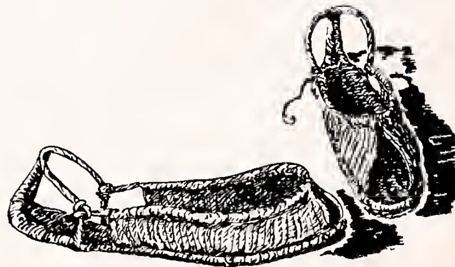
In dieser harten Lage wird die Stellung=nahme der japanischen Regierung doppelt hart empfunden, die den höheren Schulen nicht eben geneigt ist. Indes, man kann es der Regierung nicht verargen, wenn sie den Schulunternehmungen in Korea keine große Sympathie entgegenbringt. Waren doch die von den Koreanern gegründeten Schulen ihren eigenen Bestrebungen schnur=

stracks zuwider. Japans Pläne standen auf die Annexion Koreas; die Koreaner wollten sich mittels der Schulen die Freiheit erringen. Dieser Geist lebt in den Schulen fort, die sich über die Annexion des Landes hinübergerettet haben. Die Japaner haben auf sie ein wachsames Auge; sie vermuten, und nicht ganz mit Unrecht, daß diese Schulen, die einst als geistige Bollwerke gegen China gedacht waren, nunmehr den Widerstand gegen Japan großziehen.

Die schiefe Stellung der höheren Schulen zur politischen Gestaltung mußte noch ungünstiger werden durch eine Erscheinung, die in der Natur der Sache liegt. Die Oppositionsschulen mußten Jahr für Jahr die Schar der unzufriedenen Elemente vermehren, die, weil sie nichts zu wagen und nichts zu verlieren hatten, für Umsturzideen allzu zugänglich waren. Für die höheren Schulen fehlt in Korea immer noch jegliches Bedürfnis. Abgeschlossen von aller Welt konnte sich in Korea kein Handel entwickeln. Was wollte da eine Handelsschule, ähnlich wie sie die Maristen mit so reichem Erfolge in Japan leiten? Es konnte sich im Lande keine Industrie entwickeln; somit war eine Realschule unnötig. Die allgemeine Volksbildung stand auf dem denkbar niedrigsten Niveau. Da gab es nirgends einen Platz für eine höhere Schule und noch weniger eine Anstellung für die jungen Leute, die aus derselben hervorgingen. Halbstudiert, ohne Mittel, zu bequem, um zur saueren Handarbeit auf den Reisfeldern zurückzukehren, fielen sie der Umsturzpartei in die Hände, die gern bereit war, sich deren Kenntnisse zunutze zu machen.

Und doch ist eine Weiterbildung des Volkes vonnöten, sollen nicht die Stellen im Lande allüberall mit Japanern besetzt werden; und die Mission darf da nicht zurückstehen, sonst muß sie gewärtigen, daß das Christentum aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet wird. Vor allem sind Volksschulen und ein Lehrerseminar notwendig, wenn die Bewegung im Volke, die zum Christentum hingeht, nicht schließlich auf den toten Punkt geraten soll. Also mutig ans Werk!

In der Tat sollte, da der Herbst ins Land zog, auch eine muntere Schar von koreanischen Burschen ihr neues Heim unten zu Füßen des Klosters beziehen, um sich auf die geistige Hebung ihres Volkes vorzubereiten. Mit der Eröffnung des Lehrerseminars dürfte ein neuer Abschnitt in der Missionsgeschichte Koreas beginnen.



Strohschuhe



Mädchenschule auf dem Lande

Kapitel 8

In die Berge

Reliquien aus der Verfolgungszeit

24. März

Schon vor ein paar Tagen hatten wir unsere Sachen gepackt zu einem längeren Ausflug in die Provinz. Ein Schneefall hatte uns die Reiselust gründlich verdorben. Aber die Bündel blieben geschnürt in einer Zimmerecke stehen und warteten auf sonnige Tage. Schnell wird heute ergänzt, was noch an der Ausrüstung fehlt. Insbesondere werden die photographischen Platten sorgsam in die beiden Reisetaschen verteilt, damit keine zu schwer wird; denn sie müssen ziemlich weit über Land getragen werden. Farbenkasten und Skizzenbuch muß auch mit; ich darf nicht länger warten, wenn ich mir einige farbige Erinnerungen mitnehmen will. Das Auge gewöhnt sich schon allmählich an die fremdartigen Farbeneindrücke, und wenn sie einmal aufgehört haben, neu und überraschend zu wirken, dann beginnt auch schon der Reiz zu schwinden, sie im Bilde festzuhalten. Ich hätte mich ja lieber auf photographische Farbenaufnahmen verlegt; die Farbenplatten konnten auch über Sibirien in 14 Tagen da sein. Allein sie kommen nicht durch; die Pest in der Mandschurei versperrt ihnen den Weg. Sie müssen sich gedulden, bis die Ansteckungsgefahr vorbei ist, zumal ihnen eine Desinfektion sehr übel bekommen würde.

Die Eisenbahn, welche die Richtung gegen Süden, Fusan zu, einschlägt, hat bald die Häuserreihen der Vorstadt durchbrochen; wir nähern uns dem Hang-Fluß. Über den weiten, öden Ufersand — das Feld der Märtyrer — schaut von den Uferhöhen eine Bastion herab, die der letzte Kaiser noch zum Schutze der Hauptstadt hat errichten lassen. Halb verhüllt durch einen Nebelschleier trauert sie einsam und verlassen um den letzten Rest entschwundener Freiheitshoffnungen. Dann geht es über die lange Eisenbahnbrücke dem Gebirge der Märtyrer zu. Gleich drüben, auf der linken Seite des Hangkang, ändert sich die Bodenformation in auffallender Weise. Nicht mehr kümmerlicher Sand, schwerer Lehmboden vermischt mit gutem Humus liegt auf den weiten fruchtbaren Feldern. Die Gegend



Hausbau

behält das Gepräge der fruchtbaren Hügellandschaft, das Kolorit des Vorfrühlings bei, bis wir in eine Vorgebirgs-Landschaft hineingeraten. Hier drängen sich aus jedem Tälchen, das wir schneiden, kahle Berge heran und werfen einen neugierigen Blick zum Wagenfenster herein.

Wir müssen jetzt achthaben, daß wir nicht an unserer Station vorbeifahren, doppelt acht, nachdem die Japaner eine babylonische Sprachenverwirrung ins Land gebracht haben. Wie alle chinesischen Schriftzeichen, so lesen sie auch die mit chinesischen Schriftzeichen geschriebenen Städte- und Stationsnamen, die an den Bahnhofsschildern stehen, ganz anders als die Koreaner. Es geht, wie wenn Kinder verschiedener Nationen um ein Bilderbuch herumsitzen. Da ist ein Baum abgemalt. Das deutsche Kind deutet darauf und sagt: Baum, das italienische Kind albero, das englische tree. Nebenstehend das chinesische Zeichen für Baum. Jedermann in Korea und Japan weiß, was dieses Zeichen sagen will, und doch liest es der Koreaner anders als der Japaner, und anders lautet es in den verschiedenen Dialekten Chinas selbst.



Draußen steht unter dem Chinesisch des Stationsschildes, den europäischen Reisenden zu Hilfe zu kommen, mit lateinischen Lettern die Übersetzung: Suigen; und Suigen schnarrt die Stimme der Kondukteure die Wagenreihe entlang. Souwon buchstabieren alle die koreanischen Insassen unseres Wagens und schütteln ungläubig den Kopf, wie wenn

ein Bäuerlein, das durch Regensburg oder Köln fährt, nur mehr Ratisbone oder Cologne würde ausrufen hören.

Doch jetzt sind wir an unserer Endstation — Gun-pod-jo —, kenntlich an dem verlassenen Bahnhof, der in Gesellschaft von einigen ärmlichen Hütten diese Einsamkeit hütet. Da stehen wir nun im Wartesaal mit unseren zwei schweren Reisetaschen. Wohin jetzt? Mit vielem Zureden gelingt es uns, einen Träger anzuwerben, der uns das Gepäck weiterbesorgen will. Während dieser nach Hause eilt, sich zu rüsten, besehen wir uns den Neubau, der in der Nähe ersteht. Wir sind auf dem Lande, das verrät dieser Bau auf den ersten Blick. Schon steckt das Stangengerippe fest im Boden und schiebt sich zu einer Art Dachsparren ineinander. Zunächst sieht das Ganze einer entstehenden Negerhütte in Deutsch-Ostafrika (etwa bei Daressalam) aufs Haar gleich. Aber schon beginnt das Einbauen der in den Boden gerammten Pfähle und Stangen, die vorerst die Wände bloß andeuten. Steine aus dem Rinnsal eines Bergbaches, rund und ungeschlacht, von der verschiedensten Größe, faustgroß und kopfgroß, werden in Lehm gebettet und, damit die Mauer nicht vorzeitig ineinanderkollert, mit Stricken aus Reisstroh an das Stangenwerk angebunden. Langsam hebt sich die Wand; die Mauern werden der Kälte wegen verhältnismäßig dick, und die Fugen zwischen den Steinen werden gut mit Lehm verschmiert. Nebenan liegt schon das Reisstroh bereit, das als schützendes Dach darüber kommen soll.

Ehe wir vom Stationsgebäude wegkommen, trifft noch der Diener ein, den uns Pater Le Gac zugesendet hat. Er setzt seinen Stolz darein, die beiden schweren Gepäckstücke allein zu tragen. Sehr geschickt umschlingt er sie mit einem Traggurt und nimmt sie auf den Rücken. Eine Zeitlang führt er uns



Strohflechten für Dachbedeckung



Eindecken des Hauses

rückwärts, dem Schienengeleise entlang, dann biegen wir ab, den Bergen zu. Auf ausgetretenen Saumwegen geht es voran; ein Dörflein hält uns für ein paar Augenblicke auf; unser Träger soll sich durch einen Schluck Reiswein stärken.

Nach eineinhalb Stunden öffnen sich die Bergtäler, während weit hinter uns ein Bergkoloß mit einer festen blauen Wand den Rückweg abschließt. Allmählich wird es lebendig vor uns. Dort hinten am Fuß des Berges soll das Kirchlein von Haukokä liegen. Eine Kinderschar, mit ihrem Lehrer an der Spitze, strömt uns entgegen. Über Stock und Stein springen sie heran und werfen sich dann, wie sie angekommen sind, vor uns nach Landessitte zum Gruß auf den Boden nieder, indem sie mit der Stirne den Boden berühren. Dann nahen sich Gruppen von Männern und immer wieder kommen neue heran, je mehr wir uns dem Dörflein nähern. Es entwickelt sich eine ganze Prozession.

Feierlich ernste Gedanken kommen mit all diesen Gestalten. Die frische Jugend, die noch nicht viel von der Not des Lebens zu kosten verstanden und die kaum eine Ahnung hat von dem, was ihre Eltern und Großeltern in die wilde Bergeinsamkeit getrieben hat: Glück leuchtet ihnen aus den Augen; sie sind ja zufrieden in ihrer Armut, in der sie aufgewachsen. Wetterharte Männer, unter ihnen manche, die noch ihre Eltern aus der Hauptstadt hierher in die



Frauen und Mädchen schauen in ehrfurchtsvoller Entfernung zu

Abgeschiedenheit begleitet hatten, die damals weltverlassen in unbekannten Bergen lag. Sie sind in Leid und Entbehrungen groß geworden und ringen mühsam dem trotzigen Boden des Lebens Notdurft ab. Aber für ihren Glauben haben einst ihre Eltern all ihr Hab und Gut hingegeben, und manche ihrer Lieben sind unter dem Henkerschwert verblutet. In der Bitterkeit der Armut ist ihr Glaube fest geworden wie die Felsen, die sie umstarren. Ehrwürdige Greise nahen sich. Welches Glaubensfeuer in ihren Augen funkelt! Man sieht es ihnen an, wie sie dieses Tal lieben, in das sie ihren ganzen Reichtum, ihren Glauben, gerettet haben. Ein einziger solcher Blick sagt mehr als ein Band Kirchengeschichte; er bezeugt, daß diese Christen keinen Augenblick schwanken würden, wenn jetzt wiederum eine Christenverfolgung ausbrechen sollte.

Die Frauen halten sich fern; so will es die Sitte der Koreaner, die sich in ihrer alten Strenge erhalten hat. Doch nehmen auch sie teil an der allgemeinen Freude. Mit den Mädchen haben sie sich auf einem Hügel zusammengeschart und warten dort, um uns in das Kirchlein zu folgen, zu dem sich der Zug bewegt. Es ist eine niedrige Hütte, mit Stroh gedeckt und kümmerlich aus Bruchsteinen mit Lehmverband aufgeführt. Wir treten gebückt in die Kapelle ein. Sie ist so klein, und alles ist so ärmlich. Von der Decke starren die rohen Balken, die

man mit dem ausgestreckten Arm erreichen kann. Sie selbst sind wieder von rauh bearbeiteten Pfosten gestützt. Den einzigen Schmuck bilden alte Tapeten, mit denen die Wände um den Altar herum überzogen sind. Schlichte, braune Holzkreuzchen predigen vom tiefen Ernste des Kreuzweges. Türen und Fenster sind aus leichten Holzrahmen gefertigt; senkrecht- und querlaufende Stäbchen teilen sie in kleinere Felder. Durch das Papier, mit dem sie bespannt sind, fällt ein mattes Dämmerlicht in den Raum. Nur vorn am Altar sind zwei Fenster mit roten Glasscheiben, durch die geheimnisvolle Strahlen in das feierliche Halbdunkel dringen, um sich die reiche Armut zu besehen, die sich auf den friedlichen Gesichtern all der Beter und Beterinnen widerspiegelt. Das Glaubensfeuer leuchtet aus ihnen wie das Feuer eines Edelsteines in herber Fassung.

Es ist das Dörflein Nonto, gewöhnlich nach dem nahen Bergrücken Haukokä genannt, die Residenz des P. Le Gac. Nach allen Seiten hin, fünf Stunden im Umkreis sind seine 2500 Christen in kleineren Siedelungen zerstreut. Auch für den Pater gehörte Glaubensmut her, mit diesen Armen die Armut und die unwirtliche Wildnis zu teilen, in der man sich jetzt, nachdem der Winter mit seinem Schnee und Eis diese Bergschluchten bereits verlassen hat, an die schroffe Felsöde von Subjako versetzt glaubt. Rührend ist die Kindlichkeit und Zutraulichkeit, mit welcher die Christen an ihrem Seelenhirten hängen. Sein Haus steht ihnen offen. Er ist ihr Vater. Das patriarchalische Familienleben, das in Korea alle Glieder, Kinder und Kindeskinder um das Haupt der Familie, den Vater, zusammenschließt, hat sich auch auf den gemeinsamen geistigen Vater übertragen. Es ist nichts Seltenes, daß um den greisen Großvater eine Familie von Söhnen und Töchtern und deren Kinder bis zu sechzig Köpfen und darüber beisammenwohnen. Immer wieder mußte eine Hütte angebaut werden; immer wieder war ein neuer kleiner Hofraum entstanden. Das Haus ihres Paters ist das gemeinsame Vaterhaus. So sind wir jetzt zum ver-



Beim Wäscheglätten



Vor der Kapelle in Haukokä

späteten Mittagessen förmlich umlagert von Männern und Knaben, die uns die gewohnte Gesellschaft leisten wollen, wie sie es Tag für Tag ihrem Pater tun. Wir sind hungrig und müde, und doch will es uns nicht recht munden. Hungrig stehen die Zeugen unseres gesunden Appetits um uns herum; die meisten von ihnen haben heute noch nichts zu essen bekommen, indes wir es uns wohl sein lassen. Und doch hätte es nicht viel Bedeutung, ihnen etwas von unserem Mahle zu geben; die alte, streng gehaltene Sitte würde es ihnen verbieten, in unserer Gegenwart zu essen.

Nach einem kleinen Spaziergang talaufwärts, von wo ein kleines Wässerlein, vom Bergsattel kommend, herabrieselt, steigen auch schon die tiefblauen Abend=schatten die westliche Bergwand herab und klettern flink die Höhen im Osten hinan. Wir sind wieder im Dorfe. Dort hocken noch einige Frauen= und Mädchen=gruppen am Bach und waschen rasch noch einiges Baumwollenzeug für den morgigen Sonntag, während drinnen im nächsten Haus ein paar Frauen in emsiger Geschäftig=keit die trockene Wäsche plätten. Aus einiger Entfernung hatte sich ihre Arbeit ähnlich angehört wie der trippelnde Takt der Dreschflegel, die mir an den kalten Wintermorgen längst vergangener Weihnachtsferien aus den nahen Bauernhöfen des Heimatdorfes den frühen Morgengruß ins warme Bett hineingesungen hatten. Wir treten in die offene Veranda, welche die Gäste freundlich einladet. Der Haus=



Auf dem Hofe

herr führt uns in den inneren Hofraum, den sonst nicht leicht ein Gast betreten darf. Auch hier läuft eine schmale Veranda einen halben Meter über dem Boden die rechtwinkelig zusammenstoßenden Zimmer entlang, deren papierene Schiebetüren auf den Hof herausgehen. Eine Reihe kräftiger Pfosten stützt das Dach. Dort in der Ecke, von wo aus eine Türe in die Frauengemächer führt, sitzen Mutter und Tochter auf dem Holzboden der Veranda vor einem flachen Stein einander gegenüber. Eine Kleine sitzt noch seitwärts zwischen ihnen. Sie halten plötzlich inne. Ihre langgezogenen Holzkeile ruhen erwartungsvoll im Schoß, während ihre Blicke fragend auf uns gerichtet sind. Wir dürfen sie nicht stören; sie müssen ohnehin bis tief in die Nacht hinein klopfen, wenn sie den Stoß Wäsche, der neben ihnen aufgeschichtet liegt, heute noch bewältigen wollen. Mit stummem Gruße geben wir ihnen das Zeichen weiterzuarbeiten. Wir sind ja gerade deswegen gekommen, sie „bügeln" zu sehen. Jetzt fliegen wieder die vier Klöppel auf das Wäschestück nieder, das gefaltet auf dem Steine liegt, und geschickt weiß es das Mädchen zu wenden und zu drehen, ohne daß seine Fingerchen unter die niedersausenden Hölzer geraten.

Ein paar Augenblicke müssen uns die Hausfrauen noch schenken, sie sollen uns in alle Geheimnisse koreanischer Bügelkunst einführen. Die buntfarbenen Bänder, die eine so ausgiebige Verwendung in der koreanischen Kleidung finden,

können nicht auf dem Steine gerichtet werden. Keine Naht ist an ihnen zu sehen. Aus einem handbreitlangen Leinwand= oder Seidenzeug zum Bande zusammen=gefaltet, wird die übergeschlagene Kante mit Reiskleister bestrichen. Rasch gleitet das Bügeleisen darüber, und ohne Nähmaschine ist das Band säuberlich zusammen=geheftet und hält, bis wieder ein Waschtag heranrückt. Die hierzu benützten Bügel=eisen haben die Gestalt eines fingerlangen Bajonettes. Sie gebrauchsfertig zu machen, kostet nicht viele Mühe. Der nie erlöschende gußeiserne Tiegel, der für die Tabakpfeife in der Ecke des Zimmers wartet, bis der Hausherr die ausgebrannte Pfeife von neuem gestopft hat, birgt unter der Asche genügend Kohlenglut, um die kleinen Eisen genügend zu erwärmen, und wenn die Arbeit im Gange ist, dann liegen immer ein paar Eisen im Feuer, um das erkaltende abzulösen.

Erst spät kommen wir zur Ruhe, die wir zu dritt in einem schmalen Zimmerchen suchen. Lange noch klingen und singen die Bügelklöppel in die stille Nacht hinein, wohl auch noch manches Viertelstündchen, nachdem sie mich in Schlaf gesungen haben.

Sonntagsstimmung

26. März

Den Christen zuliebe soll ich den Gottesdienst um einhalb zehn Uhr halten. So schlendere ich in der frischen Morgenluft das Tälchen wieder hinauf, in das wir gestern schon ein Stück vorgedrungen sind. Langsam steigt der Fußpfad an, bis er unter den Bergsattel gekommen ist. Dort windet er sich rasch hinan. Schon steigen Gruppen von Christen hernieder, die Knaben mit den Männern zusammen, die Mädchen unter die Frauen gemischt. Das blanke Weiß und die frischsprossenden Blumenfarben der Kinderkleider rufen einen heiteren Frühlingsgruß dem Sonntag=morgen zu, der der immer noch erstorbenen Natur freudiges Leben verleiht. Drüben über dem Sattel neigt sich ein neues Tal weit zwischen die Berge hinab. Es ist fast noch einsamer als das, das ich eben verlassen. Nur da und dort sucht eine ärmliche Hütte hinter einem Felsvorsprunge Schutz gegen die kalten Winterstürme; winzige Reisfelder, man hat das Empfinden, als könnte man sie mit der Hand verdecken, schmiegen sich an das klare Quellwasser, das geschwätzig hinabrinnt. Sie gehören Christen und sind ein sprechender Beweis für ihre Dürftigkeit. Schade, daß diese Höhen sich nicht für Graswuchs und Viehzucht eignen. Sicherlich ließe sich durch eine regelrechte Aufforstung die Lage dieser armen Bergbewohner bessern.

Obschon die Armut der Christen nichts besonders Anziehendes für die Heiden hat, die da, wo die Bergtäler sich weiten und fruchtbar werden, in Berührung mit den Christen kommen, so sind es jährlich doch durchschnittlich achtzig Heiden,



Altes koreanisches Geld

die sich hier zur Taufe melden. Vielleicht ist es gerade der ruhige Friede, wie er diese Armut verklärt, der mit dem Reize eines großen Glückes die Heiden anlockt.

Längst sind alle die Kirchengänger hinter dem Sattel verschwunden, als auch ich wieder berganklettere und dann den steinigen Fußsteig hinabeile, dem Kirchlein zu.

Das Mittagsmahl findet heute unter großer Assistenz statt. Und um allen Gelegenheit zu geben, bei uns zu sein, wird für den Kaffee nach Tisch draußen im Freien zwischen der Wohnung des Paters und dem Kirchlein gedeckt. Die Knaben mit ihren schwarzen Haarzöpfen und ihren kastanienbraunen Gesichtern drängen sich um uns, und über sie schauen die Männer herein, wie wir uns unterhalten, und freuen sich, wie wir zum Kaffee bereits die lange, koreanische Pfeife rauchen. Daß wir ihre Pfeife nicht verschmähen, ist ihnen genugsamer Ersatz dafür, daß sie selbst in unserer Gegenwart die Pfeife entbehren müssen. Plötzlich lösen sich die Reihen hinter mir; ein junger Mann mit markanten Gesichtszügen, die Geist verraten, tritt in den sich wieder schließenden Kreis und hält eine Rede, uns zu danken nicht bloß für unsern Besuch, sondern auch für unsere Arbeit in Seoul am Wohle des Volkes. Kaum habe ich geantwortet, — P. Le Gac übersetzt ihnen meine französische Antwort ins Koreanische — da drängt sich auch der

Vize-Katechist zum Wort. Auch er ist ein gewandter Volksredner. Er soll heute den Katechisten vertreten. Dieser darf nämlich, so will es die Volkssitte, nicht öffentlich auftreten, weil seine Mutter gestorben ist.

Es berührt so wohltuend, wie sich diese Missionäre in das Volk hineingelebt haben, und alle Gebräuche, soweit sie mit dem Christentum und seinen Prinzipien vereinbar sind, nicht bloß dulden, sondern geradezu von den Christen verlangen. So sehr die Patres die Ahnenverehrung bekämpfen müssen, so sehr halten sie darauf, daß die öffentliche Trauer um den verstorbenen Vater oder die Mutter gewissenhaft gehalten wird. Manchem jungen Koreaner mag es lästig fallen, nach dem Tode des Vaters zwei volle Jahre im Trauerhute auszugehen. Die heidnischen Koreaner setzen sich vielfach schon über diese Sitte hinweg, wie ja auch das Trauergewand in seiner vollständigen Strenge schon so ziemlich verschwunden ist. Die Missionäre schützen den alten Brauch, der der Ehrfurcht vor Vater und Mutter entsprungen ist. Sie erhalten damit nicht allein den religiösen Wert, der in der Kindesliebe liegt, sondern auch ein gutes Stück Volkskraft, da die Kindlichkeit gegen die Eltern ein großes und edles Stück koreanischer Volksseele ausmacht.

Abseits, in einen großen Knäuel zusammengerückt, schauen die Frauen und Mädchen zu; sie haben sich auf einer Terrasse zusammengestellt, die sich beim Einebnen des Kirchenplatzes ergeben hat. Es ist ein freundliches Bild, in das die Frühlingssonne hineinleuchtet und mit den weißen Kleidern und buntgemischten Miedern und den farbenen Bändern spielt.

Vor der Nachmittagsandacht kommt noch die kleine Felizitas, das Kind des Katechisten, mit ihrem noch kleineren Brüderlein zu uns. Wegen der volkstümlichen reinen Tracht in Kleidung und Farbe versuche ich eine flüchtige Farbenskizze von den beiden. Doch es dauert nicht lange, da trippelt der Kleine schon weg und jetzt erschreckt ein Schrei von draußen den emsigen Pinsel. Und nun ist auch Felizitas fort. Der Kleine ist gefallen. Es ist schon wieder alles gut, und das Mädchen bringt ihn wieder herein. Aber es bleibt mir schließlich doch nichts anderes übrig, als das Büblein wieder auszuwaschen, und auch das Mädchen ist nunmehr mit den Augen bald da und bald dort; dann zupft es an den Bändern und rückt unruhig hin und her. Dem-



entsprechend wird auch die Skizze, die mit dem Zeichen zur Andacht einen raschen Abschluß findet.

Nach der Andacht machen wir uns auf zum Spaziergang. Jenseits des Berges, im Norden, liegt eine Bonzerei, die wir sehen wollen. Sie ist ziemlich verlassen und bietet nichts Neues. Nur einige Arbeiter, wie sie überall in den Bonzenklöstern im Dienste stehen, da ja die Bonzen selbst keine körperliche Arbeit verrichten, lenken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie sollen eine morsche Tempelsäule, die das Dach nicht mehr tragen kann, ersetzen, und so sind sie gerade daran, einen Baumstamm rund zu behauen. Mühsam haben sie bereits mit einer scharfen Hacke den Stamm in viereckige Form zugerichtet; jetzt fangen sie eben an, ihn in ein Achteck umzuwandeln, und schließlich folgt die Rundung. Nicht weit von ihnen sind andere dieser Hörigen an der Arbeit, einen Stamm in Bretter zu zersägen. Auf hohen Schragen ist der Baumstamm aufgestützt. Auf dem Stamme hat ein Arbeiter festen Fuß gefaßt; ein zweiter sitzt unten auf dem Boden. So zerren die beiden eine Baumsäge hin und her, die sich langsam, sehr langsam in das Holz hineinfrißt, und mit vieler Geduld und vielem Schweiß kommt schließlich sogar ein Brett zum Vorschein.

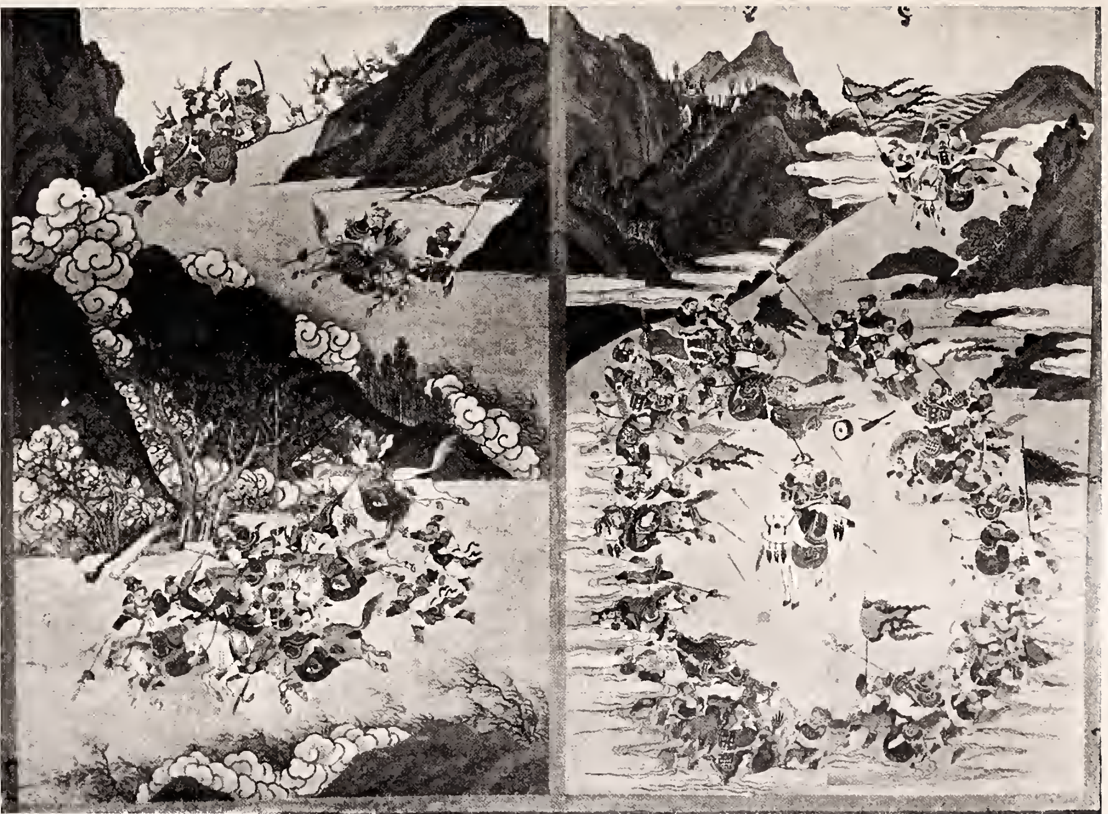
Eine enge Berghöhle

27. März

Zum Frühstück haben wir eine interessante Tischlektüre. Eine größere Anzahl von Christen hat sich eingefunden, stämmige Männer, Jünglinge in der Vollkraft der Jugend und Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren. Sie alle wollen sich der Religionsprüfung unterziehen, wie sie alljährlich zweimal von den Patres abgehalten wird. Es ist zum Staunen, mit welcher Sicherheit die wetterharten Männer ihren Katechismus aufsagen und wie auch die Kinder wohl bewandert sind, obschon die meisten weder lesen noch schreiben können. Es ist Ehrensache der Eltern, ihre Kinder zu unterrichten. Oft kann man hören, wie die Mutter auf dem Wege zur Feldarbeit ihr Kind, das am Rock der Mutter sich einhängend hintendrein trippelt, in den Glaubenswahrheiten unterrichtet.

Später verproviantieren wir uns zu einer kleinen Bergtour. Wir möchten gern die Höhle aufsuchen, die droben auf einem der Berge bei der Verfolgung 1866 dem P. Beaulieu als Versteck gedient hatte, bis er verraten und zum Martyrium aus derselben weggeschleppt wurde.

Schon haben wir wieder den bekannten Bergpaß überschritten. Bei den ersten Hütten erkundigen wir uns nach dem Weg. Ehrwürdige Greise, die noch jene Verfolgungszeiten durchgelebt haben, belehren einige Knaben, die uns begleiten wollen, über den Ort, wo sie diese Höhle suchen sollen.



Schlachten=Gemälde (vergl. Farbenbild Taf. 7)

Erst geht es noch ein Stück ins Tal hinein, dann wenden wir uns den ansteigenden Höhen zu. Die Felder werden bereits bestellt, zumeist für Tabakbau, dessen Ertrag bequem aus den Bergen zum Verkauf in die Städte und Ortschaften hinausgebracht werden kann. Allenthalben sind Frauen beschäftigt, mit einer sichelartig geformten Hacke (Homi), die sie sonst zum Ausjäten des Unkrautes benützen, nach Wurzeln zu graben, welche die zur Neige gehenden Nahrungsmittel ersetzen sollen.

Eine Reismühle steht untätig und arbeitslos am Weg. Schon seit Monaten hat sich niemand mehr für sie interessiert, weil kein Reis mehr vorhanden war, den sie hätte mahlen können. Sie wundert sich wohl höchlich über das Interesse, das wir ihr entgegenbringen. Sie befindet sich in einer offenen, mit Stroh eingedeckten Halle. Mitten in dem Lehm-Estrich ist ein Loch, einen Meter tief und weit genug, um für ein paar Arbeiter Raum zu geben. Unten, auf dem Boden, ruht ein flacher Granitstein; er muß den Mühlstein abgeben. Auf ihn fällt ein hölzerner Stößel nieder, die Reiskörner zu zerstampfen. Der Stößel ist am wuchtigen Ende eines Hebels angebracht. Ein Baumstamm, der sich in zwei Äste gabelt, bewegt sich mittels einer hölzernen Achse auf zwei niedrigen Pfosten. Die beiden Äste sind die Plätze für die Arbeiter, welche das Hebelwerk treten müssen. Für sie hangen von der Decke eine Reihe von Strohstricken herab, daran sie sich beim Niedertreten halten können.

Ich will eine Photographie machen; aber während wir den schwerfälligen Mechanismus uns angesehen haben, haben unsere Buben einige der Stricke in Verwirrung gebracht und es gelingt uns nicht, die Maschine wieder instand zu setzen. Ein junger Mann kommt mit seiner Tschike (hölzernen Kraxe) auf dem Rücken vorbei. Er grüßt uns nicht. Er ist also kein Christ. Aber da ihn unsere Büblein bitten, ihnen zu helfen, setzt er sofort seine Tschike nieder und richtet uns die Maschinerie zurecht, für mich ein Beleg dafür, wie unzutreffend es ist, wenn Reisende an der Gastfreundlichkeit der Koreaner soviel auszusetzen wissen. Wenn ihnen nicht alles nach Wunsch geht oder wenn sie zum Beispiel nicht auf ihr Verlangen in die innersten Gemächer der Häuser zugelassen werden, so geben sie der Ungastlichkeit des Volkes schuld, statt daß sie die heilig gehaltene Sitte eines strengen Hausfriedens achten oder auch nur beachten.

Von unserer Mühle weg müssen wir lange und steil bergan über kahle Ödungen, auf denen nur ein spärlicher Anflug von verkümmerten Föhren grünt. Dazwischen hangen noch kleine Hirsefelder (Cho, die Nahrung der Armen, derer, „welche keinen Reis haben"). Allmählich hören auch diese Hirsefelder auf, und wir sind schon zu einer Region emporgeklettert, in der sich verkümmerte Nadelbäumchen vor der Raubwirtschaft der koreanischen Beheizung retten konnten.

Endlich stehen wir auf dem Kamm. Ein scharfer Nordwind empfängt uns, aber auch eine prächtige Rundsicht grüßt uns von allen Seiten. Leider können wir sie nicht zu lange genießen, es zieht uns zur Felsengrotte. Nur kurze Zeit dürfen unsere Blicke auf den lichten Höhenzügen ruhen, die nach allen Richtungen hin hinter den tiefen Tälern aufsteigen und in zarten Linien den Horizont begrenzen. Wie ein gähnender Abgrund tut sich unter uns ein ödes Hochtal auf, das von einem gewaltigen, wenig zerteilten Massiv überragt ist. Auch dieses verborgene Tal dankt den Christenverfolgern seine friedlichen Bewohner, deren Hütten an den Bergwänden hangen. Wir steigen gegen die Hütten hinab. Bereits sind wir über denselben angelangt, so nahe, daß man meinen möchte, wir könnten uns durch Rufen verständlich machen. Es gelingt nicht. Doch sind die Christen, die uns herabkommen sehen, aus den Häusern getreten. Einige Männer schicken sich an, gegen uns heraufzusteigen, um Tannenholz heimzuschaffen. Ich rate zu warten, bis sie bei uns sind; denn nach meinem Urteile muß die Höhle entsprechend den Weisungen des alten Mannes, der uns darüber die Auskunft gegeben hatte, seitlich hinter uns hoch oben in der Nähe des Bergkammes liegen. Meine Vermutung ist richtig. Kaum haben uns die Christen begrüßt, so nehmen sie uns wieder mit bergan. Teilweise wird es wildromantisch. Keuchend bahnen wir uns durch Gestrüpp und Felstrümmer den Weg. Schon bluten die Hände, in welche die koreanischen Dornen die gleichen Runenzeichen eingraben wie die deutschen Hecken und der afrikanische Busch. Seeleneifer und apostolische Liebe ist diese Wege gegangen, um den verfolgten und gehetzten Christen Trost und Rat zu spenden. Aber auch wilder Haß hat diese verschlungenen und verhängten Pfade gefunden und ist nicht müde geworden, sich durch die Dornen den Weg zu bahnen, bis er das gesuchte Opfer aus der düsteren Höhle herauszerren konnte.

Nun sind wir an der Stelle. Eine gerade abfallende Felswand, an der Flechten emporkriechen und aus deren schwarzen Spalten dürres Gestrüpp herausstarrt, überdeckt ein dunkles Loch von eineinhalb Meter Höhe und drei Meter Breite. Stauden und Schlingengewächse schützen den Eingang. Wir schlüpfen hinein. Kalte, nasse Felsen hängen auf den modrigen, feuchten Boden herab. Wie ein scwarzer Keil, der etwa fünf Meter tief in den Berg eingedrungen ist, treibt sich die Höhle in den gesprengten Fels hinein.

Hierherein hatte sich, als im Anfang des Jahres 1866 die große Christenverfolgung aufflammte, der jugendliche P. Beaulieu zurückgezogen, um die Christen nicht durch seine Gegenwart unter ihnen einer Gefahr auszusetzen, und um ihnen von hier aus beistehen zu können. Vierundzwanzig Jahre alt hatte er eineinhalb Jahre zuvor in glühender Begeisterung den blutgetränkten Missionsboden Koreas betreten und hier in der Bergeinsamkeit rasch das Koreanische erlernt. Da brach die Verfolgung aus. Nicht lange konnte er von seinem Felsenversteck



Junge Koreanerin

aus seine Christen aufmuntern. Bald hatten die Häscher seine Spur entdeckt und rissen ihn aus der winterkalten Grotte, die von Eis und Frost starrte, und schleppten ihn nach Seoul. Dort fiel am 27. Februar 1866 sein Haupt unter dem Schwert des Henkers.

Die sinkende Sonne, die sich schon hinter dem nahen Berggipfel verborgen hat, mahnt uns zum Verlassen des ehrwürdigen Ortes. Wir haben noch fast zwei Stunden zur Mission zurück. Bald sind wir wieder vollends oben auf dem Kamme und eilen vorwärts, der untergehenden Sonne nach. Eben wie wir über die höchste Bergspitze klettern, zeigt uns die in den westlichen Bergen verschwindende Sonnenscheibe ein Alpenpanorama von nie gesehener Farbenpracht. Wie eine eherne Mauer, die eben aus der glühenden Esse gehoben und dort im Westen aufgestellt worden, und die in langsamer Abkühlung die Regenbogenfarben durchläuft vom feurigen Rot der Kämme und Spitzen bis zum tiefsten Violett da, wo sie auf der Erde aufsteht, stellt sich der ferne Bergwall auf, das leuchtende Gold des Abendhimmels zu hüten. Um uns her lohen die Berge. Die Täler unter uns hüllen sich sorgsam in einen dichten Nebelschleier und ziehen ihn immer enger zusammen. Hinter uns, wo die rote Glut allmählich in sich zusammensinkt, schieben sich zwischen die vordersten Bergkulissen andere in klarerer, lichter Zeichnung und dazwischen wieder neue in leichteren Tönen, die bis in die weiteste Ferne und in das weichste Blau zurückgehen, um den erbleichenden Horizont im Osten einzusäumen.

Der steile Weg und die holprigen Steine gestatten uns nur noch hier und da einen rastenden Blick auf das wechselnde Farbenspiel. Es ist ein zauberhaftes Farbenecho, das der flammende Himmel in den Bergen weckt und das leise, geheimnisvoll an den kalten Spitzen erstirbt. Aber schließlich wird es von der Dunkelheit verschlungen und wir mit den träumerischen Farben. Mehr als einmal erinnert uns ein unbeachteter Felsblock, über den wir stolpern, an die rauhe Wirklichkeit und sind herzlich froh, als wir heil unsere Missionsstation wieder erreicht haben.

Durch die Ebene

28. März

So liebevoll die Aufnahme in Haukokä war, so schwer wird uns heute der Abschied von dem stillen Bergtal und seinen guten Bewohnern. Eine Anzahl Christen gibt uns noch ein Stück Weges das Geleite, da wir gegen Süden weiterwandern. Mehrere Knaben tragen unsere Mäntel noch bis zum Fuße des nächsten Hügels. Dort gehen unsere Pfade bergan; wir nehmen unsern kleinen Begleitern die Mäntel ab und entlassen sie nach Hause. Schon ist Haukokä hinter den vor-



Familie des Katecheten in Haukokä

springenden Hügelketten verschwunden; auch eine Schar Arbeiter, die sich aus mehreren Dörfern ringsum zusammengetan haben, um jetzt, bevor die Feldarbeiten richtig einsetzen, mit Pickeln und Schaufeln die Wege zu richten, haben wir weit hinter unter uns zurückgelassen. Wie das emsige Schaffen eines in Verwirrung gebrachten Ameisenhaufens sieht sich ihr geschäftiges Arbeiten von der Höhe herab an. Es ist eine interessante Wegemacher-Gesellschaft. Ein Teil von ihnen reißt mit dem Karst den Weg auf, während andere mit den langgestielten Schaufeln Humus von den anliegenden Feldern oder von der Straßenböschung auf den Weg werfen. „Wangso", „den großen Ochsen" heißen die Koreaner die schwere gußeiserne Schaufel. An jeder sind wenigstens drei Mann in Aktion, meist aber fünf. Einer führt die Schaufel; er steckt sie in den Boden und dirigiert sie. Am untersten Teile des Stiles, da wo dieser in der gußeisernen Schaufel steckt, sind zwei Strohseile angebunden. Zwei oder vier Männer stehen daran, und mit kräftigem Ruck reißen sie die Schaufel aus dem Boden und schleudern die Erde in großem Bogen fort. Qualmendes Feuer brennt vor ihnen her den Rasen zu beiden Seiten des Weges ab. Interessant ist diese Arbeitsweise, wie sie auch zum tiefgründigen Umbrechen des Ackerlandes angewendet wird; aber wehe dem Wanderer, der auf einen solchen „neuen" Weg gerät. Er sieht mehr einem frisch geackerten Felde ähnlich als einem gangbaren Pfade; bis an die Knöchel versinkt man im



Stampfmühle

Kot, und man darf nur froh sein, wenn es nicht regnet. Aber es bleibt kein anderer Weg übrig; ein seitliches Ausweichen würde in die Reisäcker treiben, und diese beginnen eben sich mit Wasser zu füllen.

Ein mächtiger Bergstock hat sich zwischen uns und Haukokä gelegt. Wir sehen in eine Menge von Seitentälchen hinein, die von Süden her in den Bergrücken einschneiden. Dort wo die Tälchen im Anstieg mit dem Berg verwachsen, blinken im Sonnenglanz die Strohdächer von Christenhütten hernieder. Jeden Sonntag steigen die Leute von da aus vollends den steilen Berg hinan, um über den Kamm hinweg nach Uonto zum Kirchlein zu gelangen, und nüchtern machen sie sich wieder auf den Heimweg, um sich am Spätnachmittag an den mageren Sonntagstisch zu setzen. Den Mädchen, die sich nicht von den Beschwerden der rauhen Bergsteige abhalten lassen, hat ihr Eifer vonseiten der Heiden den Spottnamen „Grönüi" eingetragen: „Frösche des geweihten Wassers, Frösche, die zum geweihten Wasser laufen". Sie machen sich nichts daraus.

Auf schmalem Steige zwängen wir uns durch eine enge Schlucht, die uns über den Bergpaß bringt; dann eilen wir mit einem murmelnden Wässerlein den kleinen Reis-Terrassen entlang ins Tal hinab. Unter zackigen Felsen, welche über unsern Weg hereinhangen, wühlt sich das Bächlein den letzten Ausgang hinaus ins frei



Wegarbeiter am „Großen Ochsen"

sich öffnende Tal; wir müssen auf Steinen das andere Ufer zu gewinnen suchen, um auch aus unserm Bergverließ in die weite, lichte Ebene hinauszukommen. Ein Bulle, schwer mit Dünger beladen, folgt uns. Sicheren Trittes balanciert er sich auf den Steinen hinüber. Ein eigenartiger, einfacher Transport. Wagen kennt ja Korea nicht und bis jetzt auch fast keine Straßen, auf denen ein Wagen gehen könnte. So wird auf das hölzerne Sattelwerk des Tieres ein großer, rechteckiger Holzrahmen horizontal festgebunden, so daß er nach beiden Seiten weit hinaus steht. An dem Holzrahmen hängen zwei weitmaschige, nach unten keilförmig zulaufende Netze. Sie sind nach oben offen, durch den Holzrahmen auseinander gehalten; nach unten sind sie geschlossen, indem ein Stab durch die Maschen des Netzes geschoben ist. Auf dem Felde angelangt, wird dieser Stab herausgezogen und der Inhalt entleert sich.

Nach zweistündigem Marsche sind wir in einem größeren heidnischen Dorfe angelangt, das sich behäbig in das sich weitende Tal hineinlegt. Es verdankt seinen Ursprung den alten Zeiten, da noch die Könige von der Hauptstadt nach Souwon in ihre Sommerresidenz zogen. Wir haben die Heerstraße erreicht, die in ihrer Anlage noch auf jene Zeiten zurückweist; und hier war für den König ein Rasthaus errichtet, damit er seine Sänfte verlassen und sich ausruhen könne. Aber schon jahrhundertelang ist kein König mehr des Weges gezogen; die königliche Domäne ist längst im Verfallen, und in den Nebengebäuden, die für den königlichen Troß bestimmt waren, haben sich etwa zehn Familien eingenistet, die wohl niemand als die einstürzenden Dächer und Mauern vertreiben wird.

Mitten unter der heidnischen Bevölkerung dieses Dorfes lebt eine christliche Familie. Der Mann hat sich vor zwölf Jahren zum Christentum bekehrt und dies



Wachtlokal

in des Wortes voller Bedeutung. Vordem war er jeden Tag betrunken; seit der Taufe hat er keine geistigen Getränke mehr gekostet. Um den Leutchen eine Freude zu machen, kehren wir in ihrer Behausung ein. Welch ein Friede liegt auf den Gesichtern dieser einfachen Landleute, die mit der Not um die Erhaltung ihres Lebens ringen! Die Frau erklärt: „Wie schön muß es im Himmel sein, da ich es auf Erden schon so schön habe durch den Frieden, der in unserem Hause wohnt!“ Wir rasten ein Viertelstündchen im Schatten der Veranda und stärken uns durch eine Schale des grauen, trüben koreanischen Reisweines (Makoli), der bei seinem nicht eben reizenden Aussehen weniger für das Auge als mit seinem süß-säuerlichen Geschmack für den Gaumen berechnet ist.

Quer über die Dorfstraße stellt sich auf vier hohen, hölzernen Stelzen ein Veranda-Häuschen, das in der Nacht einem Wächter als Beobachtungsort dient. Wenn auch nicht das Häuschen, so stammt doch die Idee aus den schönen Tagen, wo das Dorf noch seinen König beherbergen durfte.

Von jetzt ab pilgern wir auf der „Landstraße“ dahin. Sie ist an die fünf Meter breit und für koreanische Verhältnisse in einem geradezu staunenswert guten Zustande. Schon will der Marsch langweilig werden; da taucht nach eineinhalb Stunden aus dem Schatten eines heiligen Haines ein Gedenkstein auf. Eine steinerne Tafel, die hart an der Straße die Vorübergehenden anhält, fordert hoch und niedrig auf, hier vom Pferde zu steigen aus Ehrfurcht vor dem Gedenkstein. Einst standen Wächter daneben, den Befehl zu erzwingen. Sie sind verschwunden. Es kommt auch kein Mandarin mehr des Weges geritten, der gezwungen wäre, einen weiten



Blick ins Tal auf die unter Wasser stehenden Reisfelder

Umweg zu machen, weil es sein Stolz nicht zuließe abzusteigen. Längst vergangene Zeiten, die wohl nicht wiederkehren!

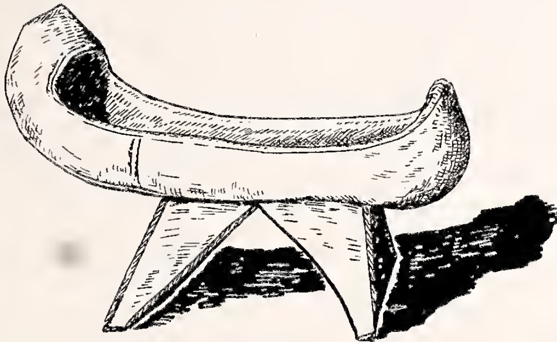
Von da an säumen kräftige, aber bizarre Pinien den Weg ein und geben der Straße ein äußerst malerisches Aussehen. In majestätischer Ruhe wiegen sich die schweren, grünen Ballen auf dem verschlungenen Geäste, das wie blankes Kupfer im Scheine der Abendsonne funkelt, und der gekrümmte Stamm, niedergebeugt von der schweren Bürde, müht sich sichtlich ab, seine drückende Last zu heben gleich einem koreanischen Lastträger, der auf seine Kraft pochend unter die überschwer beladene Tschike kriecht. Erst hebt er zitternd das eine Knie und stellt den Fuß auf; dann folgt der zweite Fuß. Mit Anspannung aller Muskeln und mit Hilfe seines Stockes richtet er sich vollends auf, um fast zu Boden gepreßt langsam weiterzuwanken. Aber eben darein setzt er seine Ehre, die übermäßige Last zu schleppen. Man meint, er hätte diesen Stolz den wetterharten Pinien abgelauscht, die hier den königlichen Weg entlang keuchen.

Verdrossen blickt eine mißgeformte steinerne Buddha-Büste aus einer kleinen Tempelhütte im freien Felde auf die fremden Gestalten, die jetzt des Weges ziehen und die ihm seine usurpierte Alleinherrschaft über die Geister streitig machen wollen.

Nach einer Stunde lichten sich die Reihen der Bäume; da und dort steht noch einer vereinzelt; aber schließlich haben uns alle verlassen. Erst bei einem lichten Pinienwäldchen, das sich an einen künstlich angelegten Weiher heran-

schleicht und dort von dem für die Reisfelder aufgestauten Wasser nascht, erneuert sich das abgerissene landschaftliche Straßenbild, an dessen einfachen und doch so wechselreichen Formen man sich kaum satt sehen kann. Bis hinein nach Souwon begleiten uns von nun an diese schwankenden Föhren und reden von der Naturliebe der alten koreanischen Könige, wie sie um ihre Paläste herum, so auch hier an der langgezogenen Heerstraße sich an dem dunklen Grün des Schattens erfreuen wollten, während sonst das Auge fast nirgends einen Baum erspäht.

Um sieben Uhr ziehen wir durch das Tor von Souwon ein, das mit seinen zweitausend Einwohnern nur mehr ein vergilbtes Blatt koreanischer Geschichte ist.



Holzschuh

Kapitel 9

Ein Landstädtchen

Im Schatten der alten Stadtmauer

29. März

Es war schon dunkel, da wir gestern abend in unsere Behausung einzogen. Es war uns nicht möglich, uns zu orientieren. Heute schaut ein sonniger Tag über eine Mauer und einen bescheidenen Hof hinweg in das koreanische Häuschen, in dem wir untergebracht sind. Es ist die Wohnung des Stadtpfarrers von Souwon. P. Alixe hat es uns so bequem als nur möglich hergerichtet. Aber das Häuschen ist nicht groß; es gliedert sich mit seinem ganzen Aussehen und Ansehen in die hüttenartigen Wohnungen der Stadt ein. Auch das Kirchlein fällt nicht auf. Zwei niedrige koreanische Häuser sind rechtwinklig aneinander gestoßen. Im rechten Winkel steht der Altar; das eine Häuschen ist den Frauen reserviert, das andere den Männern. So ist die von der koreanischen Sitte verlangte Trennung von selbst gegeben. Etwa 1500 Christen gehören zur Pfarrei; aber nur 300 leben in der Stadt selbst.

Draußen vor dem Tore wogt heute das Getöse des Marktes. Unmittelbar vor der Mission halten Landleute aus den Bergen ihre Tabakernte feil. Die langen braunen Tabakblätter in kleinen Bündeln zusammengeschnürt liegen in endlosen Reihen auf dem Boden. Der Tabakmarkt übt eine große Anziehungskraft aus; prüfend suchen sich die unermüdlichen Raucher das Beste aus. Aber auch die übrigen Krämerstände an der offenen Markthalle sind umlagert. Das schöne Wetter hat viele Leute angezogen. Gußwaren sind einfach auf den Weg ausgebreitet: schwere, lanzettförmige Pflugscharen; weite, runde Töpfe, an denen zwei Handheben angegossen sind; geschmiedete Hacken und geschmiedete Schaufeln, die in eine langgezogene Herzform ausgebreitet sind; eine unabsehbare Menge von geschnäbelten Holzschuhen mit ihren Stelzen, geflochtene Strohpantoffel; Tabakspfeifen soviele, daß man meinen möchte, es sollte heute zum mindesten die halbe Provinz damit versorgt werden. Spärlich sind Kupferwaren vertreten, besser die aus Päkdong gefertigten Schalen. Dann kommen Papierläden, Stofflager, Seiden-



Hauptstraße in Souwon

waren. Die Auswahl ist nicht groß. Die Nachfrage geht nach Althergebrachtem. Selbstverständlich fehlen nicht die verschiedenen Getreidearten wie Reis, Hirse, Buchweizen. Der Koreaner vom Lande, der zum Markte kommt, dort einzukaufen, bringt von den Erzeugnissen seines Bodens mit. Auch der Städter ist ja auf die Märkte angewiesen; denn Kaufläden fehlen in den koreanischen Provinzialstädten. Die Händler, die von Markt zu Markt ziehen, sorgen für die Bedürfnisse der Stadt und deren weiteste Umgebung. Zu diesem Zwecke sind die Wochenmärkte über ganz Korea hin äußerst vorteilhaft arrangiert. Jeder Marktort hat immer wieder nach fünf Tagen seinen Markt. Hält zum Beispiel Souwon am 4., 9., 14., 19., 24., 29. jeden Monats Markt ab, dann hat der Marktort in der weiteren Nachbarschaft den 1., 6., 11., 16. festgesetzt, ein anderer Ort den 2., 7., 12. usw. Erst in größerer Entfernung wiederholen sich diese Daten wieder. So greifen die Interessentensphären der einzelnen Marktplätze wie das Räderwerk einer Uhr ineinander. Die Krämer besuchen der Reihe nach ihre Märkte und haben dort ihren altgewohnten Marktstand. Sie bleiben in ihrem Bezirke, der nur vier Marktorte umfaßt. Den fünften freien Tag benutzen sie, um auszuruhen und sich ihren Vorrat zu verschaffen.

Die Japaner werden dieses System vorerst nicht ändern können; denn trotzdem sie allenthalben Kaufläden eröffnen, lassen die Koreaner nicht von ihren



Stadt=Tor von Souwon

gewohnten Märkten und meiden die japanischen Geschäfte, leider zum wirtschaftlichen Niedergang der koreanischen Bevölkerung. Indes sie sich nicht von ihrem alten System trennen, brechen die Japaner mitten durch die eng zusammengedrängten Hütten breite Straßen und besetzen sie zu beiden Seiten mit japanischen Kramläden und haben schließlich den ganzen Handel in Händen. Die Märkte werden über kurz oder lang wenigstens in der hergebrachten Anordnung und in dieser reichen Anzahl aufhören. Von diesem Augenblick an sind die Koreaner auch wirtschaftlich völlig von den Japanern abhängig. Dem Koreaner fehlt der weite Blick und der Unternehmungsgeist. Es ist der Fluch der Knechtung, der auf dem Volke lastet.

Wir fliehen aus dem Marktgewühl, die Missionsschule zu besuchen. Wir müssen einen Fluß passieren, der aus den Bergen kommt und dem Gelben Meere zueilt. Eine massive Brücke, wie man sie wenige in Korea sieht, bringt uns ans andere Ufer. Souwon zehrt eben noch von der Gunst, welche vordem die Herrscher hierhergeführt hat. Mächtige Steinquadern sind zu nahe aneinandergerückten Pfeilern aufgetürmt. In drei Reihen laufen diese Pfeiler nebeneinander her und tragen große Granitfliese. Das Ganze macht den Eindruck des Unzerstörbaren.

Schon von fern hören wir die Kinder, die dem Privatstudium obliegen. Nach Art der Orientalen schreit ein jeder der Knaben aus Leibeskräften, und aus dem durch eine Bretterwand abgeteilten Schulraum der Mädchen schallt gleichfalls unbezähmbarer Lerneifer. Das laute Hersagen oder Hersingen der Lektionen ist

noch mit beständigem Hin= und Her= und Auf= und Abwärtsbewegen des Körpers verbunden, so daß die schwierigen, chinesischen Wörter buchstäblich eingepaukt werden.

Hinter der Schule hören schon bald die Häuser auf. Eine steil ansteigende Hügelkette drängt die Wohnungen zurück ins Tal. Droben aber ziehen sich die Stadtmauern hin, die mit ihren zerfallenden Schutzwällen und altersschwachen Bastionen ein verblaßtes Bild vergangener Zeiten aufbewahrt haben. Und doch beweisen sie auch in diesem Zustande die große Bedeutung, welche die Stadt



Souwon: Station für Feuerzeichen

vor hundertfünfzig Jahren hatte, da sie ein neues ritterliches Waffengewand erhielt. Jetzt allerdings macht sich die üppig sprossende Föhren=Jugend nicht weniger über das abbröckelnde Gestein lustig als hier und da ein Schriftsteller, der meint, diese Mauern seien bedeutungslos gewesen und hätten kaum einer Kanonenkugel standhalten können. Jenen Zeiten, da die Befestigung erbaut wurde, imponierte sie ohne Zweifel durch ihre Sicherheit. Diese Befestigungswerke bleiben ehrwürdige Zeugen starken Wollens, dem Feinde zu trotzen.

Das Interessanteste bei unserm Herumgehen auf dem Mauerwalle, der nach innen den gewachsenen Boden ausgenutzt hat und durch eine mannshohe Brüstung



Souwon: Portal zum Königsschloß

mit Schießscharten und Zinnen abschließt, nach außen aber fünf Meter und tiefer in einem granitenen Quaderbau abfällt, ist eine Feuer-Telegraphen-Station. Fünfzehn Meter lang und sechs Meter breit ist der viereckige Hof so in die Stadtmauer eingefügt, daß er zur Hälfte nach innen, zur Hälfte nach außen vorsteht. In den Raum führen einige Öffnungen, die einst mit Türen verschlossen werden konnten. Vom Hofraum gelangt man über die Trümmer zusammengesunkener Steintreppen auf den Bau selbst hinauf, der auf der breiten Außenwand ruhend fünf konisch gewölbte Kamine trägt. Jeder der Kamine ragt drei Meter hoch in die freie Luft und hat eine Öffnung für die Heizung, die bequem von innen her besorgt werden kann, nach außen hin weder sichtbar ist, noch auch, durch eine Brüstung gedeckt, durch Feinde verhindert werden kann. Nur die Stichflammen, die aus den Kaminen aussprühten, meldeten nach einer gleichen Station in den Bergen durch verschiedene Kombinationen die wichtigsten Befehle und Nachrichten, wie Aufstand, Herannahen von Feinden und dergleichen. In Seoul auf dem Namsan ist die letzte Station, welche die Nachrichten abnehmen konnte. So war es möglich, aus der Provinz in die Hauptstadt und umgekehrt durch „Funken-Telegraphie" zu verkehren.

Mit großer Umsicht sind die Tore angelegt. Ein halbkreisförmiger Vorbau sollte als Wellenbrecher die andringenden Wogen der Feinde abhalten. Jetzt



Tabak=Markt

winden sich nur noch die zur Stadt ziehenden Ochsenkarawanen, die alle Waren auf den Markt befördern, um die Vormauer herum.

Ein verlassener Tempel, der sich aus der Glanzperiode recht gut erhalten hat, thront auf einer freien Anhöhe und beherrscht das Osttor und die Land=straße, die auch innerhalb der Mauern noch ein gutes Stück weit durch Felder geht. Wir folgen der Stadtmauer hügelauf, hügelab. Von dem Erdwall aus, auf dem wir dahinschlendern, gewinnen wir über die Mauerbrüstung hinweg eine herrliche Fernsicht auf die Höhenzüge, die wir gestern herabgekommen sind. Sie liegen weit hinter der Ebene und verschwimmen fast mit dem Blau des Himmels.

Jetzt müssen wir hinab zum Fluß. Ein Nymphentempel, der sich über den=selben legt, hat sich ins Mauerwerk eingegliedert. Unter demselben tritt der Fluß in die Stadt ein. Außerhalb der Mauer ist der Fluß, damit nicht bei niedrigem Wasserstande der Feind trockenen Fußes auf dem Flußbett in die Stadt eindringen könne, zu einem großen Weiher aufgestaut. Unter sieben Bögen, welche die Mauer und nach innen auch noch eine Brücke tragen, dringt das Wasser herein und stürzt sich in jähem Falle in das sandige Bett hernieder. Die Regierung hat das zierliche Landschaftsbild, das durch einige malerisch überhängende Pinien vervollständigt wird, benutzt, um es auf die 1=Yen=Banknoten zu setzen und so dem Volke die Schönheiten seines Landes vor Augen zu führen.

Nach Westen zu steigen die Hügel zu kleinen Bergen an, die sich unter dem dunklen Grün der Föhren verstecken. Mitten durch das lichte Wäldchen bricht die Stadtmauer und drängt sich mit ihren ausladenden Bastionen bis an die gähnenden Abgründe vor. Auf der höchsten Spitze steht eine Halle, an deren Bedachung schon der rüttelnde Sturm seine Kraft erprobt hat. Dort oben, hoch über der Stadt, hatte der Platzkommandant in gefährdeten Zeiten sein Stand⸗quartier; von dort beschaute er mit wachendem Auge die Stadt und den könig⸗lichen Palast, der ihm gerade zu Füßen lag; von dort konnte er weit in der Ebene draußen das Nahen der Feinde beobachten. Ihm gegenüber, der Mauer zugekehrt, fügt sich ein massiger Steinbau zusammen zu einem Opferaltar, auf dem unter freiem Himmel die Opfer vor der Schlacht dargebracht wurden.

Drunten liegt das Königsschloß wie ein langsam verrostendes Stück einer alten Rüstkammer. Der königliche Bauherr, dem Souwon seine jetzige Befestigung verdankt, hatte sich ein paar Stunden vor der Stadt in dem einzigen Walde des südlichen Korea seine Grabstätte ausersehen. Ihn zog es immer wieder hierher nach Souwon in sein Landschloß. Fremde ziehen jetzt aus und ein. Schon haben sich in dem Präfekturgebäude, das dem Königsschloß vorgelagert ist, Japaner ein⸗genistet. Der niedliche Park dahinter verwildert. Noch ein paar kleinere Höfe und wir stehen vor dem eigentlichen Schloß, das sich in äußerster Bescheidenheit hinter die armseligen Wohnungen des Gefolges zurückgezogen hat. Von den Ein⸗richtungen ist nichts übriggeblieben als zwei eiserne Wasserbehälter, die zu beiden Seiten des steinernen Unterbaues ehedem das Gefühl der Sicherheit vor Feuers⸗gefahr symbolisieren sollten. Mehr wären wohl die beiden Reservoire nicht zu leisten imstande gewesen; denn jeder faßt höchstens einen halben Kubikmeter Wasser. Was wäre das für einen brennenden Holzbau gewesen! Jetzt haben sie nicht einmal Wasser, vielleicht als Ausdruck, daß den Japanern die Erinnerung an die alten Königszeiten unbequem ist.

Die landwirtschaftliche Schule von Souwon

30. März

In Souwon haben die Japaner eine landwirtschaftliche Schule eingerichtet. Durch das stattliche zweistöckige Südtor und dessen Vorwerke gelangen wir in die breite Straße der Vorstadt. Wie in der Stadt selbst sich viele Japaner ansässig gemacht haben, so ist es hier draußen, wo es dem Bahnhof zugeht, geradezu auffällig, mit welcher Hast die Japaner alles an sich reißen wollen. Indes macht auch hier die von den Japanern besetzte Straße den Eindruck des Übereilten und Verfehlten ähnlich wie in Ryong⸗san. Über Hals und Kopf angelegt, um dem



Heimkehr vom Markte

japanischen Kultureinfluß einen etwas marktschreierischen Ausdruck zu geben, stehen die vielen, kleinen Kaufläden rechts und links an der Straße größtenteils leer.

Über gut gepflegte, weit ausgedehnte Reisfelder weg sehen wir, nachdem wir die letzten Häuser hinter uns haben, eine halbe Stunde vor uns die Gebäulichkeiten der landwirtschaftlichen Schule und Versuchsstation, unser Ziel für heute. Ein gewaltiger Teich, von den Koreanern als Reservoir für die Bewässerung der Reisfelder angelegt, ermöglicht den ausgedehnten Betrieb der verschiedenartigsten Kulturen. Gleich beim Eingang steht eine junge Maulbeerpflanzung. Der Seidenproduktion legt Japan augenscheinlich ein großes Gewicht bei. Das beweisen auch die im allgemeinen nicht uninteressanten Sammlungen, die wir unter der Führung eines Professors besichtigen. Die Kokons der Seidenraupen, der wilden Raupen aus Japan und Korea, ja auch der indischen und italienischen werden hier in ihrer ganzen Entwicklung dem neugierigen koreanischen Volke vor Augen geführt, und es ist das Museum niemals leer. Die Japaner wollen, nachdem ihr eigenes Land sich nicht recht für Seidenzucht eignet, Korea hierfür ausnützen. Die Bemühungen sind groß und versprechen Erfolg, wenn es gelingt, das Volk zu einer reicheren Produktion zu begeistern.

Alle Körner- und Hülsenfrüchte, an denen Korea so reich ist, sind vertreten. An den Wänden hängen in kleinen Büscheln die Ähren der Reis- und Getreidearten herab. Auch die Verwertung des Reisstrohes in Flechtwerk ist nicht vergessen.

In einem eigenen Zimmer sind die Korea eigentümlichen Produkte zusammengestellt: Seidenarten, die verschiedenen Papiersorten, die langen Sumpfpflanzen, aus denen die Matten geflochten werden; gedämpfte und getrocknete Ginsing, jene Wurzel einer Bergpflanze, von der das Pfund ungefähr zweihundert Mark

kostet, weil sie als Lebenselixier im ganzen Osten sehr begehrt ist; verschiedene Hölzer, an denen Korea so arm ist; Hanf usw.; koreanische Pflüge rosten an den Wänden.

Im nächsten Zimmer soll das Gegenstück zu den veralteten koreanischen Werkzeugen und Produkten den Beschauer in Verwunderung setzen. Uns läßt es kühl. Apparate und Modelle für Milchwirtschaft, nicht gerade in der vornehmsten Ausführung noch auch nach den neuesten Modellen; Brutmaschinen; ausgeblasene Eier, fein säuberlich in Schächtelchen mit Glasdeckel verpackt.

Parterre sind die Präparierräume, die sich hauptsächlich mit konservierten Früchten zu beschäftigen scheinen. Daneben ein chemisches Laboratorium und als Ergebnis seiner Arbeiten (oder als Anleitung hierzu) Bodenanalyse in Glasröhren.

Wenn man bedenkt, daß die Schule erst vor fünf Jahren eröffnet worden ist, so muß man staunen, wieviel allein schon in diesem einen Haus zur Schau gestellt werden konnte. Aber wenn man von diesem, dem größten und höchstgelegenen Bau, das Auge über das kleine Dorf schweifen läßt, das sich in den verschiedenen Häuschen und langgestreckten Stallungen mit praktischen Unterweisungen von zirka hundert Schülern befaßt, so kann man die Anerkennung nicht versagen. Aus den Hühner-, Schweine- und Ziegenställen, die in sauber gehaltenen Anlagen in das wellige Gelände hineingestellt sind, gibt die Regierung an die koreanischen Landwirte Tiere zu Zuchtzwecken ab. In einem schönen Stalle macht sie mit Simmentaler, englischen und einheimischen Rindern ihre Versuche, um der im argen liegenden koreanischen Volkswirtschaft aufzuhelfen. Schöne Obstpflanzungen, Versuchsgärten für Nutzhölzer, alles ist da. — Ungefähr zehn Minuten entfernt liegt die Schule mit Internat, geleitet von einem Direktor und drei japanischen und drei koreanischen Lehrern. Mit bescheidenem Stolze führt uns Dr. Hatta durch einen langen, lichten Korridor, dessen große Fenster die Holzwände freundlich beleuchten, zunächst in die Sammlungsräume. Es ist nun eigentümliche Art der Japaner, ihr Wissen und Schaffen zur Schau zu stellen. Dort sind alle Handwerks- und Arbeitsgeräte aufgestapelt, teuere Tiermodelle, eine reichhaltige Mineraliensammlung, chirurgische Instrumente für Tierbehandlung usw. Selbst eine Menge blaugestrichener Botanisierbüchsen hängt an der Wand. Durch die gut eingerichteten Lehrsäle, die im Mittelbau unterge-



Tabakschneiden



Braut in langem Brautgewand
und Brautführerin

bracht sind, kommen wir in den zweiten Flügel, der dem Museumsbau parallel liegt. Dort ist eine hohe Halle, Aula, und ein physikalischer Hörsaal mit amphitheatralisch ansteigenden Sitzen. Ein Röntgen⸗Apparat steht eben da. Ob man ihn bloß für uns hingestellt, um unsere Neugierde zu reizen oder ob man wirklich diesen Landwirtschaftsschülern Röntgenversuche für ihre spätere Praxis ans Herz legt?

Vor dem Mittelbau reihen sich in Pavillon⸗System angelegt und durch sogenannte japanische Gänge, niedrige, gedeckte Holzgänge, verbunden die parallel zu einander gestellten Wohnräume der Zöglinge auf. Vier wohnen immer zusammen. Die kräftigen Burschen, welche sich hier eine Fortbildung in der Landwirtschaft holen wollen, sind nicht schlecht untergebracht. Als Zentralpunkt dieser Wohnungsanlage steht das geräumige Refektorium da. Der Mittagstisch ist eben bereit. Jeder findet ein Schüsselchen hoch aufgefüllt mit Reis vor; es mag wohl ein Liter ausmachen. Dazu haben je drei zusammen drei Schälchen verschiedener Gemüse.

Man ist überrascht über die Mühe, mit welcher Japan darangeht, das annektierte Land wirtschaftlich zu heben. Jedenfalls, den Eindruck gewinnt man wie anderorts so ganz besonders hier, nimmt es Japan ernster mit seinen Pflichten, als China es bis dahin getan oder die eigenen Herrscher Koreas es hätten tun sollen oder etwa Rußland es getan haben würde, wenn Korea in seine Hände gefallen wäre. Es ist ja wohl nicht gerade eine ganz uneigennützige Liebe, welche Japan gegen das von seinen einstigen Herrschern niedergetretene Volk hegt. Japan setzt nicht allein seinen Stolz darein, Europa zu zeigen, daß es nicht umsonst im Westen in die Schule gegangen ist, es möchte sich den Anschein geben, als habe es seine Lehrer bereits übertroffen. Zudem wollen die Japaner ihre Kolonie in einen ertragsreichen Zustand setzen, um durch Steuern wenigstens einen Prozentsatz des hineingesteckten Kapitals wieder herauszuziehen. Vor allem aber wollen sie das



„Früh übt sich . . . .“ Beim Pfeifenstopfen



Brücke in Souwon

Land, das von Japan aus mit Ansiedlern überschwemmt wird, für sich selbst herrichten; das Beste fällt doch ihnen zu. Immerhin muß man die Aufwendungen, welche Japan zur Hebung des Landes und zum Wohle des Volkes macht, bewundern. Hoffentlich richtet es nicht späterhin durch die Übertragung der unerträglichen Grundsteuern, die drüben in Japan auf dem Landvolk lasten, das, was es jetzt mit richtigem Weitblick schafft, selbst wieder zugrunde.

Wie wir zum verspäteten Mittagstisch heimkommen, erwartet uns ein Jangpan, ein Adeliger, der ungefähr zehn Stunden weit hergekommen ist. Er möchte, daß einer von uns mit ihm für ein paar Tage in seine heimatlichen Berge ziehe. Er müßte aber eine Flinte mitnehmen; er habe weiter nichts zu tun. „Wozu denn eine Flinte?" „Wir müssen einen Hirsch jagen. Es gibt Hirsche genug in der Gegend, und wir kennen die Wechsel der Tiere. Aber wir dürfen ja keine Waffen mehr führen, seit die Japaner Herren unseres Landes sind." Die Augen des Mannes funkeln. Der Koreaner ist ein leidenschaftlicher Jäger und so findet er das Verbot des Waffentragens, das die japanische Regierung zu ihrer eigenen Sicherheit erlassen hat, doppelt schwer. Er war frei in seinem Lande und konnte das Rotwild und die Fasanen nach Belieben schießen, und jetzt muß er zusehen, wie die Japaner zu Jagdausflügen aus den Städten herauskommen, indes sie zu Hause sitzen müssen und nur das Knallen der Büchsen hören. Ein schwacher Trost ist es ihnen, wenn sie die frohen Jäger mit ein paar Krähen als Jagdbeute nach Hause ziehen sehen, während ihre eigenen Kugeln sicher kein Wild gefehlt hätten. Der Europäer kann noch frei Waffen tragen und konnte damals noch ohne weitere Erlaubnis auf die Jagd gehen. So möchte unser guter Mann uns als Deckmantel auf die Hirschjagd mitnehmen.



Familie des Katecheten in Souwon

„Aber wozu denn einen Hirsch?" „Mein Vater leidet an Herzschwäche; er ist so schwach, daß wir seinen Tod befürchten. Da kann ihn nur noch Hirschhorn retten." Das Geweih des Hirsches wird im Feuer geröstet und pulverisiert, und dieses Mittel soll den Kranken wunderbar kräftigen. Wir können uns nicht entschließen, unsere Reisedisposition zu ändern. Denn dieser Abstecher hätte drei bis vier Tage in Anspruch genommen, und überdies können wir nicht an die Wirkung des Heilmittels glauben. Wir geben dem Manne von unseren Arzneien, die er mit einem gewissen Mißtrauen zu sich steckt.

Da wir von dem vielen Stehen und Sehen müde sind, bleiben wir zu Hause. Die Zeit auszunützen, soll uns ein koreanischer Mediziner seine Heilkünste verraten. Wir bitten ihn zu kommen und sein kostbares Instrumentarium mitzubringen. In einem Schächtelchen, ähnlich unseren Griffelbüchsen, in denen wir als Kinder unser Schreibzeug in die Schule mitgenommen hatten, stecken ein Dutzend längerer und kürzerer eiserner Nadeln. Die einen sind fein und gedreht, die anderen kräftig mit scharfen, lanzettlichen Spitzen. Tschim heißen die Dinger und die einzelnen haben noch ihre besonderen Bezeichnungen dazu. Sie dienen alle zu Punktationen. Tom Tschim ist die lange Nadel, die gegen zehn Zentimeter tief in den Leib gestochen wird. Besonders vertrauenerweckend sehen sie gerade nicht aus und doch gruselt mir davor weniger, als vor dem chirurgischen Besteck eines geisterhaft aussehenden Chinesen, der in Schanghai als Ohren- und Nasenarzt sich

auf Deck unseres Schiffes anpries und als einladende Empfehlung in seine Werkzeugschachtel schauen ließ. Von Rost überzogen starrten die Zangen und Messerchen aus dem schmutzigen Etui, in dessen Tiefe sie verborgen waren. Auch die Instrumente unseres Mediziners haben nur wenig von dem Geheimnis der Antisepsis oder auch nur von der oberflächlichen Reinlichkeit erfaßt, und doch hat so ein Punktator, wenn er sich einmal einen Ruf zu verschaffen gewußt hat, einen großen Zulauf. Er kennt die Anatomie des menschlichen Körpers und weiß genau die Stellen, wo und wie tief er mit seinen Nadeln, sei es in einem seichten Stiche, sei es zu einer tieferen Bohrung, eindringen darf. Und solcher Stellen gibt es nicht weniger als vierundzwanzig. Mit einer großen Geschicklichkeit wissen sie ihre Nadeln an den Knochen vorbeizudrehen; ja sie schieben dieselben unmittelbar neben dem Auge bei der Nasenwurzel ziemlich tief in den Kopf und holen die Nadel mit den Zähnen wieder heraus. Bei Verdauungsstörungen nehmen sie eine der kleinen Nadeln, um an beiden Händen des Patienten zwischen Daumen und Zeigefinger an einer ganz genau fixierten Stelle einen leichten Schnitt zu machen; ist Erbrechen vorhanden, dann kommen die gleichen Schnitte an den entsprechenden Stellen der Füße dazu. Hat ein Koreaner in Ermanglung eines Holzpflockes, auf den er zum Schlafe sein Haupt zu legen gewohnt ist, auf einem Stein geschlafen, dann kommt es häufig vor, daß die feuchte Kälte des Steines eine rheumatische Verzerrung



Mädchen



Hauptstraße in Souwon

des Mundes zur Folge hat. Da muß auch das Tschim helfen. Der Schädel wird festgebunden und auf der ausgerenkten Seite des Unterkiefers das Tschim hineingestoßen.

Es erscheint all das als ein grausames Spiel; der Koreaner setzt sein volles Vertrauen in diese Behandlung und hält tapfer aus.

Außer diesen chirurgischen Eingriffen kennt die koreanische Medizin mehrere interessante Heilmittel, von denen einige wohl eine Wirkung zu haben scheinen, andere aber ohne jeglichen inneren Zusammenhang und auch ohne irgendwelche Heilkraft in Verwendung kommen.

Tausendfüßler, deren Biß wie überhaupt in den Tropen sehr schmerzlich und äußerst giftig ist, bilden eine Medizin gegen Herzkrankheit. Wer aber von einem Tausendfüßler gebissen wird, sucht möglichst rasch eine ungekochte Kastanie zu bekommen. Er kaut sie und legt sie als Heilmittel auf die Wunde. Die Heilung soll tatsächlich schnell erfolgen.

Brustkranke schlachten einen Hund und kochen das Fleisch so lange in einem Kessel, bis es zerfällt und sich zu einem Gelee verdichtet.

Die Elster, Kachi, spielt eine große Rolle in der Medizin. Krähenzungen werden gegen blutige Beulen gegessen. Die Mütter verlangen begierig nach Krähenfleisch.

Zu diesen mehr harmlosen Mitteln gesellen sich die abenteuerlichsten und haarsträubendsten Medikamente. Ist ein Kind an den Pocken gestorben, dann wird die Leiche in Stroh gewickelt und auf einem freistehenden Baume aufgehangen. Man läßt sie dort vollends verwesen und das herabträufelnde Sekret wird aufgefangen und als Medizin verwertet.

Petroleum wird sehr viel verwendet zur Reinigung und Desinfektion von Wunden. Zum Verkleben der Wunden, sowie auch zu Binden muß das koreanische Papier herhalten, und es würde wirklich gute Dienste leisten, wenn seine Her=

stellung nur einigermaßen den hygienischen Anforderungen für Wundenbehandlung entsprechen würde.

Gegen die Cholera, die in dem vom Unrat der Häuser sehr oft verunreinigten Trinkwasser eine unerschöpfliche Quelle findet, wissen die Koreaner keinen Rat, weil sie von Infektionskrankheiten keine Ahnung haben und sich begnügen, wenn nur die Matten auf dem Stubenboden sowie das übrige Hausinnere reinlich gehalten ist. Auch die Pocken wüten oft unter dem Volke. Das verraten die vielen vernarbten Gesichter, und auch die große Anzahl von Blinden ist fast ausschließlich auf die Blattern zurückzuführen.

Ein Regentag

31. März

Ein trüber Regentag, der uns nicht aus dem Hause läßt. Ich mache heute Studien und versuche ein paar Aquarelle, wozu ja das Ziegeldach unseres Häuschens die Hauptsache, das Wasser, liefert. In Bächen stürzt es nieder. Als Entschädigung für den ausgefallenen Spaziergang bietet sich ungesucht eine willkommene Gelegenheit, ein koreanisches Lied zu erhalten. Die meisten koreanischen Lieder bewegen sich in reicher Modulation und in großen Intervallen. Der Koreaner liebt es nicht, die Töne klar anzuschlagen. Ein suchendes Tremolo mildert die wild dahinstürmende Begeisterung, die oft in den Nationalliedern sprüht, ohne ihre Kraft zu rauben. Das Lied, das uns einige Kinder vorsingen, war das Lieblingslied des abgesetzten Kaisers und hatte deswegen in den kurzen Tagen der Kaiserzeit große Verbreitung gefunden. Es hatte sich mit Windeseile im Lande verbreitet und hält sich auch jetzt noch gegen das Verbot der Japaner, die alle alten koreanischen Lieder ausmerzen wollen, weil sie zu viel Patriotismus atmen und das teure Heimatland besingen, oder wenigstens an die Zeiten herrlicher Vergangenheit erinnern. Ob die Japaner durch dieses Verbot die Heimatliebe aus den Herzen reißen können, ist allerdings sehr fraglich.

Ku-ja Ku-ja Tam-pa Ku-ja Ton gnae

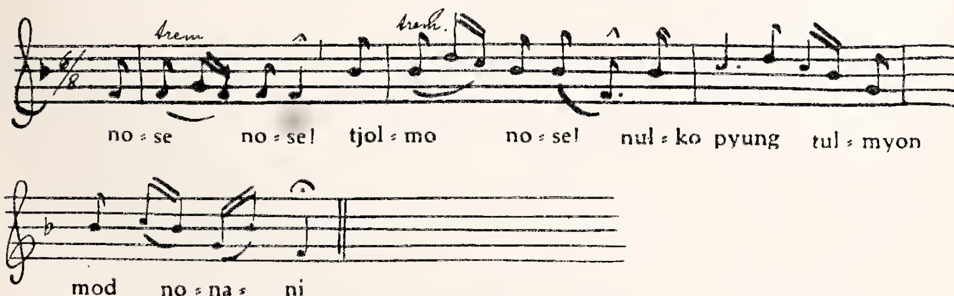
Ul-san Tam-pa Ku-ja

Kuja, Kuja, Tampa kuja
Tongnä Ulsan, Tampa kuja

Diese erste Strophe wird von einem Vorsänger vorgesungen und dann vom ganzen Chor nach jeder Strophe, die gleichfalls vom Vorsänger allein gesungen wird, wiederholt.

1. O Vögel, o Vögel, Tampa-Vögel
   Von Tongnä Ulsan (ein Stadtnamen), Tampa-Vögel.
2. Ist euer Land so arm,
   daß ihr nach Korea gekommen seid?
3. Unser Land ist auch schön,
   Wir sind nach Korea gekommen, es anzuschauen.
4. Habt ihr Gold, es uns zu geben?
   Habt ihr Silber mitgebracht?
5. Gold fehlt uns und Silber auch,
   Nur Tampa-Eier haben wir mitgebracht.
6. Dort droben am Fuße jenes Berges
   Haben die Tampa-Vögel ihre Eier niedergelegt.
7. Wenn wir am Morgen kommen, kommt frischer Regen,
   Wenn am Abend, erquickender Tau.

Durch die koreanischen Lieder geht ein eigenartig melancholischer Zug; den kann nicht einmal ihr „Gaudeamus igitur" verleugnen.
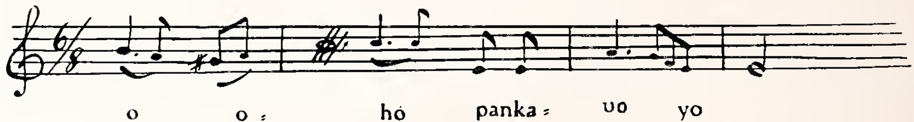


2. seuora, pomtchora, Katjimara
   tjangane hokori ta nulknanta.
3. nohui nun maiyang tjolmulthenya?
   nohuito hanponun nulkurira.
4. panina nomu nulkodsuni
   tasi tjomtun modharira
5. nato otjenun tschongtchun illoni
   itjenun paikparirota.

Übersetzung:

1. Laßt uns lustig sein! Freuen wir uns!
   Solange wir jung sind, wollen wir spielen!
   Wenn wir alt sind und Krankheit uns befällt,
   Dann ist es aus mit Freude und Spiel.
2. O Jahre und Monate gehet nicht!
   Gehe nicht, o Frühlingszeit! —
   Aber selbst die Weisen in der Stadt
   Sie altern alle insgesamt.
3. Und ihr! Könnt ihr immerfort
   So jung wie jetzt bleiben?
   Auch für euch kommt einst die Zeit,
   Wo ihr alt werdet.
4. Und wenn das halbe Leben vorbei
   Und das Alter gekommen ist
   Dann ist's unmöglich
   Nochmal jung zu werden.
5. Auch ich war gestern noch
   Ein blühender Jüngling
   Und heute, sagt man,
   Hab ich weiße Haare. —

Oft tönt aus den Reisfeldern weithin schallender Gesang, der Refrain zu einem Liede, das einer der Arbeiter beim Ausjäten des Unkrautes vorsingt: „O, ohó, pankauo yo", tönt es in Zwischenräumen, in denen sich die Stimme des Vorsängers auf der weiten Flur verliert. O welch freudiges Wiedersehen! Es ist eine kleine Geschichte, welche der Vorsänger in Verse gebracht hat und die er zum besten gibt. Nach jedem Vers kommt das O, Ohó pankauo yo.



Kapitel 10

Waldeinsamkeit

Stille Zuschauer

1. April

Der gestrige Regen hat uns den Weg nach Katheni hergerichtet. Bis wir die letzten Häuser der Stadt erreicht haben, denken wir längst nicht mehr daran, für unseren Tritt einen festen Boden zu erspähen. Doch manchmal mahnt uns der Weg zur Vorsicht. Er ist in einen schmalen Fußsteig übergegangen, der sich im Zickzack zwischen den überschwemmten Reisfeldern hindurchwindet. Wehe, wenn wir ausgleiten! Wir kommen langsam voran. Endlich nach einer letzten Kraftanstrengung bei einem Dörflein mit vielen Töpferöfen entkommen wir, ohne daß unsere Schuhe in dem tiefen Schlamme stecken geblieben wären. Unser Weg steigt sacht empor; und wie er sich wieder senkt, stehen wir mit einem Male vor einer Schar Männer, die am Wege arbeiten. Es sind Christen von Katheni, die uns grüßen und dann ihre Arbeit einstellen und uns heimwärts folgen.

Wie eine blankgescheuerte Frei-Treppe, auf welcher das Sonnenlicht einherzieht, fallen die unter Wasser stehenden Terrassen der Reisfelder in das Tal hinab. Sanfte Hügel bilden die Wände, in welche diese Stufen eingelassen sind. Den Osten verhängen gewitterschwarz die Ausläufer eines Waldes, des ersten Waldes, den ich bis jetzt in Korea zu sehen bekommen habe. Er erstreckt sich in einem drei bis fünf Kilometer breiten Streifen ungefähr zehn Stunden lang von Katheni aus gegen Nordosten. Ganz Katheni ist auf den Beinen, uns zur Mission zu begleiten. Dort füllt sich das Zimmer mit der zutraulichen Neugierde. Nur für so lang können wir uns der Buben erwehren, als wir sie hinausschicken, um den Mädchen Gelegenheit zu geben, uns zu begrüßen. Die koreanische Sitte ist streng; keines durfte sich, solange noch ein Knabe im Zimmer war, hereinwagen. Jetzt aber stürmen sie zur Türe und zu den Fenstern herein, die ja fast bis zum Boden der Veranda herabreichen, und machen ihre zierlichen Verbeugungen. Bald aber werden sie wieder von dem Ungestüm der Knaben vertrieben, die für sich das Hauptrecht in Anspruch nehmen.



Abend auf der Haide

Zum Abendessen und noch tief in die Nacht hinein ist das Zimmer zum Erdrücken voll. Wir benützen die Gelegenheit, um einige Spracheigentümlichkeiten zu notieren. Man sagt dem Koreaner nach, daß er sehr viel esse. Vielleicht haben sich aus dieser Eigenschaft die vielen sprachlichen Verbindungen herausgebildet, welche das Zeitwort mokta, essen, eingeht. Daß der Koreaner den Reis ißt, (pap mokta) finden wir selbstverständlich, auch das Wasser ißt er (mul mokta), den Rauch seiner Pfeife ißt er (tampá mokta). Ein Tauber hat das Gehör oder vielmehr die Ohren gegessen (kui mokta), der Traurige die Traurigkeit (koktschong mokta), er ist traurig, der Hartherzige die Bosheit (ak-han mâm mokta), der Zornige den Zorn (pun-han mâm mokta). Auch die Ehre des Nächsten wird gegessen vom Ehrabschneider, sung mokta, den Namen essen. Alt sein wird ausgedrückt mit sal mokta, Jahre essen. Und so geht es fort und fort. Dabei ist es nicht ein Mangel an Ausdrücken und Wendungen; denn die Sprache ist reich, ja überreich an Wörtern und Bedeutungen und Phrasen, so daß es geradezu schwer fällt, sich zurechtzufinden. Will man Belehrung haben über einen Ausdruck, den ein Koreaner gebraucht hat, und bittet man ihn, das Gesagte zu wiederholen, so wird er es tun, aber sicherlich in einer neuen Wendung und vielleicht gelingt es nach zehn verschiedenen Redewendungen doch schließlich nochmals auf den zuerst gebrauchten zurückzukommen.

Die Sprachstudien machen uns müde. Da kommt ein Deus ex machina. Ein Mann rückt mit einem Gewehr an, dessen Schloß in Unordnung gekommen ist. Ich soll ihm das Ding wieder einrenken. Ich nehme die Flinte auseinander. Sprachstudien und alles andere ist vergessen, und ich bin mit meinen mechanischen Künsten der Mittelpunkt der gespanntesten Neugierde. Lange will es nicht gelingen, das Schloß ist sehr kompliziert. Endlich um 11 Uhr ist das Gewehr wieder schußfertig.

Einsame Gräber

2. April

Wie wir gestern abend spät unsere Ruhestätte aufsuchten, da drang noch von allen Seiten her aus den Häusern das laute Beten der Christen an unser Ohr; und als heute morgen um fünf Uhr unser Wecker ablief, da war ihm das Beten der guten Leute zuvorgekommen. Obschon wir mit dem Gottesdienste früher beginnen müssen, da wir drei Patres sind und nur ein Altar vorhanden ist, so sind doch auch die Kinder schon vollzählig in der schmalen Kapelle und halten mit ihren frischen Stimmen die ganze Zeit des Gottesdienstes mit lautem Beten aus.

Hinter Katheni richtet sich eine Bergwand auf, an der wir uns zum Morgenspaziergang emporarbeiten. Schon hat der nahende Frühling einige der frühesten Blümlein aufgeweckt, die uns wie alte Bekannte der fernen Heimat grüßen. Dort an einem sonnigen Fleck duckt sich die Kuhschelle (Pulsatilla) schutzsuchend vor den rauhen Winden hinter einen verwitterten Felsblock. Sie kleidet sich in dunkleren Purpur als ihre Schwester daheim auf unseren Triften. Veilchen vergessen ihre angeborene Bescheidenheit und schauen neugierig unter ihrem grünen Blätterdach hervor. Und doch hätten sie allen Grund hübsch zurückgezogen zu bleiben; denn sie sind die ersten, welche den Beweis erbringen wollen für die Wahrheit des geflügelten Wortes, das ursprünglich für China geprägt wurde und das Korea als Zugabe zur chinesischen Kultur mitbekommen hat: die Vögel Koreas singen nicht, die Blumen Koreas riechen nicht. Dort glüht ein Strauch wie ein brennender Dornbusch. Kein Blättchen ist an ihm sichtbar; loderndes Feuer scheint in seinen dürren Ästen zu wohnen. Chindalegot heißen die Koreaner diese Blüte, die in wenigen Tagen alle Berge Koreas wie in ein Feuermeer eintaucht. Die ersten, ungeduldigsten Blüten haben die schützende Kelchhülle zersprengt; sie wollen es nicht glauben, daß noch kalte Nächte und stürmische Tage kommen. An Gestalt sehen die einzelnen Blumen einer Pelargonien-Blüte nicht unähnlich; doch ist die Farbe der Blumenblätter mehr eintönig und nicht durch die dunklen Streifen der Pelargonie verstärkt.

Wir sind allmählich ziemlich hoch hinaufgekommen. Tief unter uns das Dörflein und darüber hinaus die leuchtenden Flächen der Reisfelder, zwischen denen sich die Raine wie Mäander durchziehen. Wie neuvergoldet blinken die Sandhügel, die aus der Ebene gegen die Berge fliehen; wie Dächer liegen sie übereinander, gerade als ob eine „Testudo“ der alten Römer den Berg hinanstürmte. Immer mehr treten die Berge heraus, immer weiter schauen wir in die Täler hinein; und über alles gießt die Frühlingssonne eine magische Beleuchtung. Und hier oben, einsam in der freien Gottesnatur zwei Gräber, schlicht und schmucklos, etwas in den Bergeshang hineingearbeitet. Ungestört vom Erdenlärm,



Kapelle in Katheni

unberührt vom Grabeshauch fremder Gräber, ruhen hier ein Mann und sein Weib. Auch die Christengräber halten sich immer noch an die alte koreanische Sitte; weit zerstreut liegen sie auf den Besitzungen umher.

Der Sonntagnachmittag lockt uns in die Waldeinsamkeit mit seinen vereinsamten Königsgräbern. Diesen Königsgräbern, die aus dem 13. Jahrhundert stammen, und der schützenden Hand, mit welcher die Herrscher Koreas über die Ruhe ihrer Ahnherrn wachten, verdankt der Wald, der sich an Katheni vorbei gegen Souwon hinzieht, sein Dasein. Ein Grabwächter, ebenso verlassen und verloren mitten im Walde, wie das Grab, das er hütet, will uns in die Tempelhalle einlassen, die zu Füßen des Grabhügels trauert. Er rückt mit einem mächtigen eisernen Schlüssel an, der sicher seine drei Pfund wiegt, und macht sich an die sauere Arbeit, das riesige Vorhängschloß, das die beiden Flügeltüren zuhält, zu öffnen. Lange sträuben sich die federnden Führungen, die im Innern des Mechanismus verborgen das Steckschloß zurückhalten, und wollen sich nicht in die entsprechenden Einschnitte des Schlüssels fügen. Endlich geben sie nach, und kreischend läßt sich das Schloß öffnen. Das Innere sieht sich leer an. Vor einem langen Tisch fällt ein gelber Vorhang herab. Davor steht auf dünnen Beinchen ein Opfertisch, nachgebildet dem niedrigen Eßtischchen, vor dem der Koreaner auf dem Boden hockt, wenn er sein Mahl einnimmt. Dort wird den Seelen, die in der Ahnentafel weilen, alljährlich ein Speiseopfer hingestellt. Ein Räucherfaß wartet auf den Tag der Opferfeier; denn neben den Opfern an Reis und Reiswein wird auch Rauchwerk dargebracht. Die Vornehmen tun es in Räucherschalen oder auch zierlich in Bronze ausgeführten Räuchergefäßen; die gewöhnlichen Leute begnügen sich, Räucherkerzchen aufzustecken.



Koreanische Jungen

In lichtes Meerblau gefaßt, in dem rote und weiße Verzierungen spielen, deckt sich das Sparrenwerk über das Ganze, das ein düsteres Ziegeldach trägt. Auf dem Dachfirst kauern kleine Bronzefiguren und trotzen der Zerstörungslust der Jahrhunderte, während die schmiedeeiserne Kette, die sich, die bösen Geister zu bannen, schwer auf die Dachplatten legt, langsam dahinrostet.

Ein zweites Königsgrab steht in einiger Entfernung. Wir kommen in dessen Nähe vorbei, da wir eine Zeitlang der breiten Königsstraße folgen, die gegen Souwon durch den Wald führt. Ein verlassenes und in Trümmer sinkendes Wächterhaus macht auf dasselbe aufmerksam. Wir schlagen uns durch das Waldesdickicht, um auf dem kürzesten Wege die Bonzerei zu erreichen, die im Schatten der Königsgräber sich niedergelassen.

Bald taucht sie aus dem Waldesdunkel auf. Überrascht bleiben wir beim Anblick der lieblichen Waldidylle stehen. Vor uns öffnen sich Felder, die zur Bonzerei gehören. Bezahlte Lohndiener arbeiten darauf. Die Bonzerei selbst drückt sich noch scheu unter die dahinflutenden Zweige der Tannen und Föhren, während stolz über der Straße vor uns, die zum Bonzenkloster führt, ein rotgestrichenes Pfostentor sich wiegt, als Zeichen, daß wir uns einem königlichen Stifte nähern. Die beiden Verbindungsstangen, welche von den zwei Pfosten emporgehalten werden, tragen rote Pfeile aus Holz mit der Spitze nach oben gekehrt; mitten zwischen denselben schwebt eine rote Holzscheibe. Hong sal mun, das rote Pfeiltor, heißt dieses Wahrzeichen.

Durch eine schöne koreanische Pforte treten wir in den Vorhof. Nach koreanischer Bauweise schließen sich rechts und links an den Eingang die Gesinderäume an, die in Hufeisenform zusammengestellt der Anlage nach außen hin einen Abschluß geben. Vor uns, dem Eingangstor gegenüber, sehen wir durch eine offene Halle, deren hölzerne Pfeiler auf Steinlagern ruhen, in einen zweiten Hof. Diesem inneren Hofe zu ist der Hallendurchgang durch eine tiefe Veranda überbaut, in deren Schatten eine große Trommel in beschaulichem Schweigen liegt. Der innere Hof ist von den Wohnungen der buddhistischen Mönche umschlossen. Doch an allen Ecken ist die Anlage durchbrochen; dort ziehen sich kleinere Höfe zurück; und in der Zurückgezogenheit dieser stillen Zellen leben die Bonzen in ungestörter Ruhe, wenn auch nicht durchweg in frommer Pflichttreue. Es sind hier fünfzig an der Zahl. Doch ist der Oberbonze wie sein Begleiter, die alsbald erscheinen und uns das Geleite geben, nicht bloß äußerst freundlich, sondern es weist auch ihr Gesichtsausdruck auf geistiges Arbeiten hin. Es besteht hauptsächlich im Studium der chinesischen Sprache und Literatur.

Sie führen uns die steinernen Stufen hinauf, die zum Haupttempel hineingehen. Bereitwillig rücken sie mir den niedrigen Stuhl zurecht, auf dem der Tamtam für das Gebetszeichen und für Begleitung des Gebetes seinen Platz hat und der



Nach dem Sonntags-Gottesdienst

mit seinen vergoldeten Schnitzereien den Kunstsinn alter Zeiten rühmt, damit ich den Altar photographieren kann. An der Vorderseite des Altars schwingt ein abgenütztes dunkelviolettes Tuch in der Zugluft. Auf dem Altarschrein selbst steht eine Reihe Leuchter mit roten Kerzen und eine Art Votivtafeln, grell in Rot und Weiß gefaßt. Ihre Form erinnert an unsere Barockzeit. Dazwischen, etwas zurückgerückt, sitzt die Buddhastatue, assistiert von zwei buddhistischen Heiligen, Bodhisatwa, Wesen, die selbst bereits zu einem Buddha geworden sind und göttliche Verehrung erfahren. Die Decke oder vielmehr das Sparrenwerk löst sich in buntem und doch harmonisch zusammenklingendem Farbenspiel auf. Das Halbdunkel, das durch die Papierfenster auf den leuchtenden Farbenwechsel eine kräftige Lasur legt, bringt die starken Kontraste der weißen, roten, blauen Bänder, die mit bunten Blumengewinden und Mäandern durchzogen sind, zu einer wohltuenden Ruhe zusammen und gibt den schweren Balken in den schwarzen Schatten des Daches einen starken Halt. So gewährt das Innere einen stimmungsvollen Eindruck, der mehr befriedigt als das Sparrenwerk von außen. Hier löst sich das Dach durch die vorstehenden, zugespitzten und nach oben gekehrten Sparren in ein unruhiges Durcheinander auf. Die Lichtfülle läßt auch die ganze Farbenfülle zur Geltung kommen, in welcher dieser Stachelwald flimmert, und die gebrochenen Schlagschatten, die scheu zwischen dem Gewirr hindurcheilen, erhöhen noch die Un-



Standplatz des Kommandanten
auf dem Festungswall Souwon
(Aquarell)

ruhe. Einige phantastische Köpfe, in welche da und dort ein Sparren ausläuft, wie zum Beispiel ein Hirschkopf in kräftigem Rot mit riesigen Augen und starkem, weißgestrichenem Geweih, einen Fisch im geöffneten Rachen, vermögen das unangenehme Empfinden erst recht nicht umzustimmen.

Die Vorderseite des Tempels ist gleich der Türe mit hübschem Stabwerk durchbrochen gearbeitet und mit Papier bespannt. Die drei übrigen Seiten sind massiv in Fachwerk ausgeführt. Die obersten Felder, welche das vorspringende Dach gegen die bleichenden Sonnenstrahlen und die Zerstörungswut des Regens schützen, sind mit Freskogemälden geschmückt. Manche von ihnen sind nicht uninteressant, wie zum Beispiel eines, auf das uns der Oberbonze aufmerksam macht, da es von dem Ansehen zeugt, in welchem vor Jahrhunderten der Buddhismus in Korea stand. In langem Zuge kommt das Gefolge des Königs, ein Mann hinter dem anderen, einen Berg hinan. An der Spitze schreitet der König und erweist dem Bonzen, der dem Herrscher entgegenkommt, mit gefalteten Händen seine Verehrung.

Der dämmernde Abend drängt uns zur Rückkehr. Wir können die Heiligtümer nicht alle besichtigen; nur einen flüchtigen Blick werfen wir noch in ein Tempelchen, das sich über die Umfriedigung der Bonzerei hinausgeflüchtet hat. Wieder ist es der stereotype Buddha, aber zu den zwei Bodhisatwa gesellen sich noch weitere zehn Heiligenfiguren, welche die verschiedenen Abzeichen ihrer besonderen Heiligkeit in den Händen halten. Sie verteilen sich an den beiden Seitenwänden. Vor ihnen knien Figuren, Weihegeschenke in den Händen.

Die Furcht, meine Begleiter und damit auch den Heimweg durch den Wald zu verlieren, entreißt mich der Betrachtung. Düstere, kalte Nacht ist es bereits, wie wir Katheni wieder erreichen.

Im Exil

3. April

Der heutige Nachmittag läßt uns eine Reliquie aus der Verfolgungszeit sehen. In einem Dörflein, etwa eineinhalb Stunden von Katheni entfernt, wohnen Christen, die sich in den Bedrängnistagen hierher geflüchtet hatten. Erst waren sie als Töpfer unstät von einem Ort zum anderen gezogen, bis sie sich schließlich hier häuslich niederließen.

Das Töpferhandwerk, dem sie sich, von Hab und Gut vertrieben, zugewandt, gewährte ihnen während der Verfolgungen einige Sicherheit. Sie konnten sich, wenn sie sich an einem Orte bedroht glaubten, unauffällig wieder entfernen, „weil es an einem anderen Orte bessere Tonerde, mehr Brennholz gäbe". Der

Verkauf ihrer Produkte führte sie öfter in die Stadt, wo sie vom Stand der Dinge Kunde erhalten konnten, und gab ihnen zugleich Gelegenheit, ohne Aufsehen zu erregen, mit den Patres in Verbindung zu bleiben, sie zu besuchen und die heiligen Sakramente zu empfangen. Das Töpferhandwerk hatte sie in der Verfolgung gerettet und ihnen kümmerlichen Lebensunterhalt verschafft; ihm blieben sie treu bis auf den heutigen Tag. Arm waren sie, arm sind sie geblieben, reich nur an starkem Glauben und feuriger Liebe zum Christentum.

Das ganze Dörflein von 150 Köpfen ist organisiert und arbeitet gleich einer einzigen Familie zusammen. Wir treten durch eine kaum eineinhalb Meter hohe Türe in eine spärlich beleuchtete Töpferhütte, wo ganz neben der Türe ein Töpfer vor seiner Drehscheibe sitzt. Diese Scheibe ist so in ein Loch im Boden versenkt, daß sie mit der Oberfläche des Lehmbodens abschneidet. Auf dem Boden selbst sitzt der Mann; seine Füsse stecken in der Vertiefung, so daß er die mit der oberen Scheibe parallel verbundene untere Scheibe mit dem bloßen Fuße drehen kann. Er wirft einen Klumpen wohl bereiteten Lehm auf die Scheibe und schlägt ihn mit einem halben Meter langen nicht ganz handbreiten Brettchen flach. Schon setzen die Füße ein und bringen die Scheibe in rasche Rotation. Mit einem sicher gehaltenen, messerartig geformten Holz schneidet er die Lehmscheibe rund und dann türmt er flink an der Peripherie einen starken Lehmkreis auf, den er durch geschicktes Kneten mit der Lehmscheibe verkittet. Immer höher wächst der Rand empor, der aus der unförmigen Masse sich zu einem sauberen Topf entwickeln soll. Mit einem flachen Brettchen beginnt er jetzt diese Lehmwand von außen durch Schlagen zu glätten, indem er innen einen Stößel von etwa Faustgröße dagegen hält. Unter diesen Schlägen und fortwährenden Rotationen wächst die Wandung zusehends in die Höhe. Jetzt ist die richtige Höhe erreicht; ein paar kräftige Fußtritte auf die Scheibe; sausend fliegt sie in die Runde und schon hat der Töpfer mit einem spitzigen Stäbchen die Höhe wagrecht abgeschnitten. Immer mehr ist die Form eines Topfes zum Vorschein gekommen. Mit einem in Wasser getauchten Lappen biegt er nun die obere Kante um und formt das Ganze bei beständiger Drehung der Scheibe. Wieder kommt der hölzerne



Hong=sal=mun. Rote=Pfeil=Tor



Tempelanlage

Stößel an die Reihe. Er wird von innen gegen die weiche Topfwand angedrückt, damit sich dieselbe in der Mitte nach außen wölbe. Um ein Durchdrücken zu verhindern, hält er von außen das flache Brettchen an und bald hat durch erneutes sorgsames Klopfen der Topf seine endgültige Form erlangt. Die Glätthölzer marschieren auf: flache, hölzerne Messer, die mit ihrer Schneide die Unebenheiten abhobeln und die schließlich mit ihren Spitzen die rund herumlaufenden Verzierungen eingraben. Der Topf scheint fertig; doch der Boden, der bis jetzt, um dem Ganzen einen sicheren Halt zu geben, recht massig gelassen wurde, ist noch zu dick und plump: Während die eine Hand von innen anhält, um die Dicke der Wand zu fühlen, schneidet das scharfe Richtholz fingerdicke Wulste von außen ab. Auch hier wird geglättet und jetzt schwingt sich das Gefäß, das anfänglich steif mit senkrecht ansteigenden Wänden dastand, in zierlicher Form vom Boden auf, baucht sich aus und zieht sich gegen den Rand wieder fein zusammen. Rasch klebt nun unser Töpfer auch noch die Handhabe an und der große Topf hat seine erste Probe bestanden. Sieben solcher Töpfe bringt ein geschickter Arbeiter in einem Tage fertig, wozu er auch den Lehm durch feines Bearbeiten sich selbst zurecht richten muß.

Nach diesen Drangsalen wandert der Topf in eine große Halle, wo schon eine Menge seiner Kameraden von den gleich überstandenen Mühen ausruhen



Tempelfassade

und langsam trocknen. Drei solcher Hallen, jede mit einem Flächenraum von acht zu zwölf Metern, gut mit Stroh eingedeckt, stehen da. Die starke Lehmwand und die niedrigen Eingänge sorgen für die notwendige Kühle, damit der Lehm nicht rissig wird. Bei den Eingängen befinden sich auch zwei bis drei solcher Formplätze, wie wir sie eben vorhin in der kleinen Hütte in Betrieb gesehen. Sie sind eben leer, und der hölzerne Dorn, um den sich die Scheibe drehen muß, starrt aus dem Loche, das ungefähr einen Meter Durchmesser und dreißig Zentimeter in der Tiefe hat. Daneben liegt die Scheibe, die wir jetzt näher besehen können. Die obere schwere Holzscheibe mit einem Durchmesser von etwa sechzig Zentimeter ist durch vier hölzerne Füße mit einer leichteren verbunden, welch letztere mit den Füßen gedreht wird.

In der Dunkelheit dieser Halle verschläft der Topf ein paar Wochen; ist er durch und durch ausgetrocknet, dann kommen für ihn neue Qualen. Er muß jetzt in den großen Feuerofen wandern.

Am Ende des Dörfchens streckt sich dieser Ofen in einer Länge von fünfundzwanzig Metern und zweieinhalb Meter lichter Weite müde auf eine sanft abfallende Anhöhe hin, die in einem Winkel von zirka fünfzehn Grad gegen einen Teich abfällt. Auf den Längsseiten ist Erde aufgeschüttet, um die Hitze des Feuers



Auf dem Reisfeld



Detail aus der Wandmalerei des Tempels im Walde

zusammenzuhalten. Oben ist der Ofen eingewölbt und Lehm aufgehäuft. Am unteren Ende des langgedehnten Ofens ist in einer Abteilung die Feuerung, aus welcher die Glut durch den ganzen Ofen strömt. In einem Abstand von dreißig zu dreißig Zentimeter sind an der Decke Luftlöcher angebracht, die für solange verschlossen werden können, als die Hitze zusammengehalten werden muß und die zugleich durch Öffnen und Schließen eine Regulierung der Zugluft erlauben.

Ist die lohende Feuerflamme erloschen und der Ofen langsam erkaltet, dann ist der Schlußakt vorüber, die Feuerprobe bestanden, das heißt wenn nicht noch ein traurig Nachspiel kommt, da eine ungeschickte Hand oder eine Unvorsichtigkeit, den Topf nach so viel Mühe und Sorgfalt in Scherben schlägt.

Draußen im Freien zwischen den Hütten sind die fertigen Töpfe in Menge aufgestapelt und trotzen hier Wind und Wetter und fürchten sich nicht vor der munteren Jugend, die unterrichtet genug ist, daß diese dunkelbraunen Gesellen nicht das Ziel der Steinwürfe sein dürfen. Für die bessere Ware werden überdies auch überdeckte Vorratshallen hergerichtet. Eben schwingen sich einige Burschen auf ein Pfahlgerüst, um dasselbe mit Stroh einzudecken und andere sitzen auf dem Boden vor Büscheln langen Grases beisammen und binden dieses in dicke Matten, die als Bodenbeleg zum Schutz der aufgestellten Töpfe dienen sollen.

Zwischen den Höhenkämmen, über welche wir den Heimweg einschlagen und die uns das altgewohnte Landschaftsbild von einer anderen Seite schauen

lassen, blinkt aus der Ferne, eingeschlossen von eisgrauen Bergen wie Silberfluß im Schmelztiegel, die ruhige Meerflut auf und grüßt mit ihrem Silberblick den Frühling, der still über diese Höhen ins Land zieht. Wo die Wässerlein mit ihrem ungeduldigen Abwärtsdrängen sich gestaut und über die engen Ufer getreten sind, da grünt es bereits, und zarte Blümlein betrachten voll Verwunderung die sich leise regende Natur und den blauen Himmel Koreas, der hier fern vom Getriebe der Stadt noch lieblicher anmutet. Und doch müssen wir morgen früh scheiden und nach Seoul heimkehren.

Leise senkt sich der Abend. Ein Bäuerlein um das andere zieht vom Felde heimwärts. Eine fremde Staffage in der fremden Landschaft. Vor ihm trottelt der eigenartig gutmütige Stier — Ochsen kennt Korea nicht —, der den Tag über geduldig seine Arbeit am Pflug getan. Ihm folgt der Ackersmann. Er muß nach Landesbrauch den schweren, unförmigen Pflug auf seinem Rücken nach Hause schleppen. Weizen und Gerste sprossen bereits. Wie von einer gestellten Sämaschine gesät, schieben sich die grünen Halme in langen Zeilen aus der Ackerkrume. Zwischen diese Furchen der Winterfrucht wird eben die Zwischenfrucht, meist Hirse oder Mais, gesät.

Frühlingsmorgen im koreanischen Walde

4. April

Wer mit dem deutschen Walde verwachsen ist wie ein Landkind, das die schulfreien Tage der Kindheit im Walde verträumte, das die Ferien der Studienzeit ausnützte, um in der würzigen Waldesluft den müden Kopf ausruhen und die zusammengepreßte Lunge aufatmen zu lassen, dem kommt nach wenigen Tagen einer Südlandsreise, wenn er einmal die Alpenkette hinter sich hat, ein wahres Heimweh nach dem deutschen Walde. Das Auge ist müde geworden von dem vielen Lichte und dem vielen Schauen; es sucht nach der tiefen harmonischen Ruhe, welche der ferne Wald in seinem blauen Dunkel als schweren Vorhang vor das Weltgetriebe hängt, nach dem träumerischen Farbentanz, den die flinken Sonnenstrahlen mit den schwerfälligen Schatten im Geäste der Bäume spielen. Die Phantasie wurde so übervoll von Eindrücken, sie möchte sich nur zurückziehen, um dieselben etwas zu ordnen; sie sehnt sich nach dem Waldesfrieden. Nach all dem Hasten und Jagen der Fremde möchte das Herz wieder einmal ein Stück Heimat haben. Doch es wird immer öder. Wie Winterfrost greifen die salzigen Sandfelder am Suezkanal, über denen die heiße Luft zittert, kalt ans Herz. Rotgebrannt, wie eben der Esse entstiegen, glühen die Randgebirge des Roten Meeres. Die Palmenwälder Ceylons vermögen die Sehnsucht nach dem deutschen



Königsgrab

Wald nicht zu stillen; das geschwätzige Lispeln der Palmblätter kann die majestätische Ruhe des deutschen Tannenwaldes nicht ersetzen, die schwüle Hitze, die unter dem Palmendache brütet, nicht den Gewittersturm, der in den Buchenkronen wogt. Dann kam Japan. Die zierlichen Bambushaine haben sich wohl geschämt, vor deutschen Reisenden „Wald" zu spielen; daher sind sie rasch an unseren Eisenbahnfenstern vorübergeeilt. Und Korea mit seinen kahlen Bergen, an deren Hängen man mühelos die einzelnen Bäume zählen kann! Muß da nicht Heimweh kommen? Was Wunder, wenn es uns in den Wald von Katheni zieht, um auf langem Umweg nach Souwon zurückzuwandern. Wie ein Gruß aus der deutschen Heimat ladet er uns ein.

Durch taufeuchte Wiesenwege wenden wir uns dem nahen Walde zu, der noch schlaftrunken unter dem munteren Morgenhimmel ruht. Müde hängen auch die Blümlein noch ihre schläfrigen Köpfchen herab; aber sie fangen schon an, sich mit glitzernden Wasserperlen die klaren Äuglein auszuwaschen. Nur die Kuhschelle hat die wollige Schlafhaube noch fest über den Kopf gezogen und legt ihn, in ruhigen Schlaf versunken, schwer auf ihr weiches Blätterkissen nieder.

In einem halben Stündchen nimmt uns der morgenstille Wald auf. Vieles in ihm erinnert uns an die deutsche Heimat; vieles indes berührt fremd aber wohltuend und fügt sich harmonisch in den hehren Frieden der Morgenstille. Feierliche Ruhe schleicht geräuschlos zwischen den Bäumen, und heimlich stehlen sich schon

die ersten Sonnenstrahlen durch das Geäste und wecken die Schatten, die unter dem massigen Ballen der Pinienkrone Schutz vor der nächtlichen Kühle gesucht. An den kupferroten Föhrenstämmen klettern sie langsam herab, indes die kleinen aber scharf einschneidenden Schlagschatten an der zerrissenen Eichenrinde mit den versilberten Borkensträhnen tändeln. Es ist eine andere Eiche als die daheim im deutschen Walde. Zwar hat auch sie in eisernem Trotz das ersterbende Laub festgehalten, das die Herbstfröste ihr getötet und das die Winterstürme ihr entreißen wollten, zwar ist auch ihr Laub allmählich spröde und düster braun geworden, so daß es erst wieder Glanz und Leben erhält, wenn die klaren Sonnenstrahlen es vergolden und ein sanfter Morgenhauch es leise anstößt, zwar wirft auch diese Stiefschwester des Ostens gleich unserer Eiche jetzt allmählich selbst ihre Blätter eins nach dem andern zu Boden, um Platz und Luft für die jungen frischen Triebe zu bereiten: allein wie die Stammrinde dieser östlichen Eiche nicht so tief eingerissen, wie ihr Holz nicht so kräftig ist wie bei der deutschen Eiche, so ist auch ihr Blatt nicht so tiefwellig umsäumt, sondern nähert sich in seiner Form mehr unserem Buchenblatte.

Stolz steht zwischen den in feurigem Rotbraun und schmuckem Violett gekleideten Pinien mit ihrem kokett getragenen Haupte, das so wenig zu ihrer sonstigen nachlässigen Haltung paßt und zwischen den grauen Eichenstämmen mit ihren goldenen Kronen vereinzelt kerzengerade ein Tannenbaum, der gleichsam, während alle anderen sich dem nächtlichen Schlummer überlassen hatten, treu Wache gehalten.


Töpfer

Immer und immer wieder öffnet sich eine Lichtung, die in die klaren Facettenspiegel der unter Wasser gesetzten Reisfelder abgeteilt ist. Blendendes Quecksilber gießt eben die Morgensonne darüber hin, und übergebeugt beschauen sich die Pinien in dem klaren Spiegel. Manche hagere Erle drängt sich dazwischen. Sie wurde aus dem Morgenschlaf geschreckt. Mit zerzausten Haaren betrachtet sie ihr kahles, starres Aussehen und berechnet sinnend die Tage und Stunden, wann der Frühling ihr Jugendfrische bringen werde, wann einmal genügend Wärme in den feuchten Boden ein=



Anfertigung des Schattendaches zum Trocknen der Töpfe

eingedrungen sein müsse, der im Winter mangels einer schützenden Schneedecke mehr als metertief hinab gefroren war. Palmkätzchen schmiegen sich ängstlich an die im weichen Morgenwinde pendelnden Weidengerten, gleich als fürchteten sie, in das morgenfrische Wasser zu fallen, vor dem auch die koreanischen Kinder einen heillosen Respekt zu haben scheinen, sofern man aus den schmutzigen Händen und den von einer schwarzen Kruste überlagerten Hälsen auf diese Art von Wasserscheu schließen darf.

Wir biegen um eine Waldecke; ein freies Feld liegt in der wogenden Waldtiefe versenkt. Da stehen ein paar Fasanen in einer Entfernung von sieben Metern dicht vor uns. Sie sehen uns eigenartig an: verdrossen oder neugierig oder erstaunt? Sind sie unwillig darüber, daß wir sie bei ihrem Morgenfrühstück stören oder meinen sie, wir wollten uns nach Art der Koreaner zu ihnen setzen und stumme Zuschauer bei ihrem Mahle sein, oder wissen sie, daß P. Placidus, um uns für heute morgen ein tüchtiges Frühstück zu besorgen, gestern den Rest seiner Patronen verschossen hat und daß das schreckliche Gewehr auf der Schulter unseres Trägers heute ganz harmlos ist: kurz, sie bleiben sitzen, und eine Minute lang stehen wir vor ihnen und betrachten uns gegenseitig. Wie ihr herrliches Gefieder in feurigem Rot und weichem Samtbraun in der Morgensonne spielt! Endlich entfliehen sie in den nahen Wald, von wo aus sie uns zornige Rufe nachsenden. Träumerisch mitten in dieser heiligen Waldeinsamkeit liegen die beiden Königs=



Töpferofen

gräber, die wir vorgestern besuchten. Trauernd über den Sturz der alten Zeiten und der alten Schönheit, in sich zusammengesunken wie ein gebrochener Greis, sitzt der umfriedete Häuserkomplex der einstigen Grabwächter an der breiten Straße und weist in verbissenem Schmerz auf den gut erhaltenen Weg, der von der Straße zu den Gräbern tiefer in das Waldesdunkel hineinführt. Durch die offenen Türen und die zerrissenen Fenster streichen der Wind und dürres Laub. Oben schauen die neugierigen Tannenwipfel herein, als wollten sie nachsehen ob nicht doch wieder ein Wächter einziehe. Aber gar bald wird diese ganze Anlage nur mehr ein Trümmerhaufen sein.

In streng gemessenen Absätzen klingt jetzt erst leise, dann immer bestimmter der Schall eines Tamtam durch die mit verhaltenem Atem lauschenden Bäume. Wir sind in der Nähe der Bonzerei angelangt, die hier unter königlicher Gunst in der feierlichen Waldstille sich niedergelassen hat. Die Bonzen sind eben beim Beten vereinigt, zu dessen Rezitation der monotone Tamtam geschlagen wird. Wenn auch wohl für die meisten der Bonzen die Hauptaufgabe ihres Daseins darin besteht, das Erträgnis ihrer Pfründe und ihrer Felder zu verzehren, so hat doch eben dieses Gebet etwas Weihevolles an sich und klingt in frommer Harmonie zusammen mit der erhabenen Huldigung, welche der schweigsame Wald seinem Schöpfer bringt. Rasch verscheuche ich die aufsteigenden Erwägungen über den

traurigen Kontrast, welchen das im allgemeinen nicht eben sittenstrenge Leben der Bonzen in das andachtatmende Bild legen will. Sie sollen mir die friedsame Stimmung des heutigen Waldmorgens nicht stören. Irren sie nicht vielleicht schuld≈los, wenn sie unwürdigen Mißbräuchen in ihre weltabgeschiedenen Hallen Einlaß gewährt haben, in denen nach dem Willen des Stifters Gebet, Betrachtung und ein ernstes, eheloses Leben herrschen sollte?

Manche Höhe haben wir überschritten, manch träumerisches Tälchen durch≈zogen; die Sonne ist inzwischen hoch am Himmel emporgestiegen. Jetzt neigt sich unser Weg durch den sich lichtenden Wald in ein sich weitendes Tal. Vor uns reckt und streckt sich die breite mit Pinien gesäumte Straße, die von Seoul nach Souwon führt und sich bis zu den Königsgräbern fortsetzt. Nunmehr hat die Eisenbahn, von Fusan kommend, sich der Königsstraße zur Seite gestellt und dieser den Rang abgelaufen; und bald wird der moderne Geist, der von Westen vordringt, jede Spur alter Erinnerungen und heilig gehaltenen Volkstums aus≈gemerzt haben. Wir ziehen noch langsam die ihres hehren Adels entkleidete Straße gegen Souwon weiter.

Daheim

5. April

Zu Hause in Seoul erwarten uns ein paar kleine Überraschungen, die uns fremdes Empfinden verraten.

Drunten an unserer „Schossee", die vom Ost≈Tor in die innere Stadt hinein≈geht, wird repariert; sie wird neu aufgeschüttet. Die Sache ist mehr einfach als angenehm und hygienisch. Aus der offenen Gosse, die an der einen Straßenseite hinläuft und in welche die Frühlingsregen nicht allein den Sand, sondern auch allen Unrat eines langen Winters von der Straße und aus den Häusern hineingeschwemmt haben, wird einfach der Sand nebst dem schwarzen Unrat auf die Straße geschafft und hier glatt ausgebreitet. Auf diese Weise werden jedenfalls manche Transport≈Kosten gespart, und mit zugehaltener Nase und vor Schmutz strotzenden Schuhen



Bullen am Pfluge



Lastbulle mit Dünger beladen

kommt man ja auch auf einer solchen Straße voran. — Wie mittags der Regen ein wenig aussetzt, wagen wir uns etwas aus unserm Garten hinaus und dringen durch eine Mauerbresche, die gleich hinter der Mission durch die Stadtmauer schon lange einen bequemen Ausgang bildet, in das nahe Wäldchen, das sich auf eine Strecke an die Stadtmauer anschmiegt. Aber wie da in den letzten Tagen die Heinzelmännchen gearbeitet haben! Unser Breschenausgang hat sich bedeutend erweitert. Eine Menge Steine sind ausgebrochen worden, und wie wir uns die Mauer selbst etwas näher besehen, entdecken wir allmählich die frischen Spuren von abgehobenen Quadersteinen. Da wir uns für diese Mauer interessieren und bereits mit der japanischen Regierung in einer langwierigen Verhandlung stehen, ob wir nicht den drei bis fünf Meter schmalen



Herbeischaffen des Brennmaterials

Streifen zwischen unserem Garten und der Stadtmauer und natürlich auch letztere selbst als Klostermauer erhalten könnten, so wollen wir der Sache auf die Spur kommen, wie denn die Mauer auf einmal zu einem förmlichen Steinbruch geworden ist. Denn wenn die Mauer abgetragen ist, nützt sie uns nicht mehr viel. Da erfahren wir denn, daß die Stadtmauer freigegeben worden ist; jeder Koreaner kann sich seinen Steinbedarf aus der Stadtmauer nach Belieben holen. Nun ist ja richtig, daß nutzlos ein unermeßlicher Wert von Material in dieser Stadtmauer steckt, die man, wenn man gut zu Fuß ist, an einem Tage umschreiten kann. Aber wo es sonst so viele Steine gibt, die auch keinen Wert haben, da drängt sich doch die Frage auf, warum gerade diese Mauer als vogelfrei erklärt worden ist. Für den Koreaner, der aus der Provinz zur Hauptstadt kommt, bedeutet die imposante Mauer ein Stück Patriotismus. Bei ihrem Anblick muß die in seinem Herzen nie erloschene Vaterlandsliebe neu aufflammen. Das kann Japan nicht wollen. So sollen denn die Koreaner an dem hingeworfenen Köder anbeißen und selbst die Mauer abtragen. Die japanische Regierung hütet sich hier wie auch anderwärts gar wohl, das Odium auf sich zu laden und die Festigungswälle niederzulegen; „gedrängt von den Koreanern" gibt sie „schweren Herzens" die Erlaubnis, den Steinbedarf dort zu holen.

Noch ist der Schaden nicht groß, der durch den Ausbruch der Steine angerichtet worden. Es muß gelingen, dem Zerstörungswerke Einhalt zu tun. Alles hat seine zwei Seiten. Der Mangel an Unternehmungslust läßt keinen Koreaner auf den Gedanken kommen, die Schätze zu heben, die in dieser Mauer stecken. So gewinnen wir Zeit. Herr Generalkonsul Dr. Krüger, der Deutschlands Interessen mit großer Gewandtheit und ebenso großem Nachdruck vertritt, wird wohl Mittel und Wege finden, den Blick der steinesuchenden Koreaner durch einen Wink der Regierung auf einen anderen Punkt der endlosen Mauer zu lenken; sein warmes Interesse hat ja von Anfang an das Entstehen und die glückliche Weiterentwicklung der ersten Niederlassung deutscher Benedik-



Töpfer

tiner und ihrer Kulturarbeit in Korea mit liebendem Verständnis und förderndem Einfluß begleitet.

Des andern Tages spät in der Nacht kommt noch ein Bube aus Katheni, Andreas mit Namen. Die ungeduldige Neugierde hat ihn von daheim fortgetrieben, um für sich und den ebenso neugierigen Freund Pauro (Paulus) die Photographie zu holen, die wir gemacht und versprochen haben. Da wir jedoch nicht nach Art der Jahrmarktbuden die Bilder schon nach einer halben Stunde liefern können und zudem sich mehrere Schachteln unentwickelter Platten angesammelt haben, aus denen wir die gewünschte Aufnahme unmöglich herausfinden können, so muß das Büblein sich schon etwas gedulden. Es tut das um so lieber als ihm von dem weiten Marsch die Füße recht müde sind. Aber so sind sie alle in ihrer übergroßen Neugierde, die Koreaner groß und klein. Ich muß jetzt nur sorgsam darauf achten, daß mir Andreas nicht in einem unbewachten Augenblick hinter meine Platten kommt. Er würde die Neugierde wohl nicht bezähmen können und all die unentwickelten Platten durchstöbern zu seiner Enttäuschung und zu meinem Schaden.



Nach getaner Arbeit



Thab, Steinerne Pagode

Kapitel 11

Eine Landpartie

Die ersten Eßversuche

17. April

Ob sich heute der Himmel aufhellt? Gestern war er schwarz verhängt; die Nacht über hat es geregnet, und noch plätschert ein ergiebiger Landregen auf die Hauptstadt hernieder. Und doch entschließen wir uns, P. Andreas Eckhardt und ich, unsere geplante Exkursion in die Provinz anzutreten. Erstes Ziel ist Ansyong (An = Frieden, syong = Mauer, also Mauer des Friedens), ein Städtchen gegen Süden gelegen, etwa drei Stunden von der Bahnlinie Seoul—Fusan entfernt, in dem sich unter fünfzehntausend Koreanern einige hundert Japaner nieder⸗gelassen haben.

Schon bei den ersten Stationen heitert sich der Himmel etwas auf, und von Souwon aus wird er immer klarer; und wie wir nach zwei Stunden in Sonchang (japanisch Seikwan) den Eisenbahnwaggon verlassen, lacht und leuchtet uns wie ein klarer, rein geschliffener Saphir ein wolkenloser Himmel entgegen. Es hat hier auch die Nacht über gar nicht geregnet. Wir haben einen Träger engagiert, der unsere durch photographische Platten schwer belastete Handtasche auf seine Tshike (Holzgestell auf dem Rücken getragen) lädt und uns auf dem staubigen Wege folgt. Bald dringen wir in eine weite, weite Ebene vor, die nur ein klein wenig gewellt ist; ferne Berge schneiden den Horizont aus. Dort liegt Ansyong. Ein mäßig großes Wäldchen, in welchem Holzarbeiter mit Ausschlagen von Bäumen beschäftigt sind, legt sich an den Weg. Es sind Töpfer, die vielleicht drei bis vier Stunden weit her hier ihren Bedarf an Brennmaterial holen. Einige Weiber sammeln in Körbchen die Pinienzapfen zusammen, die zerstreut am Boden liegen. Meine Gedanken schweifen zurück in die fernen Zeiten meiner Studienjahre. Wie oft bin ich da mit meiner Mutter hinausgezogen in den Wald, um dort nicht so fast diese kleinen runden Früchte der Föhre, sondern die ausgiebigen Fichten⸗zapfen zu sammeln, die sorgsam eingeheimst so ziemlich den ganzen Brennbedarf für den langen Winter decken mußten. Vor unserm Bahnwärterhäuschen auf dem



An den Eßtischchen

feinen Kies wurden die heimgebrachten Säcke entleert und in der Sonne ausgebreitet. Ich hatte immer meine helle Freude daran, wenn die glatten braunen Zapfen sich knisternd aufblähten und immer runder und wolliger wurden. Dann, ehe der feuchte Abend sich niedersenkte, las ich immer mit der Mutter oder auch allein die vollständig aufgequollenen aus und schaffte sie auf den Speicher des Häuschens, wo sich ein reicher Vorrat aufhäufte. Die andern, welche noch nicht ganz ausgetrocknet waren, wurden zugedeckt und am nächsten Morgen, sobald die Sonne erschienen war, nochmals ausgebreitet, während ich meist wieder in den geliebten Wald zog. Und wenn ich dann an Weihnachten in die Ferien heimkam, da konnte ich der Mutter ein Körbchen um das andere herabholen und mich wieder an dem Knistern der Tannenzapfen ergötzen, wenn sie im Herdfeuer von der Glut erfaßt wurden, während draußen der Schnee unter den Schritten knirschte und der scharfe Nord zierliche Eisblumen an die Fenster unseres einsam stehenden Häuschens malte.

Unter solchen Jugenderinnerungen haben wir den andern Waldsaum erreicht, und ehe wir nun vollends in die glatte Ebene hinabsteigen, wo ein Flüßchen im Silberglanz vorübereilt, passieren wir eine Unmasse von Löchern und Gruben. Hier war nach Gold geschürft, aber allem Anschein nach nicht genügend Aus=

beute gefunden worden; denn sie stehen verlassen da. Wir hocken uns mit unserm Träger zusammen hinter einem aufgeworfenen Hügel nieder und verzehren unser kaltes Mittagsmahl. Wir teilen mit unserm Träger, der nun immer zutraulicher wird, wie ich immer bei den Koreanern gefunden habe, daß sie leutselig und freundlich werden, sobald man sich ihnen nähert und sie merken, daß man es gut mit ihnen meint.

Eben kommen zwei Burschen des Weges, die beide eine flache Holzkiste an einem großen Gurt tragen. Ich habe schon oft solche Verkäufer eines Backwerkes gesehen, kenne aber diese Eßware noch nicht; sie wollen gewiß zur Bahnstation, von der wir gekommen sind, um dort ihre Ware abzusetzen. Wir rufen sie herbei und kaufen für uns und unsern Träger von dem aus Reis, Mais und Hirse zusammengesetzten Gebäck, das fein weich, aber äußerst zäh bereitet ist. Es hat einen sehr süßen Geschmack, der sich, ohne daß indes irgendwie ein Zuckerzusatz hinzugekommen wäre, dem des „türkischen Honig" nähert, wie wir ihn als Kinder uns auf dem Jahrmarkt um ein paar Pfennige als Schleckerei im Jahr ein- oder zweimal kaufen konnten. Wenn man mühsam mit den Zähnen ein Stück herabbeißt, so zeigt die Schnittfläche fast metallischen Glanz. Unser Verkäufer stößt die wenig geöffnete Schere in den etwa fingerdicken Fladen, nimmt einen Stein vom Boden auf, führt sodann einen kräftigen Schlag gegen die Schere, und ganz gegen alles Erwarten springt ein Stück von dem Kuchen ab, gleich als wäre er nicht zäh und biegsam, sondern spröd wie Glas. Auch als fingerlanges Würstchen wird diese beliebte Speise, die nicht übel mundet, in den Handel gebracht, und man sieht sie fast in jedem Krämerstand am Wege. Yot heißt sie und hat je nach Zubereitung und Gestalt noch besondere Zunamen. Wir unterhalten uns noch eine Zeitlang mit dem guten Burschen, bis wir aufbrechen und sich unsere Wege scheiden.



Backwerkhändler

„Die Vögel in Korea singen nicht," hört man immer, und jetzt steigt stets die Lerche mit demselben freudigen Schlag, mit welchem sie in der Heimat dem Schöpfer ihr



Konfuzius-Tempel

Morgenlied singt, auch hier in die Luft. Es ist ja wahr, andern Vogelgesang hört man kaum. Vielleicht hat der Koreaner, dieser sinnende Naturfreund, bei seinem Schauen und Lauschen in der wundervollen Natur gerade von der Lerche die vielen Triller in seine Lieder aufgenommen, die seinen Gesang so charakteristisch machen.

Wir unterhalten uns auf dem Wege über dies und jenes. Wiederholt kommen wir auf die Schule zu sprechen. Viele große Schwierigkeiten sind da zu überwinden. So ist zum Beispiel das Rechnen nicht so einfach. Man fängt ja allmählich an, statt der chinesischen Zahlzeichen die arabischen Ziffern anzunehmen. Ist dies überwunden, dann kommen neue Hindernisse. Will man für praktische Beispiele mit Maß und Gewicht kommen, um in das Leben einzugreifen, so ist es ein heilloses Durcheinander. Die Koreaner hatten ihre Maße und Gewichte; diese waren nicht überall gleich; dazwischen fanden sich infolge der Abhängigkeit von China auch chinesische, insbesondere für gewisse Gegenstände. Wie dann die Japaner ins Land kamen, da führten sie ein neues koreanisches (von allen anderen koreanischen verschiedenes) Maß und Gewicht ein.

Rüstig ziehen wir unseres Weges und nähern uns allmählich einer Hügelkette, hinter welcher ein Christendorf liegt. Man hat unser Kommen schon bemerkt; denn der Hügel wird lebendig. Munter springen die Schulkinder in ihren schillernden Farben die Hänge herab und eilen ihrem Lehrer voraus uns entgegen. Dann folgen auch der Lehrer und mehrere Männer des Dorfes. Sie haben das kleine

Maultier des Paters mitgebracht, das nun P. Andreas besteigt. Ich ziehe vor zu Fuß zu gehen. In einem Viertelstündchen sind wir bei den Hütten angelangt, wo wir etwas Rast halten. Auf der Veranda des Bürgermeisterhauses ziehen wir — so verlangt es die Sitte und der überaus reinlich gehaltene, mit geöltem Papier belegte Boden der koreanischen Häuser — unsere Schuhe aus und schlüpfen gebückt durch die niedrige Tür in das enge Zimmer, das sich in wenigen Augenblicken gefüllt hat. So, nun gilt es, sich koreanisch einzurichten. Zunächst müssen sich die Füße oder vielmehr die Beine zurechtfinden. Da es keine Stühle gibt, müssen wir mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzen. Das erste, was jetzt kommt, ist die lange koreanische Pfeife; mit ein paar geschickten Handgriffen hat sie einer der koreanischen Männer gestopft und an den Kohlen im bronzenen Kohlenbecken, das immer gebrauchsfertig dasteht und die Glut unter der Asche erhält, angezündet. Er hat ein paar Züge aus der Pfeife getan, um sie gut in Brand zu stecken; dann wischt er an seiner Leinwandjoppe das Mundstück der Pfeife ab und reicht sie mit beiden Händen zum Zeichen der Ehrerbietung. Der Dank findet auf dieselbe Weise seinen Ausdruck. Ein Kind wird eine Gabe stets mit beiden Händen entgegennehmen, ohne sich auf Dankesworte zu besinnen. Die Aktion sagt dem Geber alles. Kleine Erfrischungen werden uns aufgetischt. Auf dem niedrigen, kaum dreißig Zentimeter hohen, nett gearbeiteten Tischchen stehen vier bis fünf Schalen. Mit den beiden Holzstäbchen, die als Gabel dienen, holt man sich aus der einen Schale etwas von den getrockneten Fischen, aus einem andern Schälchen, das die Lieblingsspeise der Koreaner, den unvermeidlichen Kimtschi (eine Rettichart) enthält, fischt man die kleinen quadratischen Schnitten aus dem salzigen Wasser.



Bonze und Bonzessin
Aus der Blütezeit des Buddhismus

Man erwartet in einem Lande, das zwischen den beiden großen Teeländern China und Japan eingekeilt ist, Tee als Getränk. Aber

vergeblich. Bei der eigentlichen Mahlzeit steht neben dem hochaufgetürmten Reis=topf eine große Schale warmen Wassers. Es will uns nicht recht munden; denn in ihm ist bloß der Reis ohne jede Zutat gekocht worden. Außer der Mahlzeit hält der Koreaner sich an den Reiswein und würdigt die dampfende Teekanne keines Blickes. Auch sonst fällt eine Verschiedenheit des Geschmackes auf. Koreaner wie Japaner lieben den ohne Gewürz zubereiteten gekochten Reis, aber die ver=schiedenartigen Zuspeisen der Koreaner sind alle salzig, die der Japaner süßlich gehalten.

Die Frauen, die nach koreanischem Brauch nirgends erscheinen dürfen, wo sich Männer befinden, drängen sich gleichwohl im Nebenraum an die Türe heran, und leises Lispeln geht durch ihre Reihen, wenn meinen Stäbchen wieder ein Kimtschibrocken entgleitet und in das Schüsselchen zurückplätschert.



Pisok=Allee

Schließlich bin ich froh, als wir wieder aufbrechen, um das letzte Stück Weg zurückzulegen; denn die Beine finden sich noch ebensowenig zurecht in ihrer ungewohnten Stel=lung auf dem Boden wie die Finger mit den Eß=stäbchen. Immer wieder muß ich mit der Fuß=stellung wechseln, und aus den Stäbchen huscht oft und oft das Stückchen wieder davon wie ein Fischlein, das zappelnd den Händen entschlüpft, die es gefangen. Alles will gelernt sein.

Den letzten Teil des Weges mache ich auf dem Maultierchen, das munter dahintrippelt und mit freudigem Wiehern un=sere Ankunft anmeldet, da es der Mission an=sichtig wird.



Stadt-Tor von Soúwon



Promenade von Ansyong

Liebenswürdig empfängt uns P. Gombert, der Obere der Mission, und nach einer kleinen Erfrischung machen wir, die Zeit auszunutzen, einen Abendspaziergang.

Auf den Höhen hinter der Mission, die so ziemlich am Ende der Stadt liegt, lockt uns ein alter Konfuzius=Tempel an. Zuviel ist dort freilich nicht zu sehen.

Hinter einem kleinen Vorhof, von zerfallenden, niedrigen Hausanlagen umsäumt, kommt erst der Opfertempel, eine offene Halle, in welcher Täfelchen mit Inschriften hängen, von charakteristischen Holzrahmen umgeben. Hierher mußte ehedem jeden Monat der Mandarin heraufpilgern, seine Opfer darzubringen, wenn Regen oder gutes Erntewetter not tat. Es war seine Pflicht, mehrere Tage vor dem Opfer enthaltsam zu leben.

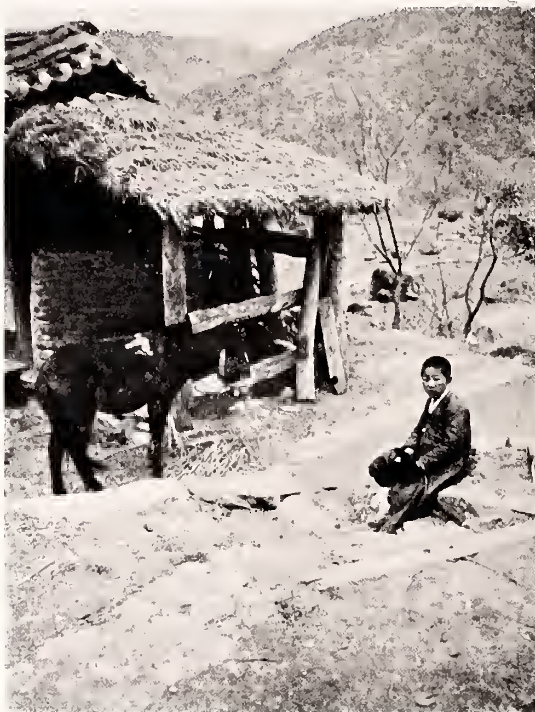
Hinter dem Opfersaal steht ein zweiter Tempel, der des Konfuzius' selbst. Dem Eingang gegenüber, der sich auf der Langseite des Tempels dem Tal zugewendet befindet, ist der Ehrenplatz des Konfuzius: hinter einem schwarzen Tisch ein niederer, roh aus Holz gezimmerter Thronsessel mit Armlehnen, eine Art schlichter Großvaterstuhl, auf welchem an Stelle eines Heiligen oder einer Heiligenfigur eine fünfzig Zentimeter hohe weißgestrichene Tafel mit schwarzer Inschrift lehnt. Gewöhnlich ist sie mit einer Papierschachtel verhüllt. Im Hufeisen zu diesem Tischchen, aber nicht mit ihm verbunden, sind zwei weitere Tische aufgestellt mit je zwei Sitzen der vier nächsten großen Konfuziusheiligen. Auch ihre Abwesenheit

ist durch die mit Papierschachteln verhüllten Tafeln auf den Sesseln markiert. An den beiden Schmalseiten des Tempels folgen dann noch zweimal acht solcher Tafelsitze.

In einer Ecke des Tempels sind eine Menge hölzerner Kelche von plumper Form auf einen Haufen zusammengeworfen. Sie dienen dazu, zweimal im Jahr das Fleisch aufzunehmen, das jedem der Heiligen als Opfergabe auf dem Tisch vor⸗gesetzt wird. Sie sind dreißig Zentimeter hoch und werden auf denkbar einfachen Miniatur⸗Tischchen (eine Spanne im Quadrat groß mit zollhohen Füßchen) auf⸗getragen. Auch diese Tischchen liegen überall umher. Daß diese Tafelheiligen das Fleisch nicht verzehrt haben, ist klar, selbst wenn es kurze Zeit nach dem Opfer verschwunden und tatsächlich verzehrt ist.

Die heiligen Bücher des Konfuzius liegen auf, eine Art Bilderbücher, welche das ganze Leben des Konfuzius enthalten.

Die Fassung des Gebälkes ist schön abgestimmt in ihrem meergrünen Grundton, auf welchen sich gegen die Enden zu geschmackvolle Arabesken in Rot und Weiß einweben. — Von dem Konfuziustempel weg schlendern wir pfadlos über Stock und Stein zu zwei winzigen Tempelchen, die nebeneinander an der Berghalde sitzen; man hätte sie für Häuschen zum Aufbewahren einiger weniger Gartengeräte halten mögen. Ein Reicher der Stadt hat in denselben ein paar verzerrte Fratzen aufgestellt, womit er die bösen Geister beschwichtigen zu können hofft.



Reitpferdchen vor seiner Stallung

Der dämmernde Abend drängt uns zur Heimkehr. Nur für ein paar Augenblicke wollen wir noch bei einer christlichen Familie einen Besuch machen. Der Hausvater führt uns ins Fremdenzimmer, in die tiefe Veranda, die die beiden Flügel des Hauses miteinander verbindet. Dort hat der Hausherr seine Werkstätte zum Mattenflechten eingerichtet. Die Maschine besteht aus einem langgezogenen rechteckigen Latten⸗gestell, an dem eine reiche Anzahl

faustgroßer Steine baumelt. Diese haben die Aufgabe die Stränge festzuziehen. Es ist die gleiche Maschine, wie sie dem Hutkünstler dient, der aus den haar-feinen Bambusspänen die feinen, durchsichtigen Hüte flicht.

Wieder zieht die Pfeife auf. Unser Gastfreund reißt aus einem Tabakbüschel ein Blatt ab, löst die Rippen aus und rollt es dann geschickt zusammen, so daß es nicht nur allein gut in die Pfeife paßt, sondern auch noch mit seinem spitzen Kegel über dieselbe heraussteht. Es ist dies die von den Koreanern beliebte Art, den ungebeizten, sehr starken Tabak zu rauchen. Wir müssen uns auch allmählich daran gewöhnen; denn immer ist die Pfeife das erste, was die koreanische Gast-freundschaft anbietet. Noch ein Grund drängt uns dazu die Pfeife nicht zu ver-schmähen. Wir kommen so vielfach mit Japanern zusammen. Der Japaner kennt die Volkssitte nicht, die den Koreaner zwingt, in Gegenwart eines Vorgesetzten oder Höherstehenden die Pfeife wegzulegen. Er wird ohne viele Umstände seine Zigarette anstecken oder sein kleines Tabakspfeifchen hervorziehen, ein erbsen-großes Tabakkügelchen drehen, das mit drei Zügen verpufft. Er klopft das Pfeifchen aus. Aber schon steckt ein zweites Kügelchen in der Pfeife, welches das am Boden verglimmende erste aufhebt und sich daran entzündet. Und so geht es fort, bis des Rauchers Finger vom Pillendrehen und sein Rücken vom fortwährenden Bücken ermüdet. Da wäre es nun nicht gut, wenn der Europäer als Nichtraucher vor den Koreanern den Anschein erwecken würde, als müßte auch er gleich ihnen vor den neuen Herren des Landes sich kuschen.

Die französischen Patres haben es versucht, bessere Tabaksorten zu produ-zieren. Ihre Pflanzen, die sie aus Frankreich hatten kommen lassen, gediehen vor-züglich; im ersten Jahre war der Tabak gut, im zweiten mittelmäßig, im dritten war er schon koreanisch.

Durch Stadt und Land

18. April

Der Morgenspaziergang gilt der Besichtigung der Stadt, wenn man einen mehr oder weniger zusammengedrängten Haufen von Hütten so nennen darf. Von einem Hügel aus gewinnen wir eine Übersicht. Wie die Kröten drücken sich die Strohdächer aneinander. Man hat förmlich Angst bei dem Gedanken: wenn in diesem Gewirr einmal Feuer ausbräche! Doch wäre dies so schlimm nicht, da das Reisstroh, mit welchem die Dächer eingedeckt sind, sehr schlecht brennt und die Wände aus Stein und Lehm sind.

Da wir dem Hügelkamm folgen, haben wir in einem Halbkreise die Stadt umgangen. Wo wir herniedersteigen, führt eine schmale nur für Fußgänger be-rechnete eigenartige Allee in die Stadt. Von niederen Zypressen und krummen,

verästelten Pinien beschattet, versammeln sich ähnlich wie droben auf dem Monte Janiculo zu Rom die Büsten der Garibaldianer, welche dem italienischen Volke die Herrlichkeit der Freiheit verkünden sollen, so hier in Reih und Glied aufgestellt eine Schar von Gedenksteinen (Pisok). Sie halten die Erinnerung wach an Mandarine und Feldherrn, die sich hier ein ehrendes Denkmal gesetzt. Auf diesen Steinen ist das Lob der Gewaltigen eingemeißelt, die einstmalen als Mandarine in der Hauptstadt wohnten, sich aber dort, am Sitze des Königs, durch keinen Denkstein verewigen durften. Dann waren sie in die Provinz gekommen und hatten sich durch Einheben der Steuern verdient gemacht oder besser gesagt viel, sehr viel verdient. Zu guter Letzt, ehe sie wieder abzogen, zwangen sie noch das Volk, ihnen eine ehrende Widmung auf offenem Platze neben ihren würdigen Vorfahren zu errichten. Und das Volk tat es gerne, wenn es um diesen Preis den Mandarin wieder los wurde. Ein neuer Mandarin mußte das Geschäft erst wieder lernen.



P. Kang

Wir ziehen noch nicht durch diese Via triumphalis in die Stadt ein; zwei kolossale Statuen, die von dem freien Felde herüberwinken, lenken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein Bonze und eine Bonzessin. Ohne viele Anatomie roh aus Granit ausgehauen, träumen sie schweigend in die Wellen des Flüßchens, das still durch die Reisfelder gleitet. Einige tausend Meter weiter kommen wir dem Flußbett folgend wieder zur Stadt zurück. Das erste Haus ist eine Mühle mit hohem Grasgiebel. Sie wird vom Wasser des Flüßchens getrieben. Schäumend fällt das gestaute Wasser in den hölzernen Trog und von diesem hinab in das Rinnsal, während Erlen und Weiden sich an den zuckenden Wellen ergötzen, die ängstlich hin- und herrennen und dann talwärts eilen. Leider ist es mir nicht möglich die Mechanik der Mühle zu



Knaben von Mirinä

besichtigen. Ich begnüge mich, dieses liebliche Idyll meiner Erinnerung einzuprägen. Wir sollen noch Gelegenheit bekommen, das Mühlwerk einer eingehenden Be=sichtigung und Beachtung zu unterziehen.

In der Nähe ist eine Eisengießerei, in welcher insbesondere die schweren Scharen für den einfachen koreanischen Pflug und die weiten Schüsseln zum Abkochen großer Reismengen gegossen werden. Auf freiem Platze liegen in langen Reihen zusammengerichtet, sorgsam unter Strohdecken geborgen und so vor Regen geschützt die Modelle aus Lehm. Eben sitzt einer der Arbeiter vor einer größern Anzahl von Pflugscharen, die aus dem Guß gekommen sind, und kratzt mit ganz gewöhnlichem, ohne Sorgfalt ausgewähltem Stein die trübgebliebenen Gußstellen blank. Daneben steht der einfache Ofen der Gießerei: ein Kamin von zirka ein=einhalb Meter Durchmesser, in welchem sich zwischen Kohlen gebettet das Eisen befindet, steht im Freien an eine vier Meter hohe Lehmwand angelehnt. Nur wenig ragt der Kamin darüber hinaus. Hinter der Lehmwand ist der große Blas=balg, von Arbeitern getreten, eine höchst einfache Konstruktion. Eine sorgfältig ausgehobene Grube zieht sich sechs Meter lang an der Lehmwand hin. In der Mitte ist die Grube durch eine Wand abgeteilt, und auf dieser Wand ruht wie auf der Schneide einer Wage ein Brett, das in horizontaler Lage die Grube über=deckt und ziemlich dicht abschließt, auf der Schneide aber auf und ab schaukeln kann. Zwei Arbeiter, die sich an herabhängenden Stricken halten, treten das Brett abwechselnd nieder und pressen so immer die in der einen Hälfte befindliche

Luft durch ein Loch, das durch die Lehmwand geht, in die Esse, so daß das Feuer immer stoßweise aus dem Kamin emporschlägt.

Mit einem flüchtigen Besuch einer Pfeifenwerkstätte schließt die Vormittags=wanderung ab. Dieser vielgebrauchte Artikel ist fast ausschließlich aus einer weißen Metall=Legierung hergestellt, die unserem Neusilber sehr ähnlich sieht. Auch das Mundstück der Pfeife ist aus diesem Metall. Die Zunft der Pfeifenmacher ist sehr gut organisiert, indes arbeiten sie immer nur in kleinen Betrieben. Der Meister sitzt mit ein paar Gesellen auf dem Boden eines nicht eben übermäßig erhellten kleinen Raumes. In kleinen Kohlenfeuern erhitzen sie ihre Metallblättchen und hämmern sie dann auf dem Ambos zu Streifen für das Mundstück oder treiben sie in den Grübchen eines Holzklotzes ganz nach Art unserer Klempner in die fingerhutartige Form aus. Schließlich wird alles säuberlich mit Hartlot zusammengelötet und fein poliert. Manchen Stücken wird zur Verzierung noch ein Mäander aufgeätzt, bessere wandern wohl auch zu einem Silberarbeiter, der einen breiten Silberstreifen auflötet oder gar noch etwas schillerndes Email aufpappt.

Nach dem Mittagstisch besteigen P. Andreas und ich kleine Maultiere, die bei ihrem trippelnden Gang einen überaus sicheren Tritt haben. Wir wollen nach Mirinä (Mi = sehr schön, ri = Dorf, nä = Fluß, also: das wundervolle Flußdorf). Lange müssen wir die schmalen Raine zwischen den Reisfeldern als Weg benützen, auf dem uns die düngertragenden Stiere nur dadurch ausweichen können, daß sie in die schlammigen Reisfelder hinabklettern.

Unsere Richtung ist eine im Norden duftig sich abhebende Bergkette. Gegen fünf Uhr haben wir die Vorberge erreicht; gelenkig klettern unsere Pferdchen empor. Erst schneiden wir ein paar enge Täler; dann biegen wir in ein lang=gestrecktes Bergtal ein, das schon fast alpinen Charakter zeigt. Noch müssen wir uns um ein paar Bergvorsprünge herumwinden, da erscheint in verschleierter Ferne, angeklebt an dunkle Bergesschatten, ein bläulich leuchtender Fleck, das Kirchlein von Mirinä.

Schon lange ist uns die Sonne entschwunden, sie steht aber noch am Himmel; die östlichen Bergkämme, die sich in feierliches Rotgold kleiden, verraten sie, indes wir unter dem weichen Purpur der westlichen Schatten dahinreiten. Es dunkelt; kaum daß wir noch die Tabakpflanzungen unterscheiden können, die frisch umgebrochen hoch oben an den schattigen Bergen hängen. Es wird halb sieben Uhr, bis uns der liebenswürdige koreanische Pater Kang in seine enge Behausung einführt. Er hat außer den 150 Christen des Dörfleins Mirinä noch einen weiten Distrikt von 2400 Christen zu pastorieren. Wenn alle koreanischen Priester durch ihre Bescheidenheit und ihre dankbare Anhänglichkeit an die französischen Missionäre einen guten Eindruck machen, dann sucht P. Kang seine



Mühle

priesterlichen Landsleute hierin noch zu übertreffen. Er ist gut gebildet und seiner wahrlich nicht geringen Aufgabe völlig gewachsen.

P. Andreas, mein Begleiter, leidet augenscheinlich schon an der „Charakterkrankheit", an dem unbezähmbaren Eifer, immer mehr der chinesischen Charaktere (Schriftzeichen) dem Gedächtnisse einzuprägen. Er weiß auch mich etwas anzustecken, obschon es mir eine furchtbare Zeit- und geistige Kraftverschwendung scheinen will, diese Zeichen nur um ihrer selbst willen lernen zu müssen, da ihr Inhalt ebensogut mit ein paar einfachen Buchstaben des Alphabetes wiedergegeben werden könnte. So muß beim Abendessen auch der gute P. Kang mit seinem Wissen herhalten.

Blumen und Farben

19. April

Die Schulkinder kommen zur Begrüßung. Sie haben sich in Reih und Glied aufgestellt und machen uns eine Turnübung vor. Es ist drollig anzusehen, wie da und dort einer mit seinen Stelzholzschuhen mitmarschiert. „Gehen an Ort!" wird kommandiert. Der Führer der ganzen Kolonne, die auf uns zu gerichtet ist,

verliert im Eifer eine seiner Strohsandalen. Mutig stampft er mit einem bloßen Fuß weiter. Auf Kommando machen sie ihre Salutation und erhalten dann zu aller Freude schulfrei.

In Scharen begleiten uns die Kinder auf die Berge, an deren Fuß wir zuerst noch die leeren Gräber des Bischofs Ferreol und des Priesters Andreas Kim aufsuchen. Die Leichname der beiden Märtyrer waren von den Christen aus Seoul hierher in das entlegene Bergtal geborgen worden. Die Leiber wurden exhumiert, weil der Seligsprechungsprozeß der beiden Märtyrer eingeleitet ist. Aber die Erinnerung und die Liebe der Christen hält auch die leeren Gräber noch in Ehren, die gleich den übrigen einfachen Koreanergräbern in ihrem früheren Zustande dastehen und auf das Dörfchen hinausschauen.

Wir steigen noch weiter den Bergabhang hinan. Einige der Kuppen vor uns glühen in dem erlöschenden Feuer der Chindalegot. Je höher die Sonne in ihrer Bahn aufsteigt, umsomehr bleicht sie die Pracht der Blüten, bis diese fast in kraftlosem Weiß an den Ästchen hängen, die schon ein wenig Laub anzusetzen beginnen. In gleicher Weise hat die Sonne hier oben in den Bergen auch das ohnehin schon viel hellere Gelb mancher Blumen bis zum puren Weiß ausgelaugt.

Die herrlichen und klaren Farben, mit denen die Koreaner bis jetzt ihre Baumwoll- und Seidenstoffe gefärbt haben, waren lauter Pflanzenfarben. P. Kang, der uns begleitet, und viele Knaben kennen eine Menge der Pflanzen, welche als Farbmittel gebraucht werden. Es wäre für einen Botaniker lohnend, alle diese Pflanzen zusammenzustellen, ehe sie aus der Erinnerung entschwunden sind, verdrängt durch die vielen Mineralfarben, die ja leichter zu beschaffen sind, aber allerdings auch nicht den wundervollen feinen Ton geben, welcher bis jetzt an den Kleidern der Koreaner zu sehen ist.

Ich notiere mir eine Reihe von Pflanzen und die Farben, die sie ergeben. Geschäftig eilen die Knaben zu den einzelnen Sträuchern und suchen die Gräser, um sie mir zu zeigen und deren Verwendbarkeit zu erklären. Das alles ist ja Gemeingut des Volkes. Eine Grasart mit dicker, rotsaftiger Wurzel ist darunter; sie findet sich sehr selten, und die Leute benützen sie nur, um die scharlachroten Bänder zu färben, mit denen die Mädchen ihre grünen Jacken zusammenknüpfen. Um die Farbe richtig zu erhalten, benützt P. Andreas die Wurzel selbst und malt damit die Zeichnung an, die er von der Pflanze gemacht hat.

Schade ist, daß mit den in den Handel kommenden billigeren Mineralfarben und noch mehr durch die fabrikmäßig arbeitenden Färbereien nicht bloß ein Stück Volkstum und Volkswissen entschwindet, sondern auch ein großes Stück Kunstsinn im Volke zugrunde geht. Die koreanische Familie hat es nicht dem Zufall überlassen, was der Stoff gerade für eine Farbe bekam, noch hat sie auf gut Glück das nächste beste eingekauft. Mit zartem Kunstsinn sind die



Koreanisches Büblein

Farben ausgewählt und zusammengestellt. Wenn einmal eine Disharmonie stört, so fällt sie um so rascher auf, als in der Regel die ausgesuchten Farben in dem feinsten Drei= und Vierklang zusammentönen.

Eine auffallende Entwicklung macht die Farbenwelt im koreanischen Leben durch. Man meint, sie wäre dem schaffenden Pinsel der Natur abgelauscht, die im Frühling die Blumen mit den sattesten Farben und im buntesten Durcheinander und in der reichsten Fülle der Phantasie malt. Im Sommer, der die Früchte auf die Zeit der Ernte vorbereitet, muß die Glut der Blütenpracht immer mehr einem einheitlichen Tone weichen; die Farben werden ruhiger. Leuchtet auch im Herbste noch manches Farbensprühen auf, die Blumenpracht welkt langsam dahin; die Stürme haben längst die letzte Blüte zerzaust, wenn der Winter kommt und über alles seine weiche, weiße Schneedecke wirft.

Fast ist's auch so mit den koreanischen Kleidern. Die Kinderkleidchen glitzern in der Mannigfaltigkeit der satten, feurigen Frühlingsblumen. Je kleiner das Kind, desto reicher die Farben. An die leuchtende Kinderweste sind Ärmel genäht, bei welchen sich die buntesten Streifen aneinanderreihen. Mit den Jahren der jugendlichen Entwicklung klären sich diese Farben ab; die Kleider sind in den Farben einfacher gehalten, und doch scheint der Farbenreichtum eher größer als kleiner werden zu wollen. Der Grund liegt in den größeren Farbenflächen, die zur Verwendung kommen, und in der harmonischen Zusammenstellung derselben. Noch lange Zeit erhält sich beim Knaben zur weißen Pluderhose die farbige Jacke, über welche der schwarze Zopf herabbaumelt. Bei den Mädchen hat sich ein nettes Farbenspiel herausentwickelt. Zum farbigen Rock gesellt sich, meist in der Komplementärfarbe so fein hinzugestimmt, daß es überaus wohltuend wirkt, die Jacke, die von einem langen Bande in einer dritten Farbe zusammengehalten wird. Mitunter kommt noch der Kragenaufschlag mit einer vierten Farbe dazu. Diese spärlichen Farben der Bänder und der Aufschläge schweben nur wie die begleitenden Obertöne zwischen den beiden klaren Hauptfarben der eigentlichen Kleidung.



Vor der Kapelle zu Mirinä

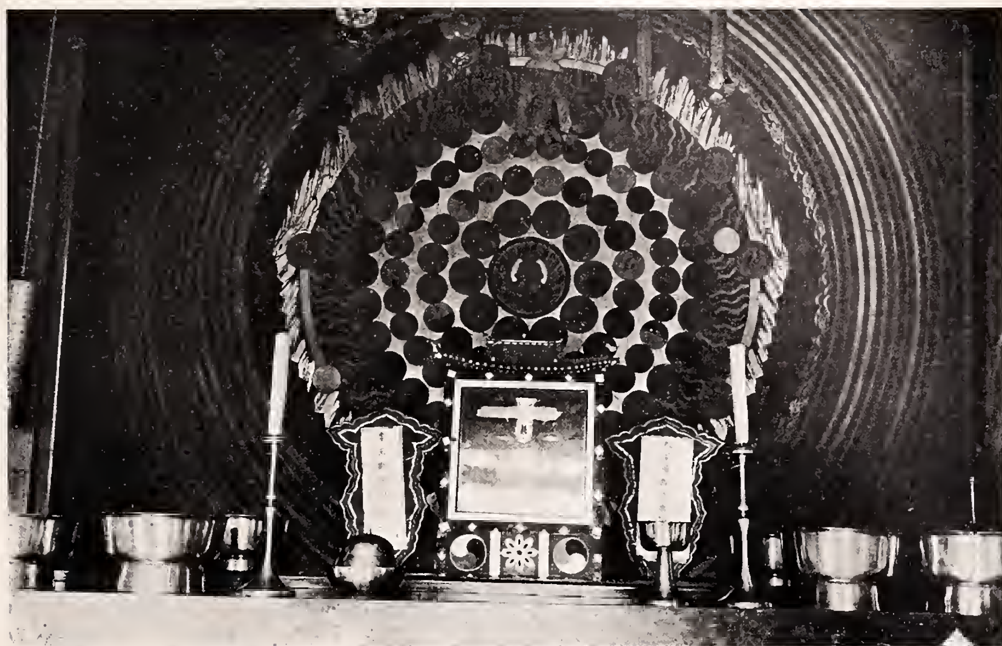
Doch nun entschwinden mit den Jugendjahren auch die sonnigen Frühlingsfarben. Das heiratsfähige Mädchen wagt sich nur mehr selten auf die Straße, und dann verhüllt es mit seinem dichten weißen Schleier nicht allein das Gesicht, sondern auch die lieblichen Farben der entfliehenden Jugendjahre. Nur selten mehr tauchen sie auf in ihrem Zauberglanze, am Hochzeitstage, an dem die Braut im langen farbenen Feierkleide von ihren einstigen Gespielinnen und deren jubelnden Farben der Jugendzeit umgeben ist. Von jetzt ab kleiden sich Mann und Frau in reines ungebrochenes Weiß, wie es die Tropensonne Koreas bleicht. Nur die zierlichen weißen Schuhe mit ihren anmutigen Farbenmustern in Rot oder Grün oder Blau nimmt die Frau als Jugenderinnerung mit durchs Leben, und in der Öffentlichkeit trägt sie in der Hauptstadt und im südlichen Korea den faltigen grünen Mantelschleier. Der Mann aber, der auch nicht jede Farbenfreude opfern kann, wirft sich an den Festtagen in einen langen Mantel, der in den wässerigen Tönen von Meergrün oder einem duftigen Blau das leuchtende Weiß verdeckt, und aus den Ärmeln schaut eine Art Manschetten in kräftigen Farben, meist Rot oder Grün oder Dunkelblau. Man fühlt es gleichsam mit ihm, wie sich die Liebe zur farbenfrohen Natur vom Ernst des Lebens nicht ersticken läßt.



Weihegabe im Tempel

Ich versuche mir diese abgeklärten Farben der Koreaner psychologisch zurechtzulegen. Vielleicht hat mich ein Vergleich mit den Japanern und ihren meist gemusterten Tüchern mit sehr oft düster gehaltenen Stoffen auf die richtige Fährte geführt.

Der Koreaner ist wie der Japaner ein großer Naturfreund. Der Frühling lockt an den arbeitsfreien Tagen ganze Scharen von japanischen Familien hinaus in die freie Natur, und da sie heimziehen, hat nicht bloß der Vater einen Büschel knospenden Strauchwerks, auch die Frau und die Kinder haben einen Arm voll Blumen und Palmkätzchen. Im Sommer schleppen sie einen halben Wald von Zweigen nach Hause. Das alles stecken sie daheim in Vasen und freuen sich des Besitzes. Und im Herbste suchen sie die welkenden Blätter noch eine Zeitlang in ihrem Zimmer zu bergen. Der Besitz ist es, der den Japaner noch mehr reizt als die Schönheit der Natur. Er ist



Altarbild eines Tempels, Incarnationen Buddhas darstellend

Materialist, er will das Schöne für sich haben. In diesem Streben zaubert er auch eine halbe Alpenwelt mit Seen und Brücken in seinen Garten, und wäre dieser auch nicht größer als sein kleines Wohnzimmer. Er will eine Kopie der Natur besitzen; das drängt ihn zur Verkrüppelung der Bäumchen, die er in ihrer freien Naturwüchsigkeit im engen Heim nicht unterbringen könnte. Er will alles für sich haben, das gibt sich auch in seiner nationalen Expansionskraft kund.

Für das Kunstempfinden ist dies von Einfluß. Das was er aus Flur und Wald nach Hause getragen hat, steht vor seinen Augen. Das kopiert er. In den herrlichsten Werken der Weberei zeichnet er die Blumen und Girlanden nach; er verliert sich in Einzelheiten; und all die farbigen Büschel und die rostenden Blätter des Herbstes sollen, ehe sie verwelken und abfallen, in den gemusterten Frauen= und Kinderkleidern verewigt sein, die alsdann wie wandelnde Blumen=stöcke oder steif gewundene Blumensträuße einherziehen.

Der Koreaner ist ein Träumer. Stundenlang kann er allein dasitzen, indes sich sein Auge schwärmerisch in der weiten Natur verliert. Wenn jetzt im Frühling die Chindalegot an den Berghängen glühen, so kann er sich nicht satt an ihnen schauen. Dann sproßt die junge Reissaat auf; die Spitzen der Halme schweben über dem Wasser; es sieht aus, als wäre ein weiches, grünlich gelbes Seidentuch

über das Wasser gebreitet. Von Tag zu Tag wird die Farbe stärker, dunkler. Sein Auge ruht auf dem lichten Blau der fernen Berge; er kann es nicht mehr abwenden. Er betrachtet ein Blümlein am Wege und kann sich nicht mehr von ihm trennen. Aber alles läßt er ruhig stehen an seinem Orte; kein Blümlein bricht er ab; keinen Zweig will er daheim in seiner dunklen Stube aufstecken. Er geht lieber morgen wieder heraus in Gottes freie Natur und beschaut sich alles noch einmal und dann wieder und wieder. Aber was er nach Hause bringt, was er tief in seine Seele aufgenommen hat, das ist die reine klare Farbe, die er aus der Natur abstrahiert hat. Und diesen Farbenschmelz, den er in der Naturbetrachtung gewonnen, verwertet er. Die Farbentöne, wie sie sind, ohne die Zeichnung, an der sie draußen in der Natur hafteten, legt er um seine Kinder. Deswegen haben diese einfach getönten, ungemusterten Gewänder so viel Anheimelndes, Abgeklärtes, Künstlerisches.

Es ist nur zu bedauern, wenn die Fabrikwaren den Volkssinn und die Volkskunst ersticken. Aber es wird kommen, es muß kommen. In wenigen Jahren sind die herrlichen koreanischen Farben von den Kleidern verschwunden. Man sieht schon jetzt viele mit Mineralfarben gefärbte Kleider; das einigermaßen geübte Auge, das dem Kunstsinn des Volkes nachgeforscht hat, kennt meist auf den ersten Blick das Neue von dem echten Alten weg.

Noch andere Künste verraten uns die Buben. Den Saft einer Pflanze (Kutschok namu) schütten sie ins Wasser und betäuben damit die Fische, die sie alsdann leicht fangen können.

Auf steilen Pfaden steigen wir vorsichtig zu einem Bergsattel empor; dort hören unsere Wege auf, und wir müssen uns durch niedrige Zwergeichen mit riesigen Blättern und unterständiges Föhrengestrüpp zu einem Grat hinanarbeiten. Ausgebleichte Farren, die den Winter überstanden haben, suchen niedergedrückt unter die Föhrenlatschen Schutz, um auch die Frühlingsstürme noch zu überdauern. Nach vielem Rasten sind wir endlich oben. Zwei Haupttäler breiten sich zu unseren Füßen aus; unser Berggrat teilt sie auseinander. Sie sind so grundverschieden. Linkerhand wogen die gelben Sandhügel durcheinander, wie wenn dort ein Taifun wüten würde; auf der anderen Seite ruht alles in stillem Frieden. Hier ziehen durch die Latschenhänge Tabakfelder die Höhen hinan und geben den Bergen eine braun-violette Tönung.

Munter springt die Schuljugend uns voran über Stock und Stein hinab ins Tal, der Mission zu. Ihre freudigen Zurufe brechen sich in langgezogenem Echo an den Bergen. Der Jugend freudige Zutraulichkeit gibt uns zugleich ein Charakterbild des Volkes überhaupt. Die Grundstimmung des koreanischen Volkes ist jugendliche Freude.

Nach dem Mittagtisch müssen wir schon wieder scheiden, um noch vor Einbruch der Nacht nach Ansyong zurückzukommen. Der Himmel ist zwar etwas bedeckt; aber es weht ein scharfer Wind, der wohl die drohenden Wolkenballen verjagen wird. Aber kaum sind wir eine halbe Stunde im Sattel, da fällt der erste Regentropfen, und eine halbe Stunde später peitscht uns der scharfe West die schwersten Tropfen mit dicken, nassen Schneeflocken vermischt ins Gesicht. Mein Pferdchen will nicht mehr voran, aber es muß; kein Haus, kein Baum bietet Unterstand. Nun, dem Pferdchen tut es auch nichts. Das ist solches Ungemach gewöhnt. Muß es doch auch im kältesten Winterfrost im offenen, höchstens gegen die Windseite zu gedeckten Stall aushalten. Damit das Tier nicht erfriert, wickelt es sein Besitzer in Stroh ein und bindet das Stroh mit Stricken fest. Aber der Hunger, der sich nur zu oft der bitteren Kälte von zwanzig Grad und darüber zugesellt, nötigt das Tier, an dieser schützenden Hülle zu naschen, so daß sie immer dünner und dünner wird.

Wir können nicht mehr um⸗kehren, und doch kann ich mich kaum noch im Sattel halten. Was ich gestern beim Ritt nach Mirinä nur gering geachtet, sollte heute zum Ver⸗hängnis werden. Die Steig⸗bügel waren zu kurz und deren Eisen so eng, daß ich nur mit emporgezogenen Knieen im Sattel saß und nicht einmal mit der Fußspitze die Bügel recht fassen konnte. Der gestrige Ritt war leidlich ge⸗gangen, nachdem ich mich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Steigbügel tiefer zu schnallen. Aber heute! Kaum sind die Eisen einmal naß, da entgleiten sie ein⸗ ums ander⸗mal den triefenden Schuhen.



Türwächter eines Tempels

Die Schenkel haben das Pferd nicht mehr in der Gewalt, zumal die von dem fieberhaften Pressen der Steigbügel erhitzten Kniee, plötzlich mit dem wässerigen Schnee beworfen, zu schmerzen beginnen. Wie mit scharfen Nadelstichen fährt eine rheumatische Erkältung durch die beiden Kniescheiben. Eine Stunde halte ich die Schmerzen aus, bleibe aber weit hinter P. Andreas zurück, der keine Ahnung von dem Vorgang hat und auch nicht hätte helfen können. Dann aber geht es nicht mehr weiter. Mit verbissenen Zähnen springe ich vom Pferde und lege diesem kreuzweise die Bügel um den Hals, damit sie nicht an das Tier anschlagen. Da stehe ich nun vor meinem Rößlein; ich kann mich keinen Schritt weiterbewegen. Es bleibt nichts übrig als wiederum den Schmerz zu verbeißen und in den Sattel hineinzuspringen, um dann mit herabhängenden Beinen den langen Rest des Weges zurückzulegen. Wie wir nach dreistündigem Ritt vor der Umfassungsmauer der Mission landen, setzt der Regen aus. Der Wind heult weiter. Aber nunmehr sitzen wir im Trockenen, in die Kleider des guten P. Gombert gesteckt, der alles zusammengesucht hat, was uns nach einem solchen Ritt wieder zusammenrichten kann.

Stille Klöster

20. April

Der Sturm rüttelt die ganze Nacht hindurch mit wildem Ungestüm an den Fensterläden. Ich schleppe mich ans Fenster; der Morgen ist schon erwacht. Draußen auf den Strohdächern liegt Schnee, und durch die Morgendämmerung dringt das schwache Leuchten der schneebedeckten Berge. Aber bald hat der Wind, der sich am Sonnenschein erwärmt hat, den ganzen Schnee wieder weggeblasen, die fernen Bergspitzen jedoch hüllen sich in einen für Korea eigentümlichen Schleier, eine Art Höhenrauch; Paramgot oder Phumgot, Blume des Windes, nennen die Koreaner diese Erscheinung.

Die Schmerzen in den Knieen haben nur wenig nachgelassen; aber ich kann gehen, und wir dürfen das sich aufheiternde Wetter nicht unbenützt lassen. Wir wollen in die Berge eindringen.

Mittags marschieren wir ab. P. Gombert begleitet uns. Durch die weite Ebene hin jagt uns der Wind den Bergen zu. Ein Wässerlein, das von drinnen her uns entgegeneilt, treibt mehrere Mühlen äußerst einfacher Konstruktion; und doch ist die Anlage so interessant und so exakt bemessen, daß sie ein mathematisch-physikalisches Problem in bewunderungswerter Weise löst. Diese Mühlen sind ein Beweis von einer Kulturperiode Koreas, die weit hinter unserer Zeit zurückliegt.

Ein etwa fünf Meter langer Holzbalken ist zu einem einfachen Hebel konstruiert. Die hölzerne Achse, in der er sich dreht, liegt lose in den tiefen Kerben zweier Baumstämme. Am kürzeren Hebelarm ist ein Holzkasten angebracht, der



Brückenbefestigung von Souwon



Bonzen

einen Viertel-Kubikmeter Wasser fassen mag; am Ende des langen Hebelarmes steckt nach abwärts gerichtet ein hölzener Stössel, der beim Fallen in einen runden Steintrog trifft und den aufgeschütteten Reis zerschlägt. So geschickt ist der Apparat ausgezirkelt, daß das in einen Graben geleitete Wasser, das in den Kasten fließt, nicht allein hinreicht, um den Stössel vier Meter hoch emporzuheben, sondern niedergesunken sich selbst wieder vollständig entleert, den Kasten emporschnellen und dadurch den Stössel mit Wucht wieder in die Grube fallen läßt. Sobald einmal das Hebelwerk in Bewegung gesetzt ist, arbeitet es, wenn auch in langsamem Takte, von selbst ununterbrochen weiter.

Nach einer Stunde haben wir das breite Tal hinter uns und biegen im rechten Winkel nach Osten in ein enges Quertal ein. Ein paar Hütten stehen am Eingang. Vor der einen arbeitet ein Seiler und dreht ein langes Strohseil zusammen. Statt des Rades, welches der alte Seiler droben auf der Via Sabina zu Rom mit stoischer Ruhe unverdrossen Tag für Tag dreht, schwingt dieser Seiler einen am Ende des Seiles, da wo er selbst sich befindet, befestigten armlangen Stock im Kreise und dreht so das Seil zusammen.

Im Fluß wird nach goldhaltigem Quarz gewühlt. Ein modernes, ganz frisch gearbeitetes, oberschlächtiges Wasserrad steht im Fluß, dazu bestimmt, das gewonnene Goldgestein zu zertrümmern. Ob sich diese Wasseranlage besser rentiert als ein in der Nähe zwischen starken Holzpfosten aufgeführter steinerner Turm, ein Wellenbrecher, der von den Sturzwellen des herantosenden Hochwassers benagt, mutig die Wellen ablenkt und die dahinterliegenden Felder vor der Wut des

Wassers schützt? Die Goldgräbereien sind öfters nur ein mißglückter Versuch gewinnsüchtiger Abenteurer, die, wenn sie nichts oder nur wenig Gold gefunden haben, eines schönen Tages verschwinden und die verdutzten Arbeiter mit leeren Händen vor den leeren Gruben zurücklassen.

Das Tal verengt sich immer mehr. Ungestüm zwingt sich der Wildbach durch Felstrümmer, die ihm den Weg ins Tal erschweren wollen. Aber wo immer eine Handbreit Humus sich hinter einem Steinhaufen angeschichtet, grünt frische Gerstensaat oder harrt ein dürres Äckerchen der Tabakpflänzchen, die schon unter dem grünen Schutzdach der sorgsam deckenden Tannenreiser ihre ersten Kindheitstage wie in einer wohlbehüteten Wiege verbringen.

Immer wuchtigere Felsmassen wälzen sich im Rinnsal des Sturzbaches dahin. In eine kleine Ausbuchtung des Tälchens, etwas über die Talsohle erhöht, zieht sich ein Bonzenkloster auf eine Terrasse zurück. Drüber ragen gezackte, wetterharte Felspartien herein, gleich einer mächtigen Mauerkrone. Eine primitive Freitreppe aus flachen Felsstücken, annähernd stufenförmig aufgeschichtet, trägt uns hinauf. Die Bonzerei ist leer und größtenteils zerfallen. Gebälktrümmer, im Regen halb vermodert, liegen in hohen Haufen zusammengeworfen auf dem ehemaligen Vorhofe, wohl um sie zu einem Hausbau wegzuschaffen. Manches sauber gefaßte Sparrenstück mischt sich darunter, wie der gehörnte Fisch dort mit einer Kugel im Maul, in den der Dachsparren einst ausgelaufen. Ein Knabe treibt sich unter den Trümmern herum. Er gehört weder zur Bonzerei, noch auch zu denen, die das Holzwerk erworben haben. Er



Glocke im Bonzenkloster

sucht nur noch möglichst viel Nägel und Eisenwerk zu erhaschen. Die Bonzerei scheint also der Plünderung preisgegeben zu sein. Wir beteiligen uns sogleich daran. Es ist aber bloß ein photographischer Plünderungszug, den wir in dem Tempel selbst unternehmen. Lang will es nicht glücken; endlich finden wir durch ein Hinterpförtchen einen Eingang und können uns dann von innen die weiten Tore öffnen.

Der Altar trägt einen zierlichen Baldachin. Aus unzähligen viereckigen roten Klötzchen ist er reizend zusammengefügt. Ineinander und übereinander gesteckt ziehen diese Hölzchen ein plastisches Würfelfries herum und lösen sich dann nach unten in eigenartig anmutende Formen auf, die wie aus rotem Salz krystallisiertes Tropfgestein herabhängen. Das spärlich verwendete Gold erhöht nur noch den Zauber der interessanten Formen. Dieser Baldachin überschattet die vergoldete, sitzende Buddhastatue und zwei stehende buddhistische Heilige. Die Vorderwand bildet ein mit vielen Brustbildern angefülltes Altarbild. Ein Türmchen aus Holz, das sich über einem drehbaren Miniatur-Tiger aufrichtet, etwa einen Meter hoch, steht auf der einen Seite des Altars, auf der anderen ein rundliches Votivtäfelchen. Interessante Bilder hängen an den Wänden auf Papier gemalt, zum Teil in fest genagelten Rahmen, zum Teil auf flatternden Fahnen aufgezogen, so ein Greis mit einem Tiger — ein Berggeist. Das ganze Tempelinnere ist noch sehr gut erhalten. Es scheint, daß der Tempel transferiert werden soll. Jedenfalls werden, wenn der Tempel verschwindet, benachbarte Bonzen die Heiligtümer zu sich nehmen.

Schwer atmend streben wir den Berg hinan. Die „Blume des Windes" ist verschwunden. Die Bergwände werfen uns die warmen Sonnenstrahlen zu. Am Bergpfad verstecken sich blaue Veilchen. Aber „die Blumen Koreas riechen ja nicht". Ein bescheidenes Veilchen ist in das empfehlende Weiß der Koreaner gekleidet. Wir pflücken es, und — es dankt uns mit dem süßen Geruch unserer heimatlichen Veilchen. Aber außer dem Weiß und den zarten violetten Streifen, die von der Tiefe des gelben Kelches ausgehend die Blütenblättchen bis zur Hälfte durchschneiden, hat dies ferne Kind des Ostens doch noch eine Eigenheit in seiner Erscheinung, in seinem grünen Blätterschmuck. Er gleicht nicht dem grünen Mantelkragen, in den das europäische Veilchen sein Köpfchen steckt; die Blätter dieses weißen Bergveilchens sind ganz wie die einer Petersilie oder einer Ranunkel. Wenn übrigens die warme Maisonne auch noch das Maiglöckchen aus dem Schlummer weckt, dann atmen, die dichtende Fama Lügen zu strafen, auch hier die Büsche den weichen, süßen Maiduft aus, wie daheim die finsteren Schläge unserer Nadelwälder, in deren nächtlichen Schatten sich die weißen Glöckchen verstecken. — Ganz gerade klimmen wir jetzt durch ein Tabakfeld, das mit Geröll übersät



Alte vergoldete Bronze, 1/2 nat. Größe (Museum St. Ottilien)

ist, aufwärts. Oft hält uns ein tückischer Dorn fest, mit dem sich eine harmlos aussehende Rebe, auf das Haar unserer Weinrebe gleichend, bewaffnet hat. Endlich sind wir oben; fünfhundert Meter zeigt unser Höhenbarometer. Um uns, zu allen Seiten, teilweise weit unsere Höhen überragend, wogen in ewiger Unruhe die Bergwellen, in welche sich, für Koreas Topographie so charakteristisch, jeder einzelne Berg und jeder Hang auflösen.

Mühsam, wie wir uns den Berg heraufgeschleppt haben, steigen wir nach längerer Höhenwanderung wieder hinab in ein Bergtal, wo auf einer Höhe von dreihundert Metern sich eine Bonzerei aus den weiten, lichtgrünen Matten von wildem, kaum meterhohem Bambus in einen offenen Baumbestand flüchtet, dort den ganz unbedeutenden Tempel den Blicken der Wanderer zu entziehen. Das Bambusgestrüpp, das sich vielfach gerade bei Bonzereien erhalten hat, weil gepflegt von den Bonzen, dient als Heizmaterial. Die Bonzen zeigen uns ihre Herrlichkeiten im Tempel, und wir ziehen wieder weiter zu einer anderen Bonzerei, die von halber Höhe der gegenüberliegenden Berghalde herabschaut. In einem halben Stündchen haben wir sie erreicht. Sie birgt sich zwischen hohen Bäumen, die sich unter den abgestürzten Bergtrümmern ein ruhiges Plätzchen gesucht haben.

Es ist schon sechs Uhr vorbei. Die Bonzen ziehen eben zum Abendchor. Das Tamtam ertönt wiederholt, bald in einzelnen Schlägen und dumpf abgerissen, bald in rasch aufeinanderfolgendem dröhnendem Schmettern, das immer schneller und schneller wird und schließlich in wirrem Wimmern verklingt. Dann singt ein helles Glöckchen in abgesetzten Tönen dazwischen. Das singende Beten der Mönche mischt sich drein. In verschiedenfarbige Tücher gehüllt sitzen sie am Boden umher. Rot und Gelb leuchtet an ihrer Kleidung hervor. Die Farbenzusammenstellung der Chorkleidung unterscheidet die Bonzen nach ihrem Range. Außer dem offiziellen Chordienste tragen sie die rein koreanische Tracht, über die sich höchstens ein brauner Mantel legt. Nur der Hut ist eigentümlich geformt. Er hat die Gestalt des verkleinerten koreanischen Arbeitshutes, dessen Rand zu fünf Ecken ausgeschnitten erscheint; nur macht der Bonzenhut überdies noch den Eindruck als würde er eine Hand breit über dem Kopfe schweben, so hoch wird er durch Bambusrippen in die Höhe gehalten. Auch der Oberbonze trägt einen besonderen Hut, der einem umgestülpten Hängetopf nicht unähnlich sieht.

Bei der Opferfeier trägt der Oberbonze einen violetten Mantel mit roter Seidenschärpe. Die einfachen Aszeten und Lehrer kommen in dunkelblauem Mantel und gelbbrauner Schärpe, die Unteraszeten in grauem Mantel und gelber Tuchschärpe, die Novizen und Schüler in schwarzem Mantel und schwarzer Schärpe. Dazwischen liegen noch mancherlei Abstufungen, die in verschiedenen Kombinationen der Farben ihren Ausdruck finden.

Beim Einzug in den Tempel werfen sie sich vor der Buddhastatue der Reihe nach nieder, um dann den anderen Statuen kniend ihre Verehrung zu bezeugen, indem sie sich vor jeder sechsmal so tief verbeugen, daß die Stirn den Boden berührt.

Für uns ist ein Zimmerchen im Gastviertel bereitet. Bis unsere Küche fertig ist und ehe die Dämmerung verdunkelt, gehen wir im Freien unter den Bäumen auf und ab, unser Brevier zu beten. Gleich ist ein junger Bonzenschüler neben mir und schaut, da ich mit meiner Promenade einhalte und stehen bleibe, mir beständig über den Rücken ins Buch.

Eine halbe Stunde später befinden wir uns in unserem Refektorium; denn in ein solches hat sich das kleine, drei Meter im Quadrat an Bodenfläche und zwei Meter an Höhe fassende Zimmerchen verwandelt, das uns als Herberge dient. Nach dem Essen wird es uns wieder Wohn- und Schlafzimmer, morgen in der Frühe Kapelle sein.

Das Abendessen beginnt. Ich bin jetzt schon ziemlich Koreaner geworden, und sitze mit untergeschlagenen Beinen am Boden — denn eine andere Sitzgelegenheit gibt es nicht — und fische mit den Eßstäbchen den scharfen Kimtschi aus dem Salzwasser, um den faden Reis zu würzen. Die Speisekarte: Reis und das Wasser, in welchem derselbe gekocht ist, Kimtschi, dann eine scharfe braune Sauce, salzige getrocknete Fische, in Öl gebratene Fischhäute, in Öl herausgebackene grünliche Algen, wie durchsichtiges Papier so dünn, eine weitere Art scharfer würziger Rüben. Jedes dieser Gerichte ist in besonderen hölzernen Schalen und Schüsselchen jedem von uns auf sein kleines, dreißig Zentimeter hohes Tischchen vorgesetzt. Als Gäste müssen wir das einfache Tischgeschirr der Bonzen teilen. Dies darf nur aus dem braunen Buxbaumholz geschnitzt sein, während sonst die Koreaner meist Porzellan oder noch häufiger Paekdong benützen. Eine Eigenheit der Koreaner sei hier erwähnt: unter allen Völkern des Ostens bedienen sie allein sich eines flachen Löffels beim Essen.



Bonzengräber

Die drei Christen aus Ansyong, die uns begleitet und unser Gepäck getragen

haben, setzen sich auch zu uns in das enge Zimmerchen, nachdem sie selbst in einem eigenen Zimmer gegessen haben; dann kommen noch drei junge Bonzen bei der niedrigen Tür herein. Jetzt ist aber das Zimmerchen voll. Mit diesen Bonzen entspinnt sich während des Essens ein interessantes Gespräch über Buddha, das sich nach dem Essen fortsetzt. Sie verstehen unter Buddha immer nur die Statue des Buddha, nicht aber seine Person, verwickeln sich aber gar häufig in große Widersprüche, wie sie auch augenscheinlich wenig von ihrer Religion und von Buddha wissen.

Die Unterhaltung zieht sich fast bis zehn Uhr hin, und schließlich greift auch unser Diener mit in dieselbe ein, herausgefordert durch einen der jungen Bonzen. Dieser würde es gerne sehen, wenn ihm gegenüber eine mehr höfliche Redeform angewendet würde an Stelle der niedrigsten, deren sich der Koreaner im Verkehr mit Sklaven und Bonzen bedient. Allein der Diener macht ihm klar: so ist es immer gewesen, daß ihr mit der niedrigsten Form angeredet worden seid; so ist es Brauch in Korea, und da gibt es keine Ausnahme, auch jetzt nicht, wo wir eure Gäste sind.

Endlich kommen wir zu Bett; ich bin von dem langen koreanischen Sitzen wie gerädert, zumal da auch noch die rheumatischen Kniee wie Feuer brennen, Das „Bett" ist aber nur eine andere Art Folter: eine Strohmatte auf dem erhitzten Steinboden. Zu dritt liegen wir nebeneinander und füllen gerade das Zimmer aus. Ich liege genau über der Feuerstätte, die von außen mit Eifer bedient wird. Gar bald kommt mir die scherzende Bemerkung des heiligen Laurentius in den Sinn, wie er bratend auf dem Roste dem Henker zuruft: Assatum est jam, versa et manduca! „Auf der einen Seite bin ich schon durchgebraten, wende mich um und fange zu essen an!" Ich wälze mich hin und her; es hilft nichts; am ganzen Leibe bin ich wie gebrüht vom Schweiß; nur da, wo ich auf den heißen Steinen aufliege, drohe ich allmählich regelrecht gebraten zu werden. Endlich kommt mir ein rettender Gedanke; ich schiebe meinen zusammengefalteten Mantel und den Habit und alles, was ich sonst noch finden kann, unter. So werde ich doch nicht vollends geröstet. An einen Schlaf ist freilich auf einem steinharten, glühenden Lager, das jetzt durch die Kleidungsstücke recht buckelig geworden ist, nicht zu denken.

In der Goldmine

21. April

Um drei Uhr morgens klopft es in der Bonzerei in lautem Takt mit hartem Klöppel gegen die Türen, die Bonzen aus dem Schlaf zu schrecken. Das Tamtam fällt ein in monotoner Melodie und ruft nun die Bonzen zum Gebet. Bald gesellt sich zu den dumpfen Schlägen des Tamtam heller Glockenklang zweier ver-



Goldmine

schieden gestimmter Glöcklein, die abwechselnd das Singen eines sehr lang ganz allein betenden Mönches begleiten. Dann fällt wieder ab und zu der Chor ein, und unter die Glöcklein mischt sich eine Trommel, die brummend bald allein zwischen die Glockenklänge fährt, bald auch in exakt sich wiederholendem Takte mit dem Tamtam zusammentrifft. Ich muß es gestehen, daß dies nächtliche Gebet nicht ohne Reiz und nicht ohne Poesie ist, wohl auch nicht ganz ohne Frömmigkeit und Ernst.

Ich will die beiden andern nicht in ihrem Schlafe stören und bleibe ruhig auf meiner Bratpfanne, unter welcher ich nachtsüber das nachgelegte Reisig knistern hörte, bis endlich um vier Uhr unser Wecker abrasselt. Die Toilette ist rasch gemacht. Da wir keinerlei Bettzeug hatten und es im Zimmer tüchtig heiß war, sind wir schon zur Hälfte angekleidet, waschen uns im Höflein unter dem klaren Sternenhimmel. Dann zelebrieren wir nacheinander und sind nach dem Frühstück marschbereit. Vor dem Weggang photographiere ich noch das nicht uninteressante, weil selten in dieser Weise sich findende Altarbild, das über einem kleinen, in einem Kästchen versteckten Buddha die Rückwand ziert. In der Mitte in einem Kreise sitzt ein gemalter Buddha, und ringsum ordnet sich auf hell gehaltenem Hintergrund eine Menge von kleinen Scheiben ein, die entweder mit einer chinesischen Inschrift oder mit Figuren ausgefüllt sind. Letztere sind nichts anderes

als die verschiedenen Verwandlungen Buddhas, der ja in allen möglichen Lebewesen wieder auf der Erde erschienen ist.

Wir scheiden und folgen einem talwärts hüpfenden Bächlein, das uns nach einer halben Stunde schon wieder zu einer Bonzerei bringt. Außer dem Baldachin im Haupttempel, dessen zierliches Rot und Gelb sich in grün herabhängende Eiszapfen auflöst, machen sich noch zwei plump geschnitzte Türwächter bemerkbar, die in kampfbereiter Stellung wie zum Boxen ausholen.

In einer sanften Halde am Bächlein ist der Friedhof der Bonzen angelegt. Vor einer zierlichen Steinlaterne reihen sich die Grabmonumente der verstorbenen Bonzen auf, ovale, eineinhalb Meter hohe Granitklötze, die auf einem niedrigen, breiten Sockel stehen und eine Kugel gleichsam als Kopf haben. Dem Künstler scheint eine menschliche Figur als Modell vorgeschwebt zu sein.

Wieder tritt ein Zeuge kulturellen Strebens alter Zeit vor uns hin: ein Aquaedukt, der das überschüssige Wasser, dem Flüßchen entnommen, aus den Reisfeldern der einen Seite des Flusses auf die der andern Seite über das Flußbett wegführt. Auf einem Damm, aus Steinbrocken zusammengefügt, fließt das Wasser dahin, überschreitet dann das Flüßchen in hölzernem Kanal, um auf der andern Seite als sanftrieselndes Bächlein zunächst dem Berghang sich anzuschmiegen und dann in den Reisfeldern sich zu verlieren.

Um zehn Uhr, da wir gegen Süden zu in eine tiefe Talmulde einbiegen, blinken uns die Wände und Dächer fremdländischer Häuser entgegen, und das Rauschen eines Wasserfalles braust an unser Ohr. Wir sind in der Nähe einer amerikanischen Goldmine. Das Stampfwerk ist es, das sein Poltern uns als Gruß herübersendet.

Wir werden von den Amerikanern auf das freundlichste aufgenommen und zum Lunch eingeladen. Wir sagen um so lieber zu, als wir unseren Mittagstisch erst gegen drei Uhr erreichen können. Bis Mittag sehen wir uns unter der Führung eines der Ingenieure das Stampfwerk an.

Das Goldbergwerk von Chiksan ist eines der wenigen in Korea, das sich rentiert. Aus tiefen Stollen wird das Quarzgestein herausgeholt; im Granit findet sich ja nie Gold, sondern höchstens Katzensilber eingesprengt. Mehrere solcher Stollen befinden sich weit hinten in den Bergen; einer derselben ist siebenhundert Fuß tief. Auf Ochsen oder in Karren, von Ochsen gezogen, wird das Gestein langsam zur Stampfmühle geschafft, wo eine zweihundertpferdige Dampfmaschine vier Stampfwerke in Bewegung setzt. Die schweren Hämmer sausen dröhnend auf das Quarzgestein nieder und zermalmen es in weißen Staub, der mit Wasser vermischt sich in einen weißen Brei verwandelt und über eine schiefe, feingerillte Fläche abgeleitet wird. In den Rillen halten sich die Metalle infolge ihrer Schwere, während der Quarzsand fortgeschwemmt wird. In dem Rückstand sind alle mög-



Auf der Jagd

lichen Metalle untereinander gemischt, insbesondere Schwefeleisen, Blei, Kupfer, Eisen usw. Dieser Metallniederschlag wird gesammelt und mit Quecksilber vermischt, das sich mit Gold (freilich auch mit Silber) zu einem Amalgam vermengt. In kleinen, etwa nußschalengroßen Gipshütchen werden nun in einem eigenen Ofen die kleinen Amalgamperlen der Hitze ausgesetzt. Das Quecksilber verdampft, und ein schönes gelbes, winziges Goldkügelchen ist der Rest der zentnerschweren Quarzblöcke, das Resultat der langen vielen Arbeit. Aus ungefähr einer Tonne Quarzgestein werden zirka achtzig Mark an Gold herausgeholt. Und doch rentiert sich die Mine. Im Norden Koreas soll die Ausbeute an Gold noch rentabler sein. Es sind auch die Arbeitslöhne verhältnismäßig gering. Jeder Arbeiter erhält fünfzig Sen = eine Mark im Tag, und dabei stellen sich die Koreaner sehr geschickt bei den Bergwerkarbeiten. — Die Koreaner suchen das Gold in den Flüssen als Schwemmgold und sind in den Gegenden, wo Gold überhaupt vorkommt, nicht ungeschickt in Auffindung der Plätze, an denen es sich abgelagert hat.

In äußerst zuvorkommender Weise geben uns die Herren nicht allein Gesteinsproben, in denen neben anderen Metallen unscheinbare Goldsterne eingesprengt sind, für unser Museum mit, sondern auch von den ausgelaugten Metallniederschlägen, deren schwarzes Pulver kaum die Anwesenheit von Gold verrät.

Es wird Zeit zum Scheiden; wir müssen noch über die Berge. Ein Serpentinweg, auf dem Ochsenkarren die „Goldsteine" zur Stampfmühle befördern, bringt uns weit in



Auf dem Gebirgspaß

ein Tal zurück. Eine einfache Maschinenanlage mit Dampfkraft steht hier, die Fördermaschinen im Innern zu bedienen.

Wir hätten einen schwierigen Auf= und Abstieg über die Bergeskuppe vor uns. Der freundliche amerikanische Oberaufseher ladet uns ein, den horizontalen Stollen durch den Berg zu gehen und so unsern Weg mühelos abzukürzen. Mit Kerzchen bewaffnet folgen wir seiner Einladung und Führung. Bei der magischen Beleuchtung stolpern wir zwar hier und da über Schienenschwellen und werden von manchen schwer herabfallenden Wassertropfen getroffen, aber wir kommen doch gut vorwärts in dem kühlen Berginnern. Koreaner schieben Karren ein und aus, an verschiedenen Stellen gehen Steigleitern in die Tiefe, aus der der gedämpfte Schlag des Pickels heraufdringt. Für diese Arbeiten sowie für die Holzkonstruktionen zum Stützen der Gänge eignet sich der Koreaner unverhältnismäßig besser und ist gelehriger als der Chinese; dieser leistet mehr in der Arbeit mit der Schaufel, erhält aber eben deswegen auch nicht mehr Lohn als der Koreaner, fünfzig Sen pro Tag. Auch an den Fördermaschinen stehen Koreaner und tun ganz zuverlässig ihren Dienst. Eben, da wir vor einem Förderungswerk stehen, ertönt das Zeichen aus der Tiefe zum Aufholen: ein eiserner Hebel schlägt gegen einen Triangel. Sofort setzt der Koreaner mit seiner Maschine ein, und nach wenigen Augenblicken schwebt langsam und sicher der Kasten heraus.

Fünf Minuten sind wir in der Nacht des Berges dahingegangen: nun sind wir in der leuchtenden Sonne. Ein neues, schmales Tal von einem niedrigen Hügelzug durchschnitten, empfängt uns. Wir steigen hinab und wenden uns bei einem Dörflein einem noch schmäleren Seitentälchen zu.

Es sind äußerst anstrengende Touren, die jähen Fußsteige hinan und dann wieder hinab; immer wieder müssen rasch aufeinanderfolgende Höhendifferenzen von hundert und mehr Metern überwunden werden; und vor uns liegt ein ziemlich steiler Kegel. Dahinter der letzte Außenposten (Kongso) des P. Gombert, das Dörflein Monömi, wo wir heute nacht bleiben wollen. Wir gehen ganz die Missions= und Pastorationswege; darum nur mutig voran und den Berg hinauf, wenn auch die Kniee jämmerlich wimmern! Nach gutem Steigen haben wir einen Grat erreicht, auf dem sich groteske Felsgebilde wie Schilderhäuschen und Wachtzinnen postieren. Pfeifend fährt der scharfe Wind durch sie hindurch. Fünfhundertsechzig Meter haben wir schon wieder erstiegen; doch jetzt kommt der Schlußakt, die gerade ansteigende Spitze. Von droben her kommen Gruppen von Koreanern uns entgegen. Sie geleiten uns empor; dort haben sie an einem kleinen Plateau ein Picknick arrangiert. Doch der Wind pfeift schauerlich darüber hinweg. Wir wollen noch etwas weiter hinab zu der Stelle, wo früher einmal eine Bonzerei stand; dort finden wir auch frisches Wasser und ein windstilles Plätzchen. — Wo unser Höhenkamm sich auf etwa fünf Meter verbreitert, verwittern die spärlichen Überreste

einer uralten Zyklopenmauer, die einst ein Befestigungswerk für die Provinz umzogen hat. Wie reich war doch Korea vor alters an Mauern; und immer suchten sie die höchsten Höhen auf. Eine mehrtausendjährige Geschichte blättert in diesen granitenen Trümmern, die vom Sturm zerrissen, vom Wetter geschwärzt, in unverstandenen Hieroglyphen zu einem ersterbenden Volke reden.

Durch einen wildromantischen Felsriß mit zerhackten, schroffen Felsstürzen, einem Fremdling unter den Tälern Koreas, steigen wir bedächtig einen halsbrecherischen Pfad hinab zu dem zerstörten Bonzenkloster, das einst auf einem kleinen Plateau vor einer mächtig überhängenden Felswand ruhte.

Hier mag einst eine der schönsten Bonzereien gewesen sein, die sich mit ihrem Ausblick auf ein enges Tal und auf einen schwarzen Höhenzug, der es verriegelt, in die wundersame Einsamkeit eines herrlichen Naturfriedens zurückgezogen hatte. Die Sonne steht eben noch über dem düsteren Höhenrücken und malt in die „Blume des Windes" purpurrote Rosen, glühende Blätter und feurige Bänder; und diesen farbenfreudigen Abendschleier legt sie den bereits in nächtlichen Schlaf versinkenden Bergen ums Haupt. Und hinter uns! Haushohe Felsen stellen sich zu senkrechten Wänden, zu schwindelnden Terrassen, zu tiefen Höhlen und wilden Schluchten zusammen. Grotten und Stiegen vereinigen das herabhängende Terrain und führen zu lieblichen Plätzchen und friedlichen Gruppen. Manch ein kleines Gärtchen, jetzt verwildert und mit Gras und Gestrüpp überwuchert, schiebt sich dazwischen. Und aus den Höhlen plätschert ein klares Wässerlein, das von hoch oben sich durch das Gestein gebrochen hat. Dort an jener sumpfigen Stelle mag früher ein träumerischer Weiher unter Weiden und hohen Bäumen gestanden haben. Weiher und Bäume sind verschwunden. Von der Bonzerei steht kein Haus mehr. Nicht einmal ein Balken oder ein Ziegel ist mehr zu sehen. Nur da und dort liegen ein Torso oder ein paar Köpfe von Buddhastatuen am Boden, von Flechten umsponnen. Einst mag es schön, sehr schön gewesen sein; jetzt atmet alles den Odem des Todes in die friedsame, weltentlegene Pracht der Öde und Abgeschiedenheit hinein.

Hier halten wir unser Picknick; die Quelle, die unter einem überhängenden Felsen hervorrauscht, liefert den köstlichsten Trunk. Dann geht es bergab, hinweg über sandige Hügel von verwittertem kantigem Quarz und Granitsteinchen, ein Boden, auf dem kein Schritt sitzt, und dann wieder eine halbe Stunde einen bitter steilen, holprigen Pfad hinan. Bei jedem Schritt zucken mir die Kniegelenke schmerzhaft zusammen, und doch dürfen die Sehnen nicht nachgeben, sondern müssen straff gespannt bleiben, um das Abgleiten in die Tiefe zu verhindern. Schließlich erreiche ich doch noch glücklich die Talsohle, eben recht, um in der Dämmerung wieder aus einer Pfütze herauszufinden, in welche ich, auf einem glatten Stein ausgleitend und ohnehin nicht mehr fest auf den Beinen, gefallen bin. Eine

Viertelstunde später sind wir in unserem Nachtquartier. Es ist sieben Uhr. Wir sind bei einer christichen Familie einquartiert, die es sich als große Ehre anrechnet, daß wir bei ihr abgestiegen sind. Freilich, viel können uns diese guten Leutchen nicht zur Verfügung stellen. Der Mann und die männlichen Glieder der Familie sind ausgezogen und haben sich bei guten Freunden einlogiert. Ihre zwei Zimmer stehen für uns bereit, eines für uns drei, das andere für unsere koreanischen Begleiter.

Alles rückt natürlich auf uns ein. Die Männer kommen in die enge Stube, die ganz nach koreanischem Maß drei Meter im Gevierte hält. Die Frauen und Mädchen versammeln sich im Nebenraum, in den Frauengemächern der Familie, und ziehen die Schiebtüre zurück, um auch anwohnen zu können. Ich schenke den guten Leutchen Sankt=Benediktus=Medaillen, die sie überaus lieben. Aber die Kinder müssen sich dieselben erst verdienen durch ein Examen aus der Religion. Gerne würden sie sich vom Examen drücken, das so ganz unverhofft kommt; der Preis reizt sie. Entschlossen, wenn auch etwas besorgt, drängen sie sich durch die aufmerksam lauschenden Frauen im Nebenraum und klettern über den Tür=pfosten, der fast einen Meter hoch aufragt, zu uns herein, um hier erst schüchtern, dann mutig und flink, Rede und Antwort zu stehen. Sie freuen sich des Lohnes, und die Eltern sehen darin eine besondere Anerkennung ihrer Mühe, womit sie sich dem Unterrichte ihrer Kinder gewidmet haben.

Während der koreanischen Mahlzeit wird unsere Stube erst recht gesteckt voll; wenn die einen gehen, um auch zu ihrem Reis zu kommen, dann warten für jeden, der weggeht, schon zwei andere, um rasch in das Zimmer zu schlüpfen. Sehr müde suchen wir später unsere Lager auf, wo auch heute sich kein Schlaf auf die abgeschlagenen Glieder und die brennenden Augen legen will.



Koreanischer Frauenschuh



Aus der Mädchenschule in Souwon (Frauen mit Wintermützen)

Kapitel 12

Nach Süden weiter

Auf der Landstraße

22. April

Nach dem Frühstück scheiden sich unsere Wege. Wir haben am frühen Morgen alle drei nacheinander in dem engen Zimmerchen, umdrängt von den andächtigen Christen, die heilige Messe gelesen; jetzt aber zieht P. Gombert über die Berge wieder heim, während wir die Bahnlinie zu erreichen suchen. Um halb acht Uhr ist das Dörflein mit seinen lieben Leuten schon unserem Blick entschwunden; eine Stunde später warten wir in einer kleinen Bahnhofhalle auf die Ankunft des Zuges, der von Seoul kommen und uns noch weiter nach Süden tragen soll. Nach einstündiger Fahrt steigen wir wieder aus in Chonchiwon, von wo aus wir eine neue, breit angelegte Straße in südwestlicher Richtung nach Kongchou weiterziehen. Die Straße hat ihre kleine Geschichte, die sich lange in der Erinnerung der Leute erhalten wird. Die Japaner haben sie angelegt an Stelle des schmalen Saumpfades, wie er für die Träger und Käufer, welche auf den Markt Kongchou gehen, völlig ausreichte. Die angrenzenden Koreaner, durch deren Reisfelder der Weg verbreitert wurde oder durch welche eine völlig neue Anlage hindurchging, mußten sich diese Reisfelder einfach zerschneiden lassen und den größten Teil dieser Arbeit als Frondienst noch selbst tun. Für die Reisfelder bekamen sie überhaupt nichts, für die Arbeit ein paar Sen. Ein kurzes und einfaches Expropriationsverfahren, das in der Umgegend die Bevölkerung gegen die neuen Herren aufgebracht hat. Die Straße ist nicht eben gut gebaut. Ohne einen eigentlichen Unterbau hat man Lehm und Sand aufgeschüttet, und die schweren Sommerregen reißen jedesmal gähnende Schleusen in den Wegkörper, um sich in den zerklüfteten Tälchen an der Böschung einen Ausweg zu suchen. Wo immer ein günstiges Plätzchen für ein Krämerhaus am Wege sich bietet, ist es schon von Japanern in Beschlag genommen, und in Kongchou selbst arbeiten sie fieberhaft, um die beiden Seiten der Straße zu besetzen.

Der Weg selbst geht in der leicht gewellten Landschaft sanft auf und nieder, bringt uns aber immer näher einer kleinen Berggruppe, die sich einem kräftigen,

langgezogenen Massiv vorlagert. Dort in den Vorbergen haben wir Kongchou, das Ziel unserer Wanderung, zu suchen.

Die Straße ist wenig belebt. Der heutige Tag wenigstens will die Hast nicht rechtfertigen, womit sie angelegt worden ist. Und doch, wie wir im Schatten eines einsamen Baumes eine kleine Stärkung einnehmen, überholt uns ein Wägelchen, das gegen reiche Entlohnung den Verkehr zwischen Kongchou und der Eisenbahn vermittelt. Der Unternehmer ist selbstverständlich ein Japaner. Wir ziehen es vor, zu Fuß weiterzupilgern, gleich der japanischen Familie, die eine Zeitlang vor uns herging und mit ihrem schleifenden Gang unnötigerweise Schuhe wie Straße abnützt, zu Fuß wie der Koreaner, der bald hernach uns entgegenkommt, einen ganzen Hausrat auf seiner Tschike. So breit hat er aufgeladen, daß er die ganze Straße braucht; aber er drückt sich an die Böschung und macht dort Front, um uns vorbeizulassen. Wir nähern uns auch zu Fuß unserem Ziele immer mehr. Es kann nicht mehr gar zu ferne sein; denn schon begegnen uns Frauen, die aus der Stadt heimkehren. In den weiten Pluderhosen, über die eine rockartige Schürze herabfällt, und in ihren Strohsandalen schreiten sie rüstig aus. Ein langer Stock stützt sie, und geschickt balancieren sie das Bündel, das sie auf dem Kopfe tragen. In dieses Bündel ist das mantelartige Obergewand eingewickelt, das jetzt unnötig verstauben würde. Die freie Hand umklammert den dick zusammengefalteten Regenschirm. Ein paar ältere Mütterchen sind darunter, die sich den langen Weg durch das qualmende Pfeifchen abkürzen.



Kongchou. Eingang in das Fort

P. Rouvelet, der Obere der Mission, kommt uns eine

Stunde weit entgegen. Noch haben wir die Bergkuppe zu umgehen, die uns schon lange als Orientierungszeichen gedient hat. An ihr schlängelt sich unsere Schossee hinauf. Bei einer Biegung erscheint plötzlich unter uns der Fluß, an dessen jenseitigem Ufer Kongchou liegt. Der Weg ist prächtig in die Felsen eingehauen, die zu unserer Linken schwindelnd in den Fluß abfallen. Feste Brücken spannen sich über gähnende Tobel, aus denen sich zur Regenzeit Bergbäche in den Fluß stürzen. Dann springt wieder ein Fels gegen den Fluß vor und zwingt dessen schäumende Wogen zu einem Umweg. Aber sofort kehrt er zurück, und wir hören ihn in jäher Tiefe unter uns brausen. Die staubige Landstraße hat sich in eine herrliche Bergstraße verwandelt. Auch am andern Flußufer stellt sich trotzig ein Felskegel um den andern hart an das Ufer und drängt die ungestümen Wellen zur Eile. Hinter diesen Felskegeln, in einem weiten Talkessel, liegt Kongchou.

Ein Menge Kinder geben uns schon das Geleite. Am anderen Ufer warten die Männer auf uns. Eine Fähre trägt uns über den Fluß, und in großer Begleitung ziehen wir in die herrliche, auf Hügeln angelegte, von einem Bergkranz umwundene Stadt. Die Mission hat sich wohl den schönsten der Hügel fast am Beginn der Stadt ausgewählt. Sie beherrscht die ganze Stadt, ohne von dieser allzusehr beobachtet zu sein, weil sie selbst im Schatten der Bäume sich versteckt; nur die Dächer und das Kreuz der Kapelle sind weithin sichtbar. — Die üblichen Begrüßungen heben an. Wir können uns ihnen nicht entziehen. Wie alljährlich am Neujahrstage (anfangs Februar) der Pater, treu der koreanischen Volkssitte, sich mit heroischem Entschlusse auf seinen Stuhl setzt, um den ganzen Tag über alle Christen und auch alle Bekannten unter den Heiden einen um den anderen zu empfangen und ihre Glückwünsche entgegenzunehmen, so müssen auch wir all die Besuche annehmen, die uns sehen und grüßen möchten. Manche besorgte Mutter kommt mit dem Wunsche, wir möchten doch ihren Buben zu uns in unsere Schule aufnehmen. Sie scheut sich, ihn an einer Regierungsschule zum Lehrer ausbilden zu lassen; er möchte dort unter dem Einfluß des heidnischen Geistes, wenn auch nicht den Glauben,



Ein kühner Träger

so doch die glaubensfreudige Begeisterung verlieren, die die Eltern ihm statt eines reichen irdischen Besitzes vererben wollen.
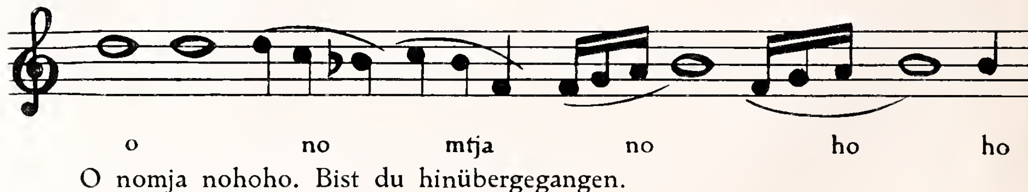
Wir sind hier in Kongchou wieder auf christlichem Boden, der viel Märtyrerblut getrunken hat. Kongchou war immer die Hauptstadt von Chungchong, einer der acht Provinzen, in die Korea zerfällt. Hier residierte also auch der oberste Mandarin, vor dem die Christen zur Zeit der Verfolgung abgeurteilt wurden; und draußen vor der Stadt, dem Flusse zu, wo ein Bergbach sich den Weg zum Flusse durch die Höhen bricht, lag die blutige Richtstätte. Heldenzeiten! Ob sie wiederkehren?

Die Zitadelle von Kongchou

23. April

Sonntagsstimmung. Sie ist mit dem Vormittagsgottesdienst zu Ende. Die große Armut zwingt die Christen, jetzt in der Zeit, wo die Bestellung der Felder im besten Gange ist, den Sonntagsnachmittag auszunützen. So bleibt auch für uns der Tag frei.

Als wir vormittags in die Stadt gehen wollen, werden wir durch einen Leichenzug aufgehalten, der eben unter dem Missionshügel vorüberzieht. Die Totenbahre wird unter einem großen, rot und blau drapierten Traghimmel getragen. Vor ihr ziehen rote Fahnen und große Lampions, aus blauem und rotem Papier zusammengestellt. Hinter den Laternen schreitet der Vorsänger; er arbeitet mit beiden Händen und schreit sich die Stimme heiser, um die den Sarg umdrängenden Leidtragenden im Takt zu halten. Ein Glöcklein, das er bearbeitet, soll ihn dabei unterstützen. Bald schreitet er vorwärts, dann wendet er sich wieder zurück und zieht in lebhaften Aktionen die Träger der Bahre mit in seinen Trauergesang hinein. Hinter der Totenbahre, die von mehr als zwanzig Trägern geschleppt wird, folgen die Anverwandten des Verstorbenen. Auf einmal macht die ganze Prozession halt und zieht sich zurück, fast bis zur Stelle, von der sie ausgezogen ist. Es entwickelt sich eine regelrechte Springprozession. Der Leichenzug scheint sich kaum von der Stelle zu bewegen, bis er sich endlich entschließt einmal weiter auszuholen und über den Stadtfrieden selbst hinauszuziehen. Wir schauen nach dem Trauerhause. Vor demselben steht noch das Zelt mit den gedeckten Tischen für das Opfer und für die Träger mit Speise besetzt. Aus der Ferne klingt noch immer die stets sich wiederholende Trauermelodie an unser Ohr, die von den Vorsängern angegeben im Refrain antwortet:



O nomja nohoho. Bist du hinübergegangen.

Unser Nachmittag gehört dem interessanten Berge, der losgelöst von der den Fluß Pauma begleitenden Bergkette, sich zwischen Stadt und Fluß hineinlegt. Dieser Berg ist zur Zitadelle der Stadt ausgebaut. Nicht bloß die Städter, sondern die ganze Provinz konnte zur Zeit der Not und Gefahr innerhalb seiner gewaltigen Ringmauern Schutz finden. Von der Stadt her hebt sich der Bergrücken steil empor und spaltet sich gegen den Fluß hinab in drei kurze Täler; die vier Ausläufer aber, welche die Tälchen einschließen, brechen jäh ab und stürzen senkrecht in die dahinschießenden Fluten hinab. An diesen Wänden konnte kein Feind anschleichen, die Tälchen aber, an deren Mündung der Fluß vorüberrauscht, waren mit starken Mauern und festen, finsteren Toren abgeschlossen. Jetzt hat sich im größten der Täler ein kleines Dorf angesiedelt, in dem anderen versteckt sich eine Bonzerei; das dritte ist öd und zerrissen.

Wir steigen von der Stadtseite den Berg hinan, indem wir einem schmalen Steige folgen, der uns durch ein zerfallenes Tor in die Befestigung einläßt. Einer der Gipfel ist von einem Pavillon gekrönt. Hart an ihm geht die in Trümmer sinkende Mauer vorbei. Durch die klaffenden Scharten schaut ein unheimlicher Abgrund, dessen Schauer durch den dahinstürmenden Fluß eher erhöht als gemildert werden. Die dominierende Stellung, welche der Pavillon einnimmt, beweist, daß er einst eine ernstere Bestimmung hatte, als die schwätzenden Japaner aufzunehmen, die heute dort ein Picknick halten. Hier oben auf dieser Felswarte sollte offenbar das wachsame Auge des Feldherrn Umschau halten. Etwas unterhalb, wo ein Sattel zu einem zweiten Gipfel des Berges führt, steht ein kleines, ummauertes Heiligtum. Darin ist ein Pisok, ein Gedenkstein, der in einem überdeckten, aber sonst offenen Raum auf einer gewaltigen Schildkröte ruht.



Kongchou. Blick von dem Fort auf den Fluß

Pfadlos klettern wir den Mauern entlang. Von diesen sicheren Bollwerken sind schon viele Steine den schroffen Hang hinabgerollt, und durch die Breschen schweift

der freie Blick hinaus auf die violetten Bergkämme. Sie ziehen aus dem tiefen Schatten der Abendsonne im Kreis hinüber in das feurige Rot, das leuchtend in die ruhigen Strahlen der untergehenden Sonne schaut. Ein herrlicher Rahmen für das zaubervolle Bild, in dessen Mitte wir stehen. Im Vordergrund die dunklen Schatten und grellen Streiflichter der zerrissenen Mauer, das weiche Grün des Mooses auf dem violetten Gestein, dazwischen das Rotgelb des Sandes, welchen ein abgestürzter Stein bloßgelegt hat, die grünen Hügel, die unter den roten Strahlen der Abendsonne sich eigentümlich färben, die schmucken Tälchen, schon halb in Nacht gehüllt, mit ihren schwarzen Dächern, zwischen denen da und dort noch das gerötete Weiß der Wände aufblitzt; der Sonnenblick durch die Pinien und der sich krümmende Silberstreifen des Flusses, der, auf der gegenüberliegenden Seite von breiten gelben Sandbändern eingefaßt, sich um die leuchtenden Höhen windet. Und hinter uns in dem weiten Tal, in dem die Stadt liegt, breiten schon die Berge den Abendschleier über die blauen Dächer hin. Immer schöner, immer stimmungsvoller wird Korea; man möchte Koreaner sein, um sich auf diesen zerbröckelnden Quadersteinen niederzusetzen und in die Landschaft hineinzusinnen, bis das Dunkel der Nacht ihre ganze wundervolle Pracht verschlungen hat. Ungern scheide ich von der herrlichen Höhe, und doch werde ich sie kaum wieder sehen; denn schon morgen früh wollen wir wieder zum Wanderstab greifen, um noch weiter gegen Süden zu ziehen. So will es unser Programm.

Unterm Zeichen des Wassermanns

24. April

Noch ehe es dämmert, schreckt das Prasseln eines niederstürzenden Landregens uns auf; doch ist nichts zu retten. Unser Reiseplan ist buchstäblich zu Wasser geworden. Wir können keinen Schritt vor die Türe wagen. Die Schulkinder beschämen uns. Aber sie haben ihre mächtigen Regenhüte, unter denen sie wie unter einem beweglichen Hausdach geborgen sind. Nur die Kinder und Frauen tragen diese Hüte, die über einen Meter im Durchmesser fassen und aus geöltem, meist noch mit Blumen bemaltem koreanischem Papier und einem steifen Gestell aus Bambusruten verfertigt sind. Man kann sie nicht zusammenklappen. Draußen in der Veranda lehnen jetzt diese Radhüte und die zusammengefalteten Regenschirme, und drinnen sitzen die Büblein vor ihren Büchern rings um den Lehrer herum auf dem Boden, und jedes schreit laut seine Lektion herunter. Wenn es dann bei der Kontrolle mit dem Aufsagen nicht klappt, dann setzt es wohl auch ganz nach alter Weise Hiebe ab. Die Rutenstreiche, die wir in unserer Jugend mit dem gefürchteten spanischen Röhrchen auf die Fingerspitzen bekamen, erhalten sie auf die Unterschenkel. Sie brauchen nur ihr Höschen ein wenig auf=

zustülpen und müssen sich dann auf Kommando in sitzende Stellung hinablassen. Dadurch werden die Waden von selbst hinreichend gespannt, um den darauf niederpfeifenden Stock entsprechend zu fühlen. Mit einem Aufschrei schnellt der Kleine in die Höhe und ist nicht ohne ernsten Befehl des Lehrers zu einer erneuten Operation in die sitzende Stellung zu bringen.

Das ist alte Justizpflege in der Schule; sie wird ja auch immer seltener, wie die freilich viel härtere koreanische öffentliche Gerichtspflege mit ihren empfindlichen körperlichen Strafen so ziemlich außer Übung gekommen ist.

Die Justizpflege war streng und vor allem bei der Untersuchung meist barbarisch, sobald es sich um das Auspressen eines Geständnisses handelte. Oben im Tribunal saßen der Mandarin und seine Assistenten; unten vor den Stufen mußte der Missetäter mit aufgelöstem Haar und mit entblößtem Oberkörper und bloßen Knieen in gebückter Stellung die Untersuchung durchmachen. Gestand er, dann wurde das Urteil gefällt, das in zahlreichen Fällen, wie zum Beispiel bei Diebstahl, auf Tod lautete. Gestand er nicht, dann wurde er rücklings zu Boden geworfen, die beiden Füße oberhalb der Kniee und unter den Knöcheln zusammengebunden und nun zwischen die Beine hinein zwei starke Stöcke kreuzweise gesteckt. Zwei Schergen begannen rechts und links langsam, nicht ruckweise um die Knochen nicht zu brechen, die Stöcke niederzudrücken, so daß sie mit furchtbaren Schmerzen die Schienbeine quetschten und die Knochen bogen, bis der Schuldige sein Geständnis ablegte. Sehr häufig wurden durch die Roheit der Henker die Knochen gebrochen.

Eine andere Tortur waren die Stockhiebe auf die Oberschenkel und auf die Schienbeine, die oft schon nach wenigen Schlägen das ganze Fleisch in Fetzen gerissen hatten, aber immer noch fortgesetzt wurden, auch wenn sie auf den bloßgelegten Knochen aufschlugen und ihn zersplitterten.

Die ausgesuchtesten Martern hatten die Gefangenen in den finstern Kerkern durchzumachen. Schon diese selbst waren eine unerhörte Qual, da weder frische Luft noch Licht in die von


Im Trauerkleid am Begräbnistage

Moder und Unrat starrenden Löcher dringen konnte. Dazu erfand die Habsucht und Grausamkeit der Folterknechte ausgesuchte Peinen, durch welche sie von den Gefangenen oder vielmehr deren Angehörigen Geld zu erpressen suchten. Die Märtyrerakten der koreanischen Christenverfolgungen wissen viel von den Schauern der Gefängnisse und der Unmenschlichkeit der Richter und der Rohheit der Henker zu berichten. Vielleicht fällt mit dem Morgenrot einer neuen Zeit auch ein Strahl der Menschlichkeit in die koreanischen Gefängnisse — doch diese existieren ja schon nicht mehr — also in die Verließe, in denen die koreanischen Gefangenen, insbesondere die Staatsgefangenen der Japaner schmachten.

Die Büblein in der Schule werden freilich ihre Streiche auch ferner noch aushalten müssen.

Der gestrenge Lehrer, mit seinem abgearbeiteten Gelehrtengesicht — wir nennen ihn Konfuzius, weil er für diesen Gelehrten des Ostens schwärmt und weil er wirklich ein grundgelehrter Mann ist, der in den geheimen Fächern seines Gehirnes eine ungeheure Menge chinesischer Charaktere und Aussprüche von Konfuzius aufgespeichert hat — ist eine Seele, treu wie Gold. Heute nach Schulschluß hat der Lehrer noch reiche Arbeit. Erst muß er in dem Backofen hinter der Schule noch Brot für uns und für die vier Patres, die aus dem Süden ankommen, um mit nach Seoul zu reisen, herausbacken. Wie das Brot fertig ist, setzt er sich an den Schleifstein, das lange Messer zu schleifen, mit dem er dann, auf der Veranda der Schule sitzend, genügend Tabak für die vielen Raucher zurechtschneidet. Die Kinder schauen ihm unverwandten Auges zu, noch viel achtsamer, als wenn er chinesische Schriftzeichen an die Tafel malte. Sie würden gar zu gerne von den langen, feinen Tabakfasern, in welche der koreanische Tabak zerschnitten wird, haben, um sie hinter einer Hecke zu rauchen. Allein es geht nicht. So begnügen sie sich, einige chinesische Charaktere von ihrem Lehrer zu erhaschen, die sie seit Schulschluß schon wieder vergessen haben.



Kompaß

Schließlich komme ich noch mit ganz besonderen Wünschen zum Lehrer. Er soll mir näheren Aufschluß geben über die koreanische Totenfeier, von der wir gestern ein Stück gesehen haben, damit sich auch der Regentag nutzbringend ausfülle. Mit seiner Hilfe

kann ich die Fragmente, die ich bis jetzt über diesen Gegenstand sammeln konnte, ergänzen und zu einem kleinen, wenn auch nicht vollständigen Gesamtbilde zusammenstellen.

Vom Sterbebett ins Grab

Am Krankenbett spielt der Zauberer seine Rolle, am Sterbebett der Aberglaube, am Grabe der Geoskop mit dem Kompaß.

Ist jemand krank und helfen die gewöhnlichen, meist albernen, mitunter scheinbar gut ausprobierten Hausmittel nicht mehr, dann wird nach dem Zauberer geschickt. Der Wahrsager oder die Wahrsagerin (vielfach sind es Blinde, die sich diese Kunst als Lebenserwerb angeeignet haben) kommt ins Haus. Auf dem Tisch sind schon Reis, Wasser und ein Geldbeutel mit fünf alten Geldstücken zurechtgerichtet. Der Zauberer murmelt seine Zauberformel und schüttelt dabei die Geldstücke auf den Tisch. Sie bestreut er mit Reis. Daraus nun bestimmt er, welches von den Geldstücken oder welche Person, die durch dasselbe versinnbildet ist, an der Krankheit die Schuld trägt. Auch setzt er einen Tag fest, an welchem ein Opfer dargebracht werden muß und kommt erst zu diesem Opfer wieder in die Krankenstube.

Als Opfer wird Obst, Speise und eine Öllampe mit brennendem Licht aufgestellt. Der Zauberer stampft mit dem Fuß auf den Boden und ruft dabei den Geist des Kranken an. Darauf beginnt er sein Tamburin zu schlagen und zu dem Schall der Glöcklein zu tanzen. Immer wiederholt er dabei seinen Zauberspruch. Einen Teil von den Früchten, dem Reis und dem Wasser rührt er zu einem Brei zusammen und schüttet diesen als Opfer hinaus auf die Straße. Jetzt kann er erklären, ob der Kranke wieder gesund wird oder ob er stirbt. Damit hat er seine Aufgabe erfüllt. Er hat weiter mit dem Kranken nichts zu tun und erhält seinen Lohn, etwas Geld, ein Kleid und Reis und alles das, was vom Opfer übriggeblieben ist.

Selten werden Bonzen zu den Kranken gerufen, wohl schon deswegen, weil sie in Korea weder geachtet noch gebildet sind.

Kommt es zum Sterben, dann erscheint ja auch der Zauberer wieder. Aber er tritt doch zurück hinter all den törichten, abergläubischen Zeremonien, die das Sterben eines heidnischen Koreaners begleiten.

Während der Kranke seinem Ende entgegengeht, tragen seine Angehörigen Sorge, ihm, beziehungsweise seinem Geist, das Totenmahl zu bereiten; eine Schüssel voll Reis und eine Schüssel voll Wasser werden für den Augenblick des scheidenden Geistes bereitgestellt.

Der Todeskampf beginnt. Sogleich wird der Sterbende auf seinem Lager umgekehrt, so daß der Kopf an den Platz zu liegen kommt, wo die Füße waren;



Zelt für die Totenopfer

er soll nichts mehr sehen und keinen Verkehr mehr haben mit der Welt. Zu Füßen wird ein viereckiges Gefäß gestellt, in welchem gewöhnlich der Reis gemessen wird (Mo mal; zwanzig solcher geben einen Scheffel). Dieses hölzerne Gefäß wird an die Fußsohlen angelehnt, so daß die Füße in senkrechte Stellung in die Höhe gehalten werden. Inzwischen hält schon der nächste Angehörige des Sterbenden, der also auch sein Erbe sein wird, das Oberkleid des Sterbenden parat, und während der Dahinscheidende die letzten Züge tut, ruft ihm der Zauberer dreimal zu: „N. N. ist jetzt wirklich gestorben." — Alle Anwesenden müssen sich dabei still verhalten und dürfen keinen Laut der Klage vernehmen lassen. Hat der Zauberer das drittemal gerufen, so wirft der Erbe das Kleid auf das Hausdach. Es soll dem Geiste des Verstorbenen auf der Wanderung ins Jenseits dienen. Auch von dem Reis wirft er auf das Hausdach und bittet den Geist: „Du hast solange auf Erden schlechten Reis gegessen mit dem Verstorbenen; jetzt empfange ihn zum letztenmal." Ebenso macht er es mit dem Wasser.

Mit ängstlicher Hast werden alle Katzen aus dem Haus gejagt, damit ja keine über den Leichnam springe. Sollte dies geschehen, dann würde der Tote wieder auferstehen. Freilich gibt es gegen ein solches Wiedererwachen des Toten ein einfaches Gegenmittel. Mit dem hölzernen Schürhaken geschlagen, würde sich der Tote sogleich wieder niederlegen. Aber der Schrecken könnte darauf vergessen lassen. Gleich nach dem Tode werden der Leiche schöne, wenn auch nicht gerade die allerbesten Kleider angezogen und dann der Leichnam auf eine



Gräber auf den Bergen
(Aquarell)

Matte gegen die Wand gebettet. Eine zweite Matte wird über ihn schief an die Wand gestellt, so daß sie den Leichnam überdeckt.

Auch sieben Paar Strohschuhe sind inzwischen schon an der Zimmerdecke aufgehangen worden; sie sind für die begleitenden Geister bestimmt, welche die Seele des Verstorbenen in das Jenseits hinüberbringen sollen. Einer ist Führer, ein Abgesandter des großen Geistes, der ihn gut hinüberführen muß gleich dem Charon in der griechischen Mythologie. Werden keine Sandalen und kein Reis bereitgehalten, dann wird der Geist des Verstorbenen von diesen Führern gequält und geschlagen.



Der Haupt=Trauernde auf der Strohmatte erwartet die Kondolierenden

Der Ort, wo die Seele des Verstorbenen hingeht, heißt Tjosung. Der Oberste dieses Tjosung ist Okhang, der oberste Richter, der „Jenseitskönig". Vor ihn wird der Geist des Verstorbenen gebracht.

Die Heiden stellen sich die Unterwelt vor im Innern der Erde. Die Anschauungen über das Was und Wie dort unten weichen weit voneinander ab. Die einen meinen, daß dort gegessen und getrunken wird nach Herzenslust; andern ist es der Ort der Ruhe. Sicherlich spielen buddhistische Anschauungen mit in diesen Volksglauben herein.

Inzwischen haben die nächsten Angehörigen mit der Totenklage begonnen. Ein ergreifender Akt. Alle, die Männer und die Frauen, lösen sich die Haare auf, die in zerzausten Strähnen über Gesicht und Nacken fallen. Alles klagt und weint und jammert, und es kommt ihnen meist aus dem innersten Herzen. Insbesondere die Frauen wiederholen in einem fort das langgezogene schmerzerfüllte „Aigo". In bitterem Schmerz wird der Tote angeredet: Warum bist du fort? Du hast es doch so schön gehabt. Was haben wir dir getan, daß du uns verlassen? An der Totenklage dürfen nur die nächsten Verwandten, jene, die auch



Beileidsbezeugung

eine Anwartschaft auf das Erbe haben, mitmachen. Wer da zurückgewiesen wird, der wird auch als Erbe nicht anerkannt. Wer zugelassen wird, der ist damit allein schon als erbberechtigt erklärt.

Ist der Tod überraschend gekommen, so ist es eilige Pflicht des nächsten Angehörigen, für einen möglichst schönen Sarg Sorge zu tragen. Kein Opfer darf da einem Sohne zu viel sein, wenn es sich um den Sarg des Vaters oder der Mutter handelt. Aber meist ist der Sarg schon parat; ja er stand am Sterbelager. Es war die größte Sorge des Sterbenden, einen schönen Sarg zu bekommen, ein großer Trost, denselben noch im Leben zu sehen. Er hat sich selbst den Baum ausgesucht, welcher die schönsten Bretter lieferte, und eine der letzten Freuden auf Erden war es, seine Söhne während seiner tödlichen Krankheit draußen an seinem Sarge zimmern zu hören. Und wenn sie ihn ins Sterbezimmer brachten und die Angehörigen und Freunde kamen, seinen Sarg in seiner Gegenwart zu bewundern, so war ihm das ein großer Trost im Sterben.

Die Totenklage verstummt; sie muß dem stillen Schmerze weichen. Der Leichnam wird in die schönsten Kleider gekleidet, soviel der älteste Sohn eben aufbringen kann. Nicht selten stürzt er sich, um dieser Pflicht nachzukommen, tief in Schulden.

Dann wird der Leichnam vollends verhüllt und eingeschnürt. Am Kopf wird angefangen. Aber zuvor werden noch einige Körner Reis in den Mund gelegt, damit



Vor Beginn des Trauerzuges. Auf dem Gestell im Vordergrund befindet sich das Honpäk.
In den verhängten Sänften nehmen die leidtragenden Frauen teil

der Verstorbene auf dem Weg zur Unterwelt zu essen hat. Während man den Reis in den Mund gibt, ruft man: hundert Säcke, zweihundert Säcke, das heißt soviel sollen die paar Körner bedeuten: sie sollen ausreichen gleich hundert Säcken auf dem weiten Weg in die Ewigkeit. Dann werden Kopf, Hände und Füße des Toten mit schwarzseidenem Stoff eingewickelt, damit er sich nicht an den Dornen verwundet, die am Wege zum Gerichte stehen.

Jetzt bringt man Hanfstricke. Zwei Männer ziehen mit Aufbietung aller Kräfte die starken Stricke an, durch welche der Kopf und dann der ganze Körper eingeschnürt wird. Zwölfmal werden die Binden herumgeführt und dann der Leichnam in den Sarg gelegt, der mit Bambusnägeln geschlossen wird.

Dies alles zu tun, ist Sache der Angehörigen. Niemand von den Fremden oder Freunden ist da, höchstens noch der Zauberer; kein Bonze; dieser hat bei der Beerdigung der Koreaner nichts zu schaffen.

Mehrere Tage bleibt der Sarg im Hause stehen; mindestens vier, meist mehr, oft sogar sieben, neun, oder elf Tage, je nachdem das Begräbnis gehalten werden kann. Vor dem vierten Tage darf es unter keinen Umständen stattfinden. Zwei Umstände bedingen die Bestimmung des Beerdigungstages; einmal die Pflicht, die Angehörigen einzuladen. Der Tag muß so festgesetzt werden, daß



Leichenzug

sie kommen können. Dann aber der Geoskop. Er muß erst die Beerdigungsstelle gefunden haben.

Zur Einladung der entfernter wohnenden Freunde und Verwandten wird der Leichenzettel verfaßt (Pugho). Darauf steht der Name des Verstorbenen und die Einladung zum Begräbnis. Nach Empfang dieser Einladung schicken die Eingeladenen ihre Gaben an die Trauerfamilie: Wachskerzen, Papier und Reis. Der letztere gehört zur Veranstaltung des Trauermahles (Papschuk), das Papier ist für die trauernden Frauen bestimmt, damit sie in dasselbe ihr aufgelöstes Haar einwickeln können. Vierundzwanzig Tage lang haben sie es so in Papier eingewickelt zu tragen. Die Wachskerzen sind für die Leichenfeier, die meistens in der Nacht stattfindet, oder sich doch bis in die Nacht hineinzieht.

Der Chigwan (Geoskop), vom nächsten Angehörigen des Verstorbenen gerufen, hat eine schwere Aufgabe. Er muß den Beerdigungsplatz mit Hilfe seines Kompasses usw. ausfindig machen. Zwar haben die meisten koreanischen Familien ihre Familiengrabstätte, die bei den Reichen gerne auf weit entfernten Hügeln liegt. Dort muß der Verstorbene in der Regel beerdigt werden. Gleichwohl muß der Chigwan seine Zustimmung geben, und er braucht oft recht lange, bis er sie gibt oder einen anderen Ort zur Bestattung ausfindig macht. Es ist ja auch schwierig für ihn; denn je länger er braucht, um so höher kann er seine Wissenschaft berechnen. Sehr oft ist der Chigwan von dem Besitzer einer armseligen



Das Nahen des Leichenzuges

Hütte, die auf einem steinigen Acker zerfällt, bestochen. Der Besitzer möchte das Grundstück gerne losbringen. — Jetzt ist sein Nachbar gestorben. Der Chigwan sucht mit seinem Kompaß. Es muß diesmal ein ganz besonders verwickelter Fall sein. Tage vergehen. Endlich nach einer Woche ist das Resultat der mühevollen Forschung gefunden. Es ist der Acker, auf dem die morsche Hütte des Nachbarn steht. Dort muß dein Vater begraben werden, versichert der Geoskop dem ältesten Sohne des Verstorbenen. Der nun geht zum Nachbarn, der bei dem Antrag, das Grundstück zu verkaufen, ganz entsetzt ist. Er will es um keinen Preis abgeben. Schließlich erweicht ihn doch das Bitten des guten Sohnes, der den gewinnsüchtigen Heuchler mit der Macht der Kindesliebe bestürmt. Aber er fordert das Drei- und Vierfache des Wertes, muß er doch auch dem Geoskopen einen guten Teil von seinem Gewinn überlassen. Ohne sich zu weigern, geht der Sohn auf das Angebot ein. Er ist damit zum Bettler geworden. Der Chigwan aber streicht seinen Verdienst ein in der Überzeugung, daß er bei gegebener Gelegenheit den betrügerischen Verkäufer auf die gleiche Weise hintergehen wird; denn der schnöde Betrug konnte auch in ihm das unbedingte Vertrauen zum Chigwan nicht im geringsten erschüttern.

Immer liegt die Beerdigungsstelle außerhalb der Stadtmauer und außerhalb des Dorfes, nie so nahe, daß vom Wind Grabesluft zu den Häusern getragen

werden kann. Selbst das langgestreckte Häuschen, in welchem die Totenbahre und die übrigen Leichenzuggeräte aufbewahrt werden, steht ziemlich abseits von den Häusern des Dorfes. Auch darf das Grab nicht so gelegen sein, daß die Luft anderer Gräber über das neu anzulegende streichen kann. Die Geister, die in diesen Gräbern ruhen, würden dem neu angekommenen keine Ruhe lassen.

Allmählich finden sich die Verwandten beim Trauerhause ein und nehmen teil an der Totenklage, indem sie immer dreimal ihr hoi, hoi, hoi schmerzlich ausstoßen. Die Verwandten tragen alle eine eigene Trauerkleidung. Über ihre Kleider haben sie den Kwan geworfen, ein weites Gewand aus gelblichem, durchsichtigem Stoff, das bis auf die Knöchel herabfällt und durch einen rauhen Strick um die Lenden zusammengehalten wird. Auf dem Kopf sitzt eine Mütze aus dem Stoff des Kleides — Tukon —; sie ist an die Stelle des Kamtu getreten. Die Mütze ist oben zusammengequetscht und zusammengehalten durch ein Band, das vom Rand der Mütze über deren Spitze hinweggeht. Die Füße stecken in groben Strohsandalen. Beim Tode des Vaters ist das Trauergewand des Sohnes unten aufgefranst, beim Tode der Mutter eingefaßt. Auch die Trauerzeit ist verschieden. Um den Vater trauert der Sohn vierundzwanzig Monate, um die Mutter zwölf Monate, wenn sie vor dem Vater stirbt (weil der Vater wohl wieder heiraten wird), aber gleichfalls vierundzwanzig Monate, wenn die Mutter nach dem Vater stirbt. In dieser Trauerzeit vertauschen die Trauernden die Trauermütze mit dem breiten Trauerhut und halten sich an zwei Stäbchen ein Tüchlein vor den Mund. In dem breiten Hut, der sie am freudigen Aufblick hindert, erscheinen sie als Sünder, die am Tode der Eltern schuld sind.


Mann in Trauerkleidung

Während der Trauerzeit dürfen die Trauernden die Haare nicht scheren lassen, nicht tanzen und nicht singen, keinen Wein trinken, weder ein schwarzes Kleid noch einen Schirm tragen. Sie sind ausschließlich in Weiß gekleidet, die Kaktjouksin, die schwarzen Lederschuhe, sind ihnen verboten.

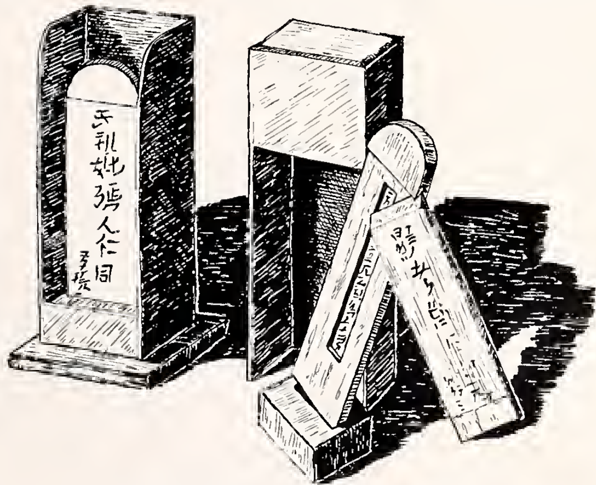
Täglich finden sich Gäste beim Trauerhause ein; ihre Zahl mehrt sich von Tag zu Tag. Ihre Bewirtung kostet dem Erben oft viel Geld. Alles was kommt, ihm das Beileid zu bezeugen, darf auch an dem Trauermahl mithalten.

Insbesondere am Beerdigungstag selbst, an welchem noch mehr Leidtragende zusammenströmen, muß dafür gesorgt werden, daß die Trauergäste gut bewirtet

werden. Zu diesem Zweck ist ein eigenes Zelt aufgeschlagen, unter welchem Speise und Getränke zur Genüge bereitstehen.

Während sich der Leichenzug vor dem Haus arrangiert, während die sechs oder acht oder sechzehn oder vierundzwanzig Träger ihre rot- und blau-behangene mit allerlei farbigem Papier geschmückte Tragbahre herrichten, empfängt der Hauptleidtragende nochmals die Beileidbezeugungen der Verwandten und Freunde. Er selbst steht in vollem Trauergewand auf einer zerfetzten Matte vor dem Haus. Einer nach dem andern der Kondolierenden nähert sich und wirft sich auf einer zweiten Matte vor dem im Trauergewande Dastehenden nieder und beugt sich mit dem Kopf bis auf den Boden: „Ich bedauere so sehr, daß dein Vater gestorben ist", so beginnt er. „Du hast einen großen Verlust erlitten, so groß, daß man es gar nicht aussprechen kann" usw. „Ja, das ist wirklich so; es ist unsagbar", antwortet der Sohn. Dann kommen einige gleichgültige Dinge zur Sprache, und ein anderer erscheint, seine Trauer auf die gleiche Weise auszudrücken. Einer um den andern kehrt zum unterbrochenen Trauermahl zurück.

Endlich kann sich der Leichenzug in Bewegung setzen. Rote und blaue Papierlaternen eröffnen den Zug. Ein Zeremonienmeister im Trauergewand, einen Taktstock in der Hand, schreitet vor der Tragbahre, die, mit Tüchern behangen, hoch aufgetürmt erscheint. Darunter ruht der Sarg. Ein Seil schwingt sich um die Querriegel, die am Boden der Bahre angebracht sind. Dieses Seil legen sich die Träger auf die Schultern, und in langsamem Schritt geht es voran. Jetzt nimmt ihr Gang die rythmische Bewegung der Klagelieder auf, ihr Schritt geht in eine Art Tanz über. Oft entwickelt sich die reinste Springprozession. Es muß sich eben ein möglichst langer Weg ergeben; dafür sorgen schon die Träger und der Zeremonienmeister, die ja aus der Dauer der Beerdigungsfeier ihre Einkünfte berechnen. Läßt sich ein großes Honorar nicht durch die weite Entfernung des Grabes erreichen, so müssen allerhand Verzögerungen dem gleichen Zwecke dienen. Jeder Bach, der überschritten werden muß, gibt den Trägern Gelegenheit, neue Forderungen an den Erben zu stellen. Sind sie müde, so stellen sie den Sarg nieder und gehen



Ahnentafeln, 1/5 natürlicher Größe

nur weiter, wenn ihnen mehr bezahlt wird. Gar oft kommen sie an einem Tage nicht bis zum Grabe. Der ganze Zug kehrt zurück ins Trauerhaus. Ein solches Begräbnis gilt als besonders ehrenvoll.

Der Inhalt des Trauergesanges auf dem Wege ist ergreifend: „Das Hinüber=gehen (das Sterben) ist schwer. Wenn du jetzt gehst, wann kommst du wieder? Wenn wir diesen Berg abtragen, kommst du dann wieder?" So singen die beiden Vorsänger, die mit ihrem Glöcklein vor dem Sarg herumtanzen. Die andern ant=worten: „Nein, er kommt nicht mehr." „Wenn das Meer austrocknet, kommst du dann wieder?" Die gleiche Antwort: „Nein, er kommt nicht mehr," und so geht es fort in erfinderischen Redewendungen.

In der Zwischenzeit ist das Grab gerichtet worden.

Gleich, nachdem der Platz des Grabes durch den Geoskopen bestimmt war, hatte man Opferschalen dort aufgestellt, die bösen Geister zu verscheuchen. Dann hatte man begonnen, eine tiefe Grube auszuheben. So weit mußte sie werden, daß die Maurer unten in der Tiefe ein viereckiges Mauerwerk aufführen konnten, groß genug, den Sarg aufzunehmen. Zum Aushub aus dem Grabe ist noch eine Menge Erde für die Auftürmung des Grabhügels herbeigeschafft worden. Vor dem Grab stecken zwei Bambusstangen mit großen Papierfahnen. Sie tragen in mächtigen chinesischen Buchstaben den Namen des Verstorbenen und dazu eine Begrüßung der Leidtragenden, die jetzt im Zuge sich dem Grabe nähern. Für sie ist neben dem Grabe ein Zelt aufgeschlagen. Der Papchuk, der Trauer=Reisbrei, welchen die Verwandten zusammengesteuert haben, ist dort bereitgehalten für die Angehörigen; aber auch Wein und Tabak und Speisen für die Leute, welche sich dem Trauerzug angeschlossen haben, sowie für die Träger. Alles tut sich an den Speisen gütlich, bis das Grab völlig zur Aufnahme des Sarges hergerichtet ist.

Während der Leichnam in den ummauerten Raum eingesenkt wird, füllen die Totengräber langsam den Platz um die Mauer herum ein und stampfen ihn fest. Doch jetzt tritt wieder der Chigwan in Aktion, und er weiß seine Rolle gut zu Ende zu spielen. Ganz genau horizontal muß der Sarg liegen; unaufhörlich richtet er mit dem Senkblei und schiebt den Sarg zurecht. Er versteht es, sein Ansehen und die Bedeutung seiner Person zu wahren, und mit Spannung verfolgt alles seine Messungen und Nivellierungsarbeiten. Endlich ist er fertig. Eine hölzerne Tafel mit Papier überzogen trägt den Namen des Verstorbenen; sie wird auf den Sarg gelegt, und nun werden die Steinmauern, zwischen denen der Sarg ruht, durch Balken eingedeckt und Lehm auf dieselben aufgeschüttet. Die Totengräber und die Träger zusammen füllen das Grab vollends ein und stampfen die Erde fest. Dann wird der Grabhügel über das Grab aufgeführt. Jetzt ist der Moment gekommen, wo die Leidtragenden, in ihrem Schmaus und ihrer muntern Unter=haltung gestört, mit in die Begräbniszeremonien eingreifen.



Inneres eines Buddha-Tempels mit bemaltem Sparrenwerk

Von der herbeigeschafften Erde wird ein Teil auf das Grab getragen. Alle Trauergäste haben sich mit langen Stöcken ausgerüstet, die am obern Ende einen eisernen Ring tragen. Es entwickelt sich ein langer Zug, dem ein Vortänzer vorauszieht. Singend und tanzend beginnt er an der äußeren Peripherie des Grab⸗hügels herumzuziehen; alles folgt ihm, und in Schneckenwindungen führt er den Totenreigen bis in die Mitte hinauf. Hier angelangt, eilen alle auseinander zurück in das Zelt, um dort die verbrauchten Kräfte zu erneuern. Von neuem wird Erde auf den Hügel getragen. Wieder wird sie durch den Reigentanz festgestampft und so geht es stundenlang fort, bis alle Erde sich zu einem hohen, festen Hügel aufgetürmt hat.

Sechs⸗ bis siebenmal wurden inzwischen auch Opfer dargebracht, nicht allein dem Geist des Verstorbenen, sondern auch, um die umwohnenden Geister, die offenbar in ihrer Ruhe gestört worden sind, zu versöhnen.

Eines darf nicht vergessen werden, das Honpäk, ein kleines Holzkästchen, das beim Trauerzug unmittelbar vor der Leiche unter einem kleinen Baldachin getragen wird. In ihm „befindet sich ja die Seele des Verstorbenen".

Während der Beerdigungsfeier stand das Honpäk vor dem Grabe. Dort werden alle die Speisen und der Tabak, welcher den Tag über am Grabe von den Beteiligten genommen werden, zehn Minuten hingestellt und dann erst gegessen oder geraucht.

Jetzt, nach der Beerdigung, wird das Honpäk wieder mit nach Hause genommen und vierundzwanzig Monate, beziehungsweise die ganze Trauerzeit hindurch, dreimal vor demselben ein Familienopfer dargebracht: Tabak, Reis, Wein, Wasser. Mit Be⸗endigung der Trauerzeit, wenn die Trauernden ihre Trauerkleider ablegen, wird das Kästchen verbrannt.

Ist das Honpäk verbrannt, dann wird die Ahnentafel angefertigt (Mokpä). In ihr hat der Geist, nicht die Seele, ihren Sitz. Die Seele ist zum Geiste geworden, oder vielmehr hat sich mit dem Geiste vereinigt. Die Ahnentafel ist aus Kastanien⸗holz gefertigt. Sie wird im Hause aufbewahrt bis zur sechsten Generation; dann wird sie ins Grab des Verstorbenen vergraben.

Am dritten Tage nach der Beerdigung ziehen die Angehörigen und eine Schar von Freunden noch zum Grabe und bringen dort Opfer dar.

Ein Trauerjahr schließt sich an. Am Ersten und Fünfzehnten eines jeden Monats werden im Trauerhause die Sakmangopfer arrangiert mit Trauer⸗Essen unter der Verwandtschaft und Freundschaft.

Zwei Jahre hindurch wird noch das Jahresgedächtnis feierlich, das heißt durch Opfer und großes Trauer⸗Essen begangen; denn diese Zeit ist die Seele noch auf Erden. Das letzte dieser Trauer⸗Essen wird so großartig als möglich; es ist das endgültige Abschiedsmahl. Hier und da folgen noch einige Jahresgedächtnisse nach, aber allmählich hört die äußere Beteiligung daran auf.

Jedes Jahr zweimal, am fünfzehnten des ersten Monats (also Mitte Februar) und am fünfzehnten des achten Monats (also Mitte September) ist es Pflicht der Angehörigen, zum Grabe zu gehen, um das Unkraut auszureißen, welches um dasselbe gewachsen ist.

Bis zum Abend muß „Konfuzius" herhalten. Dann kommt großer Besuch. Der Regen hat die Christen in ihrer Gewohnheit, sich als stumme Zuschauer zum Abendtisch einzufinden, nicht zu Hause zurückhalten können. So kauern sie denn ringsum auf dem Boden. Wie die Etikette in der koreanischen Sprache die feinsten Unterscheidungen macht, so ist auch das Sitzen durch alte Traditionen strenge geregelt.

Die ehrfurchtsvollste Stellung, welche ein Untergebener einem höheren Oberen gegenüber einnehmen kann, ist die:

1. Er kniet mit beiden Knieen auf dem Boden, die Unterschenkel dicht aneinander; die Füße drücken sich auf den Boden und der senkrecht gehaltene Oberkörper hat sich darauf niedergelassen. Die Hände ruhen auf dem Schoß. So wär's für uns noch am bequemsten zu sitzen gewesen. Wir dürfen aber diese Form nicht wählen.

2. Eine weniger ehrfurchtsvolle Stellung: das rechte Bein hat die Stellung wie oben, der linke Fuß ist neben dem rechten Knie auf den Boden gestellt. Die Hand oder der Unterarm umschlingen das Knie des aufgestellten Beines. Bei dieser Stellung kann zwischen den beiden Füßen abgewechselt werden.

3. Eine wiederum weniger ehrfurchtsvolle Stellung: das linke Bein ist aufgestellt und das emporgezogene Knie von den Händen oder Armen umschlungen, das rechte Bein aber liegt neben der Ferse des aufgesetzten Fußes. Auch hier wird zwischen den beiden Füßen abgewechselt.

4. Die Beine sind bei den Unterschenkeln übereinandergeschlagen, so daß die Kniee ganz aneinander gerückt auf dem Boden aufliegen. Der Körper sitzt auf den Fersen. Dies ist wohl die schwierigste Stellung; selbst mancher Koreaner bringt sie nicht gut fertig. Und doch ist dies die Stellung, welche in den Tragsänften eingenommen werden muß. Freilich werden dann, um dem Körper mehr Sicherheit bei den schaukelnden Bewegungen zu geben, die Kniee weiter auseinander gerückt. Es liegen dann auch die Füße nicht mehr übereinander, sondern die beiden Unterschenkel liegen parallel nebeneinander vor dem sitzenden Körper.

5. Im Verkehr untereinander haben sich die Koreaner noch eine für sie ganz bequeme Stellung zurechtgelegt, die sie fast immer auch dann einnehmen, wenn sie draußen sitzen in der freien Natur und ins Blaue schauen. Die beiden Füße sind nebeneinander auf den Boden aufgestellt; der Körper läßt sich aufrecht in eine tiefe Beuge nieder, ohne daß indes die Kniee auseinanderrücken. Die Hände oder Unterarme halten meist die Kniee umschlungen, wenn sie nicht gerade mit der Pfeife beschäftigt sind.



Kongchou. Eingang ins Gefängnis

Das Gefängnis

25. April

Die niedrige, schwarze Mauer, die den kleinen Gefängnishof umschließt, mit der winzigen rußigen Brettertür, die so bitter traurig gerade zu uns heraufschaut, hat mich schon immer angezogen. Wir wollen sehen, ob wir nicht hinein kommen. Man wird uns wohl kaum einlassen; aber vielleicht gelingt es mit einer kleinen Kriegslist.

Der Bach, der die Stadt durchrieselt, ist ziemlich angeschwollen; kaum daß wir mit kühnem Sprung darüber hinwegkommen. Dann stehen wir auch schon vor der Gefängnismauer.

P. Andreas beginnt zu verhandeln. Es geht nicht; wir dürfen nicht hinein. Aber einer der Torwächter könnte doch drinnen fragen, ob man nicht eine einzige Ausnahme mache. Der Wächter will fragen. Er schlüpft durch die niedrige Türe. Wir folgen ihm. Aber wir dürfen ja nicht hinein. Doch das beabsichtigen wir im Momente auch gar nicht; wir wollen nur nicht draußen unter den vielen Leuten warten, die sich nach und nach während der Verhandlung angesammelt haben. Wir wollen nur drinnen warten, bis er Antwort bringt. Diese fällt natürlich verneinend aus. Wir haben unsern Zweck erreicht.

An sich konnte das Gefängnis nichts bieten, das die Mühe entlohnt hätte. Eine elende Baracke steht in der Mitte eines rundlichen Hofes von dreißig Meter Durchmesser, davor noch eine mit Wellblech gedeckte Hütte als Wohnung der nunmehr japanischen Aufseher. Das ist alles, was zu sehen ist. Aber es ist, als würden die verwitterten Steine anfangen zu reden und zu erzählen von dem gott≠ergebenen Dulden der Märtyrer, von ihrem heißen Flehen um Glaubensstärke, von ihrem Gottvertrauen und ihrem Heldenmute, womit sie sich schließlich nach qualvollen Leiden zum letzten Male durch die niedrige Zwinge hinausschleppten, hinaus auf den Richtplatz, um für ihren Glauben zu sterben, für den sie schon so unsäglich viel gelitten hatten.

Auch wir schlüpfen durch das Loch wieder hinaus. Ein eigenartiges Gefühl beschleicht mich, ähnlich wie wenn man die kalten, dunklen Gänge der Katakomben zu Rom verläßt. Wie viele Hunderte von Christen haben diese Schwelle über≠schritten, den schweren Halspflock am zerschundenen Körper, den sie kaum fort≠schleppen konnten, um ans ersehnte Ziel zu gelangen!

Draußen haben wir Muße, die technische Anlage dieses Gefängnis≠Tores uns anzusehen. Zwei schwere Bretterflügel, jeder siebzig Zentimeter breit und ein≠hundertzwanzig Zentimeter hoch, lassen oben, wo sie zusammengehen, eine kleine Öffnung frei, indem jedem der beiden Flügel eine Hand breit das Eck ausge≠schnitten ist. Die Öffnung dient dem Wächter im Innern, um schon aus gemessener Entfernung Ausschau halten zu können. Neben der Türe dringt ein Loch durch die Mauer, durch das ein Stück Bambus als Sprachrohr gesteckt ist. So steht die Wache in gesicherter Kommunikation mit der Außenwelt. Ein paar hundert Meter weiter, den Bach abwärts, wo sich eine lichte Baum≠gruppe in der schmalen Ebene zusammengesellt hat, befindet sich die Richtstätte. Dort floß das Blut der Mär≠tyrer mit dem der Räuber und Diebe zusam≠men in den dürren Sand, den das übertretende


Blick von den Gräbern der Hingerichteten hinab auf den Richtplatz von Kongchou

Flüßchen unter die Bäume getragen hat. Die Leiber der Hingerichteten mußten vielfach unbeerdigt liegen bleiben, bis der Bach, wenn er zur Regenzeit anschwoll, dieselben entweder mit seinen Wellen im Ufersande vergrub oder an den nahen Paumafluß mitnahm. Eine große Anzahl fand auf dem anstoßenden Hügel, der von Gräbern ganz übersät ist, ihre Bestattung; aber niemand kann mehr die Gräber der Märtyrer von denen der Verbrecher ausscheiden. Am Hange unter diesen Gräbern duftet süß gleich dem Dufte unseres Alpenveilchens (viola alpina) ein kleines blaues Veilchen, gleich als wollte es an die verborgene Seelengröße der Helden erinnern, die hier ruhen. Wir verstehen den stillen Gruß und nehmen diese Veilchen als Erinnerung an die Glaubensstärke großer Männer, heiliger Frauen, unschuldiger Kinder mit heim — heim auch nach Seoul, das schon morgen in eiliger Eisenbahnfahrt uns aus dem Wanderleben in der Provinz zurückholt.



Fragment eines steinernen Buddha

Kapitel 13

Japanische Arbeiten

Blühende Obstbäume

2. Mai

Für heute ist ein Besuch der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Tuxon (japanisch Tukto) vorgeschlagen.

Durch unser kleines Ost=Tor gewinnen wir das Freie. Ein Lustgarten in bezauberndem Frühlingskleide empfängt uns. Zwar hat das starre Bild der Berge sich nur wenig verändert; doch leuchtender wie sonst strahlen die rotgelben Sandhügel im Sonnenglanz, freundlicher und weniger düster schauen die dunklen Pinien drein, die auf ihnen umherirren. Die Fruchtbäume haben den zartesten Blumenflor umgehangen; auf dem Ackergelände, das schachbrettartig für den Reisbau abgeteilt ist, beginnt der Frühling die ersten Felder zu besetzen. In einem besonders gut hergerichteten Winkel ist der Reis angesät worden; er soll die Setzlinge liefern, die dann auf dem weiten Acker verteilt werden. Dort in der Ecke sproßt Leben und Farbe. In einem zarten, grüngelben Netze umspannen die Schößlinge das kleine Feldstück. Der Koreaner hat seine Freude an diesem ersten Frühlingssprossen wohl zuvörderst dadurch auszudrücken versucht, daß er mit Vorliebe für die Kleidchen seiner Kinder gerade dieses Gelbgrün wählt, das sich so weich und freudig ansieht. Auch der Kimtschi, ohne den der Koreaner nicht leben kann, blüht bereits in großen gelben Dolden und besorgt den Samen fürs kommende Jahr.

Wir gehen in dem romantischen Tälchen hinter der Stadtmauer weiter, in dem die warme Morgensonne mit den freudigen Kirschenblüten spielt und wo blau die Strohdächer durch das Frühlingssprossen lachen. Und wie im Sonnenglanz die gelben Sandhalden flammen, wo sie über die glühende Blütenpracht hereinschauen! Eine Reihe von Landhäusern adeliger Koreaner sind hier in dem Tälchen zerstreut und träumen in eine bessere Zukunft oder warten vielmehr, bis schließlich ein Japaner die allmählich mehr und mehr heruntergekommenen Besitzungen an sich zieht.



Großmutter mit ihren Enkeln



Umgebung von Seoul am Han=Fluß

Nach einer Stunde (gegen neun Uhr) sind wir über die Höhen hinweg, welche sich beim großen Ost=Tor, außerhalb der Stadtmauer, an die Stadt heran=drängen, und haben auch die Hütten der Vorstadt hinter uns, die sich für eine Bevölkerung von 20 bis 25 000 Seelen enge ineinander schieben. Wir steigen die Höhen hinab; vor uns liegt die weite Ebene des Hankang; ein Flußarm bespült den Fuß des Felsrückens, den wir herabkommen. Über eine Steinbrücke ziehen wir in die Ebene hinein und erreichen nach einer weiteren Stunde Tuxon.

Freundlich nimmt uns das Verwaltungsgebäude auf, das sich nahe am Ein=gang hinter den zierlich gepflegten Bäumen und künstlich gewundenen Zierobst=stämmchen und Obstlauben verbirgt. Man muß staunen darüber, mit welchem Verständnis und Erfolg hier gearbeitet wird. Freilich wird auch viel Geld auf=gewendet, und die Lage ist für den Obstbau besonders günstig. Es hat sich die Versuchsanstalt einen sehr guten, tiefgründigen Boden im Marschland des Hankang=gebietes ausgesucht.

Kräftige Veredelungen zeigen, was hier die tropenartige Triebkraft zu leisten vermag.

Weite Weingärten mit den verschiedensten Rebensorten sind angelegt. Man setzt in Korea große Hoffnungen auf den Weinbau. Es trägt auch die Rebe eine vortreffliche Traube, und insbesondere scheint die chinesische und japanische



Japanischer Obergärtner vor seinen blühenden Zwergobstbäumen

Traube der europäischen und amerikanischen überlegen zu sein. Die Weinproduktion aber dürfte wohl großen Schwierigkeiten begegnen, wenn nicht gar scheitern, da die Entwicklung der Traube in die Zeit der starken Tropenregen fällt und wohl davon die Traube viel zu wässerig wird. Dies erfordert für die Weinbereitung einen zu großen Zuckerzusatz, wie ja auch der japanische Wein eher ein angenehmes Zuckerwasser denn ein guter Wein ist. Hundert verschiedene Rebensorten wagen den Versuch.

Langgedehnte Komplexe, mit Pyramidenbäumchen bepflanzt, stehen eben in herrlichster Blüte: fünfzig verschiedene Arten von Äpfeln, aus Kanada importiert, jede Sorte in einem eigenen Felde. Alles ist sauber gehalten und sorgsam gepflegt. Man sieht es auf Schritt und Tritt: die Baumpflege versteht der Japaner wie kein anderer. Die Bäume entwickeln sich auch in Korea besser als in Amerika, und für die Produktion von Obst ist Korea viel günstiger, weil es zur Frühlingszeit regnet, während man in Amerika meist viel gießen muß. Freilich muß man hier mit Terrains rechnen, die reichlich Bodenwasser haben. Da hat Tuxon vieles voraus.

Auch die Birnen stehen in üppigem Blütenflor auf den schön verzweigten Ästen. Wiederum sind es fünfzig verschiedene Arten, insbesondere japanische. Leider teilen sie das Los der Traube und sind für unseren Geschmack trotz des überreichen Saftes etwas gehaltlos.

In einem anderen Teile der weit angelegten Versuchsanstalt werden die Gemüse kultiviert.

Das Ganze macht den Eindruck eines ernsten Strebens und eines außerordentlichen Erfolges. Für die Hebung der Obstkultur Koreas, das so glückliche klimatische Bedingungen hierfür hat, kann Tuxon noch bedeutungsvoll werden und muß für den gegenwärtigen Augenblick geradezu als Vorbild bezeichnet werden. Es zeigt, daß dem Boden mehr abgerungen werden kann, als erbsengroße Kirschen mit großen Steinen, und Kimtschi, der sich bis jetzt als hauptsächliche Zutat zu dem wertvollen Reis gesellte, und einige Kastanien und Nußbäume.

Es ist schon gegen zwölf Uhr, da wir Tuxon verlassen. Wir machen uns in einem weiten Bogen auf den Heimweg, der uns zunächst dem Arm des Hankang entlangführt. Dann dringen wir wieder in die Höhen hinein. Aus einem kleinen Wäldchen, das sich an den Bergabhang schmiegt, schallt die blökende Schalmei eines ausruhenden Landmannes mit ihren eintönigen Gängen. Wir sind an dem Damm der neu angelegten Eisenbahn nach Wonsan angelangt. Der Damm schaut sehr verwaschen aus. Es kann ja auch gar nicht anders sein; ist ja doch auch nur der Humus der benachbarten Felder zu einem vier Meter hohen Damm aufgeschichtet worden.

In der sengenden Mittagssonne klettern wir über die kahlen Bergrücken, auf welchen sich nur ein paar verlorene Pinien, da und dort eine hagere Zypresse und nackte Telegraphenstangen postiert haben. Unter uns, in ein enges Tal eingezwängt, raucht der niedrige Schlot einer koreanischen Eisengießerei. Das zerklüftete Tälchen mündet hinaus in die Ebene des Hankang, der von duftigen Bergen begleitet als langgezogener Silberstreifen sich in die Ebene hineinzieht.

Um die letzten Höhen zu gewinnen, welche sich noch zwischen uns und die Stadtmauer legen, drücken wir uns an einem armen Dörfchen vorbei. Die nächsten Äcker beim Dorf machen den Eindruck als hätten die guten Leutchen alte Strohsandalen gesät. Zu hundert und aber hundert liegen sie in gleichen Abständen auf den Äckern umher. Doch sie dienen nur dazu, um die eben aufgehenden Bohnen vor der Kälte der Nacht zu schützen, indem sie während der Nacht über die grünen Keime gedeckt werden.

Endlich haben wir uns durch eine wildromantische Schlucht auf die letzte Höhe hinaufgearbeitet; durch Hohlwege steigen wir hinab zum Sikumun-Tor. Außerhalb desselben reihen sich Grabhügel aneinander; denn hier allein durften seinerzeit die Toten aus der Stadt hinausgetragen werden,



Koreanerbüblein

und die, welche keine Angehörigen hatten, oder die Hingerichteten, um die sich niemand annahm, wurden gleich in der Nähe begraben. So sind auch viele Märtyrergräber darunter; und manch unscheinbarer Erdhügel deckt einen Heldenleib, verstoßen aus der Stadt, aber doch so nahe, daß die Bewohner seine Stimme hören könnten, und mahnt mit seinem Beispiel über die Mauern hinein. Wird man drinnen auf ihn achten? Oder wird der schreiende Schmerz und die lachende Freude des Heidentums ihr Heldenwort, das zum Kreuze ruft, übertönen? Eben bereitet sich in der Stadt wieder ein lärmendes Fest vor, das schon anfängt, die Straßen zu durchwogen. Auf hohen Stangen baumeln mächtige Fische aus koreanischem Papier, oft vier bis fünf Meter lang, rot und blau gefärbt, über den Häusern. Unten jubelt die Jugend und freut sich die ganze Bevölkerung. Der Wind fährt den flatternden Ungetümen in den Rachen und bläht sie weit auf. Mancher dieser Fische legt sich hoch in der Luft quer über die Straße, in hellem Jauchzen von einer Kinderschar begrüßt. Diese „fliegenden Fische" sollen nach buddhistischer Anschauung, die auch in den Volksglauben übergegangen ist, den Feldern Fruchtbarkeit bringen; deswegen werden sie jetzt über dem beginnenden Frühlingssprossen aufgehangen.

Wir winden uns durch all die unsauberen Gassen und Gäßchen dieses entlegenen Stadtviertels und biegen schließlich auf den weiten Exerzierplatz ein. Er ist längst seiner Bestimmung untreu geworden; über und über mit Schmutz bedeckte Kinder wälzen sich auf ihm herum. Ein übelriechender Bach durchschneidet ihn. Zu einem öden, unsauberen Platz herabgesunken, scheint er bestimmt zu sein, alle die widerlichen Gerüche und den schmutzigen Abfall des anstoßenden unsauberen Viertels, oder vielleicht — nach der Menge der Hausmullkarren zu schließen — der ganzen Stadt auf sich ablagern zu lassen.

Industrieschule

6. Mai

Wir haben uns in der Industrieschule zu einem Besuch angemeldet. Schon oft bin ich auf dem Wege zur Stadt in geringer Entfernung an diesem von den grauen Grasdächern sich abhebenden Holzbau vorübergegangen, der eine Reihe parallel gestellter, gleichfalls in Holz ausgeführter Werkstätten deckt. Ein paar Schlote ragen aus der Anlage hervor und verraten die Dampfmaschinen, welche dort der schaffenden Hand mit ihrer gezähmten Kraft zu Hilfe kommen.

Während wir uns anschicken zu dem Besuch dieser Handwerkerschule, die etwa ein Viertelstündchen von uns entfernt ist, ziehen unten die Straße hinaus zu unserm kleinen Ost-Tor lange Reihen singender Schüler, die ihren Fahnen folgen. Es geht hinaus zum Spielplatz draußen vor dem Tor, wo sie den ganzen



Eisengießerei am Fuße der Berge vor der Hauptstadt

Tag in munterem Spiel verbringen. Es ist heute ein Feiertag, einer der Geburtstage des so oft geborenen Buddha. Insbesondere die kleinen Kinder, die uns auf der Straße begegnen oder die von ihrem Vater oder der Mutter auf dem Rücken getragen werden, flimmern in ausgesuchten Farben.

Außer diesen Tagen, die aber auch nur Kinderfeste sind, kennt Korea im Gegensatz zu Japan fast keine Feste. Nur an Neujahr und am Fünfzehnten des achten Monats arbeitet in ganz Korea niemand.

Wir haben die Schule bald erreicht. Der Repräsentanzbau, der an der Straße liegt, hat ein Stockwerk über dem Parterre, alles übrige sind Parterrebauten. Die ganze Anlage besteht fünf Jahre und ist noch ein Werk des Fürsten Ito, der damit eine segensreiche Einrichtung für Korea geschaffen hat. Etwa einhundertsiebzig Schüler im kräftigsten Jünglingsalter frequentieren die Schule. Fünf Industriezweige herrschen vor; zu ihnen gesellen sich einige andere ergänzend hinzu: vor allem Weberei, Töpferei, Eisengießerei und Eisenverarbeitung, Papierfabrikation und Schreinerei. Das Ganze macht den Eindruck ernsten, zielbewußten Strebens zum Besten des Volkes, und die jungen Leute scheinen mit Lust und Liebe daranzugehen etwas zu erlernen, was ihnen einen Nutzen für die Zukunft bringt. Was hier noch recht angenehm berührt, ist das, daß sich als Emblem der Schule wie sonstwie in den Anlagen, so auch auf den Mützen — auch der japanischen



Eisengießerei. Im Hintergrund der Schmelzofen, im Vordergrund Modelle

Lehrer — das koreanische Wappen erhalten hat, der durch eine Wellenlinie in zwei geschwänzte Kugeln geteilte Kreis. Sinnvoll ist es durch ein chinesisches Schriftzeichen durchzogen, das einem Blitze nicht unähnlich sieht, dem Symbol der schaffenden modernen Kraft.

Einer der japanischen Lehrer übernimmt unsere Führung durch die im Pavillon-system angelegten, sehr geräumigen, zweckmäßig eingerichteten Werkstätten.

Erst vor ein paar Wochen hat mit der Ausstellung der Arbeiten und der Verteilung der Diplome die Entlassung der völlig ausgebildeten jungen Leute stattgefunden und sind nun neue an deren Stelle getreten. In dem ersten, weiten Saale, der zur Abteilung der Weberei gehört, sitzen die Burschen, angeleitet von einem koreanischen Werkführer, vor ihren Haspeln und winden die japanische Baumwolle auf, die dann weiterhin von anderen an ein paar langen Bänken von den Haspeln abgenommen und für die Weberei aufgefaßt wird.

In dem eigentlichen Webesaal, dem in der ganzen Schule die größte Bedeutung beigelegt ist, stehen wohl an die fünfzig bis sechzig Webstühle; etwa dreißig japanische sind, weil am wenigsten kompliziert, für die Anfänger in dieser Kunst bestimmt. Auf ihnen erscheint das koreanische Gewebe, wie es von all den Bewohnern getragen wird. Daran reihen sich ein Dutzend Seidenwebstühle französischen Ursprungs, auf welchen mitunter schöne Damastmuster eingewoben



Koreanische Ackergeräte

werden. Auch die bei den Koreanern und Koreanerinnen beliebten farbenen, seidenen Bänder sind nicht vergessen. Hier auf diesen Webstühlen macht der Schüler sein Meisterstück, und wenn's gelingt, dann erhält er sein Diplom und verläßt die Schule. Weiter im Hintergrunde des im rechten Winkel zusammenstoßenden, hellen und freundlichen Doppelraumes stehen noch eine Anzahl Maschinen, die, durch Dampfkraft getrieben, an einer Transmissionsstange hängen. Dort in der Ecke sitzt auch ein Koreaner am Zeichentische und transponiert eben ein fein angelegtes Blattmuster für den Webstuhl in die gleichsam in Notenzeilen fortlaufenden kleinen Quadrate.

Nebenan in einem großen Laboratorium ist die Färberei. Eine Menge von Bottichen, Mangen und Kesseln zum Reinigen und Färben der Leinenstoffe nimmt den einen Teil des Saales ein; im anderen stehen die Farben und die Tische. Die Farben stammen meist aus Deutschland und Frankreich und sind lediglich Mineralfarben, die an die Stelle der Pflanzenfarben der Koreaner getreten sind. In praktischer Weise wird immer zuerst ein Baumwollstück gefärbt, ehe man die feine, kostbare Seide in die Farbe bringt. Die Farbenmuster, das beliebte Rosa und das klare Gelb und das intensive Grün, auch das gebrochene Violett und die feinen verschiedenen Nüancen hängen als Proben an der Wand.

Die Töpferei, die sich weniger den gewaltigen Eimern und Krügen zuwendet, welche die koreanischen Töpfer draußen auf dem Lande verfertigen, sondern sich



Koreanischer Pflug

mehr mit zierlichen Porzellanwaren und kleineren Geschirren befaßt, weicht von der koreanischen in etwas ab. In einem breiten Saale stehen drei lange, kistenartige Bänke, die tief genug sind, um in ihrem Innern die Drehscheibe zu bergen, und noch Raum bieten für die Arbeiter, die nebeneinander auf den Bänken sitzen. Die Scheibe, die sich fast auf gleicher Höhe mit der Bank befindet, kann durch Brettchen zugedeckt werden, so daß der Saal sehr sauber gehalten werden kann. Die Scheibe wird nicht, wie es der koreanische Töpfer immer noch tut, mit den Füßen gedreht; es ist nur eine Scheibe, die Formscheibe, vorhanden; sie hat nahe am Rande vier kleine Vertiefungen. Mit dem Holzstäbchen, dessen sich der Töpfer bei seinen Arbeiten bedient, stößt er unter Benützung dieser kleinen Löcher die Scheibe herum.

In einem Zimmer seitwärts werden die Farben und Glasuren aufbewahrt; gegenüber liegt in einem Raum der aus Backsteinen aufgemauerte Ofen, der etwa drei Meter im Kubus umfaßt; anstoßend ist die Mahlmühle, von einem Petroleummotor getrieben, in welcher von zwei eineinhalb Metern dicken Graniträdern die Porzellanerde unter Zuführung von Wasser zu feinem Pulver zerrieben wird.

Die Eisenbearbeitung verteilt sich auf verschiedene Räume. In dem einen werden Güsse hergestellt: die großen eisernen Töpfe, wie sie die Koreaner für das Abkochen des Reises benötigen, eiserne Öfen und dergleichen kommen aus den Formen, die aus Formsand hergestellt, überall auf dem Boden umherstehen.



Mädchen mit einem Schwesterchen

Ein etwas kleinerer Raum enthält die Schmiede. Dort werden die relativ wenig eisernen Werkzeuge der Koreaner, wie das koreanische Sichelmesser und einige wenige Stahlwaren bereitet.

An ihn schließt sich ein großer Maschinenraum, in welchem eine Menge Eisendrehbänke und Bohrmaschinen stehen, und der auch der Spenglerei Unter≠schlupf gewährt; sie verrät sich durch Kant≠ und Rohrwalzmaschinen. Einige Anfangsproben der jungen Klempner liegen aufgehäuft da: kleine Blechtrichter, etwas ungelenk zusammengefügte Gießkannen, aber auch die Arbeit der Fort≠geschrittenen, wie der Kupfereinsatz zu einem japanischen Buffetofen.

Ein kleines Kabinett dürfen wir nicht übersehen; das Volt≠ und Amperemeter deuten seine Bestimmung an, zudem hier das Voltmeter nur bis zu fünfzehn reicht. Es dient der Galvanostegie. Zwar stehen das grüne Nickelsalz und das blaue Kupfer≠vitriol in großen Mengen in Gläsern bereit. Allein schon der Umstand, daß nur zwei größere irdene Töpfe, mit Flüssigkeit gefüllt, ohne Anoden auf dem Tische stehen, beweist, daß die ganze Einrichtung mehr ein Schaustück ist, als daß es ernster Verwertung dient. Auch Vergoldung und Versilberung kann hier galvanisch ausgeführt werden, belehrt uns unser Führer. Draußen vor dem Raume steht eine niedriggespannte Dynamomaschine, welche durch Dampfkraft betrieben den nötigen Strom liefert. Aber es wird das noch gute Weile haben, bis sich ein Koreaner veranlaßt fühlt, sich in dieses Geheimnis moderner Alchimie hineinzuleben.

Großes Interesse hat für mich die Papierfabrikation; es ist Pflanzenpapier, das hier hergestellt wird. Die Rinde der Tackstaude, die besonders am Fuß des Pukhan üppig wächst und dorthin zahlreiche Kleinbetriebe für Papierherstellung angelockt hat, liegt wie abgeschälter Weidenbast in Bündeln bereit und harrt seiner Auflösung und weiteren Entwicklung. Die feinen Fasern werden aus dem trüben, schleimigen Wasser mittels siebartig zusammengefügter Holzrahmen, die sich wie unsere hölzernen kleinen Tischläufer zusammenrollen lassen, aufgefischt; das Wasser läuft ab, und die dünne Schicht wird auf eine Unterlage ausgebreitet, indem das Sieb aufgewickelt wird. Bis wieder ein Papierquadrat aus dem Wasser geholt ist, ist das letzte schon etwas getrocknet und verbindet sich nicht mehr mit dem folgenden. Um es bequem ablösen zu können, wird am Ende jedesmal ein dünner Baststreifen eingelegt, der nachher beim Abnehmen der einzelnen Blätter die Abhubstelle öffnet, indem er beim Aufziehen das Papier aufschlitzt. Das dünne Papier, das so Stück für Stück abgelöst wird, wird zum schnellen Trocknen an einem mäßig erwärmten, großen, viereckigen Zinkofen aufgeklebt. Das dickere kartonartige Papier erfährt noch, nachdem es halb trocken ist, eine besondere Glättung; es wird auf ein Brett gelegt, ein Tuch darüber gebreitet und mittels einer Bürste, die über dem Tuch dahinfährt, glatt gestrichen. Auf diesen Brettern wird das dickere Papier im Freien an der Luft getrocknet.



Koreanerinnen beim Spinnen

Die Schreinerei mit ihren verwandten Handwerken der Drechslerei und Wagnerei füllt eine große Anlage. Eine Menge Hobelbänke, die zwar einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den alten koreanischen und chinesischen bedeuten, aber doch noch ein gutes Stück von den europäischen abstehen, sind von Arbeitern besetzt; in die Ecken drücken sich noch ein paar Drechselbänke, und einige gut ausgeführte Wagenräder dienen als Reklameschild.

Ein Zimmer mit vielen Retorten und Reagenzien für Bodenanalyse, eine Anlage für Gerberei, ein Raum, in welchem Knochenleim und Seife fabriziert wird, vervollständigen so ziemlich den praktischen Teil der Industrieschule.

Die theoretische Ausbildung begnügt sich mit den Vormittagsstunden; und auch da kommen nur die Anfänger. Für die Fortgeschrittenen ist der theoretische Unterricht auf den Samstag beschränkt; sie können und sollen sich umsomehr praktisch in ihrem Handwerk betätigen. So ist in dieser Industrieschule alles auf die Bedürfnisse und Mittel zugeschnitten, mit welchen das koreanische Handwerk in der Hausindustrie zu einer gesunden Entwicklung kommen soll. Es ist im großen ganzen dem Kleinbetrieb Rechnung getragen, den der junge Mann anlegen wird, wenn er als Meister die Schule verläßt. Und das ist's vor allem, was Korea nottut. Es war ein glücklicher Griff, den der große Staatsmann mit dieser Schulgründung gemacht hat. Sie bildet die naturgemäße Ergänzung zu der Landwirt-



Am alten koreanischen Webstuhl

schaftsschule in Souwon und der Obstbauschule in Tuxon. Nur ist die Zahl derartiger Schulen für ein Land zu gering. Aber der Anfang ist gemacht. Auf dem eingeschlagenen Wege könnte Korea langsam sich wieder auf den früheren Kulturstand emporarbeiten, um unter den Völkern des Ostens nicht bloß einen Platz, sondern auch einen Posten einzunehmen.

Um all das Gesehene ein klein wenig zu ordnen und den Kopf vom Surren der Räder und dem Stampfen der Maschinen etwas ausruhen zu lassen, meiden wir auf dem Heimweg die festlich belebten Straßen und suchen durch eine Mauerbresche in das sonnige Wäldchen vor der Stadt zu gelangen. Wie in Festtagsstimmung schweigt die ganze Natur: wie im Festtagsschmuck leuchten die feurigen Föhrenstämme und zwischen ihnen hindurch die goldenen Hügelketten. Doch nun ist unsere Festtagsstimmung zu Ende. Lärmende Freude dringt an unser Ohr um so stärker, je mehr wir uns unserem kleinen Ost-Tor nähern.

Dort draußen vor dem Tore, auf einem großen freien Platze, der offenbar vor vielen, vielen Jahren einmal für eine Tempelanlage geebnet worden, vielleicht auch einmal einen Tempel trug, sind heute an einem schulfreien Festtag die Schüler der verschiedensten Schulen zum Spiel aufgezogen. Zelte sind aufgeschlagen, unter denen sie sich in der Mittagshitze ausruhen und ihre mitgebrachten Reiskuchen verzehren können. Jetzt aber wogt noch das Spiel in jugendlicher Heiterkeit, wie

sie so recht koreanische Eigenart ist. Hier mißt sich die Kraft und die Gewandtheit im Ringkampfe, dort die Schnelligkeit im Wettlauf. Das Anziehendste aber, das auch die vielen Zuschauer am meisten anlockt, sind die Drachenspiele, das Frühlingsspiel der Knaben. Geschickt lassen sie ihre Papierdrachen steigen und dirigieren sie mit der Fertigkeit, mit der ein Feldherr seine Schlachtlinien überschaut und lenkt. Sie führen aber auch ganze Luftschlachten aus. Der Drache hat in der Mitte ein Loch, wodurch er beweglicher wird und der Leine besser gehorcht. Drei, vier, fünf Drachen steigen jetzt, und es werden immer noch mehr. Ein Knabe hat durch geschicktes Lavieren seinen Drachen über die anderen hoch emporgebracht. Er ist Herr der Situation. Doch die übrigen nehmen sich in acht; denn schon wickelt der stolze Sieger seine Leine zusammen und gibt im entscheidenden Augenblick seinem Drachen einen kräftigen Ruck, so daß er jäh herabstürzt, gerade auf einen der anderen Drachen, der dem Gegner zu entkommen sucht. Glücklich, wenn ihm die Flucht gelingt; dann stürzt der andere von seiner Höhe ins Verderben; wehe, wenn er getroffen wird; durchlöchert wird er zu Boden stürzen. Aber wenn sich die Leinen verwickeln, dann wird noch für einige Augenblicke ein heißes Ringen sein. Plötzlich reißt eine der Leinen; der Sieger jubelt auf, der Besiegte eilt von dannen, seinem fortjagenden Drachen nach.



Koreanisches Wappen
(in einem Teller eingraviert)

Kapitel 14

Auf nach Norden!

Der Küste entlang

10. Mai

Zehn Uhr abends ist's. Um unser Kloster schläft schon in tiefer Ruhe die milde Maiennacht. Drunten auf den Straßen irren Lämpchen hin und her und suchen in ihre Hütten heimzufinden. Ein paar schwanken unseren Hügel herauf. Es sind Lampions; sie baumeln an den Lenkstangen der Rikschas, die uns abholen und zum Bahnhof bringen wollen. In schnellem Laufe jagen unsere Kulis durch die Straßen, vorbei an den vielen, vielen Läden, die jetzt unter dem magischen Dämmerscheine von Öllichtern oder Petroleumlampen allereinfachster Ausführung, oder auch von Lampions aus Papier, in Würfelgestalt oder anderen kristallographischen Formen zusammengepappt, ganz geheimnisvolle Waren feilzubieten scheinen. In manchen Straßen ist alles in düsteres Dunkel gebettet; höchstens eine Lampionlaterne, die auf schwanker Bambusstange hoch über den Dächern schaukelt, gibt gleich einem matten Sternlein unserem Wagenlenker die Richtung an.

Dann geht es durch eine sternenhelle Nacht dem Bahnhofe von Chemulpo zu. An der Endstation empfängt uns P. Wilhelm, und ein ziemlich kräftig gebautes Boot, von starken Armen getrieben, trägt uns zu unserem Dampferchen, dessen Lichter über die Wellen daherhuschen und mit den sich spiegelnden Sternen spielen.

Wir haben es gut erraten. Wir vier, P. Prior Placidus, P. Cassian, P. Wilhelm und ich sind in der zweiten Klasse untergebracht; die für neun Personen berechnet ist, mitunter aber auch mit der doppelten Zahl vollgestopft wird. Die Zeit bis zur Abfahrt unseres Dampfers füllen wir noch aus, uns zu stärken, um den Ausfall an Nachtruhe durch eine reichlichere Nahrung zu ersetzen. Um ein Uhr strecken wir uns auf die harten Matten am Boden aus, und unser Dampfer wiegt uns in sanftem Schaukeln in einen oft unterbrochenen Schlummer. Sicher steuert er inzwischen durch die Hunderte von Inseln gegen Norden.

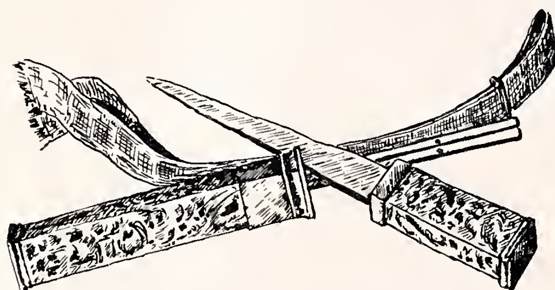
Glücklich gelandet

11. Mai

Wie wir erwachen, stehlen sich eben die ersten Sonnenstrahlen durch die vielen Inselchen hindurch, durch die sich unser Schiff seinen Weg sucht. Sie sind größtenteils bewohnt, und es bereitet sich auf diesen Inseln ein Zug zum Christentum vor, der in kurzer Zeit alle diese Inselbewohner christlich machen könnte, wenn nur genügend Missionäre da wären. Wie überall auf der Reise durch Korea, so ist's also auch hier wieder der Mangel an Missionären, der sich so sehr fühlbar macht und der einen hemmenden Rückschlag auf die Christianisierung des Landes ausübt.

Wie gut, daß wir schon halbe Koreaner sind; denn Stühle gibt es auf dem ganzen Dampfer auch nicht einen einzigen. Wir müssen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden kauern. Überhaupt ist die Einrichtung unseres Salons, der zugleich Kabine und Rauchzimmer abgeben muß, schnell inventarisiert: ein eiserner Topf, der auf den Rohrmatten am Boden ruht. In ihm glimmt das „ewige Feuer", das hier so wenig wie in einer koreanischen Hütte ausgehen darf, weil es zum Anzünden der Pfeife so notwendig ist. Daneben steht ein Weidenkörbchen mit Holzkohlen. Hinzu kommt als letztes Möbelstück ein Schachbrett, einen halben Meter im Geviert, auf zehn Zentimeter hohen Beinen. Dieses muß uns als Tisch dienen. Zum Frühstück macht Webers „Dreizehnlinden" die Runde, und während sich die anderen an Reis und Eiern und Tee gütlich tun, muß einer um den andern ein paar Seiten vorlesen.

Die Lesung wird unterbrochen durch das Erscheinen des Kapitäns, der seinen Instruktionen gemäß die Personalien aufzunehmen hat. Aber weder Name noch Stand, noch Ziel der Reise will er wissen; einzig und allein das Alter eines jeden hat er einzutragen. Mit Gewissenhaftigkeit rechnen wir Jahr und Tag und Stunde aus und verzeichnen das Resultat als amtlichen Beleg in die Schiffsliste. Es ist ja auch nach Jahren noch wichtig, nachkontrollieren zu können, daß vom 10. auf den 11. Mai 1911 vier Passagiere im Alter von einundvierzig Jahren, vier Monaten, zwanzig Tagen und drei Stunden usw. diesen Dampfer benützt haben. Dann aber, während draußen die Seelandschaft unter dem langsam herabträufelnden Regen sich verbirgt, nicken die meisten von uns nochmals ein wenig ein. Der Dampfer bahnt sich sicher seinen Weg durch die Tschunken und Felsriffe und bringt uns immer näher unserm Ziele: Haitschou.



Reise-Eßbesteck, 1/3 natürlicher Größe



Aus der Mädchenschule



Im Fremdenhof

Gegen elf Uhr kommt der Hafen in Sicht. Wir schauen nach den Christen aus, die wir am Ufer vermuten; kommt doch ihr Seelenhirte, P. Wilhelm, nach langer Abwesenheit wieder zurück. Allein nichts ist zu sehen, nichts als nur die im Schlamme aufsitzenden Tschunken, welche die steigende Flut abwarten, um wieder flott zu werden. Ein großes Boot stößt vom Lande und kommt auf unser Schiff zu, uns und die Lasten aufzunehmen. Während wir den grotesken Uferfelsen nahen, sprengt Alphons, der Diener des P. Wilhelm, die Höhen herab; sein weißes Gewand fliegt im Winde; mitten im Galopp springt er von seinem Maulesel und eilt zum Strande, wo er genau mit uns anlangt. Niemand hat uns jetzt schon erwartet; man glaubte, wir kämen erst in ein paar Tagen.

Über die vom Wasser zerfressenen Granitblöcke steigen wir achtsam dem Ufer zu. Diese Felsen, die zur Zeit der Flut unter das Wasser tauchen, sind über und über mit Muscheln bedeckt; dazwischen hängt glitschriger Seetang. Wehe, wenn einer ausgleiten und zu Fall kommen sollte! Wie zerschlagene Glasscherben kleben die Muscheln am Gestein. Doch wir kommen glücklich auf festen, trockenen Boden. Frauen und Kinder suchen zwischen den Felsen nach diesen Muscheln, deren Tiere ihnen als Nahrung dienen. Ein warmes Glas japanischen Bieres — sonst ist nichts zu erhalten — soll uns zum Weitermarsch nach Haitschou stärken, das noch über eine Stunde landeinwärts liegt. Ein Felsmassiv, das in



Vorstadt von Haitschou

der tiefen Färbung der heißen Mittagssonne noch mächtiger erscheint, gibt uns die Richtung an. Am Fuße dieser Bergwand haben wir die Stadt zu suchen.

Auf dem Wege passieren wir eine historische Brücke. Ich würde sie die „Gelehrten=Brücke" nennen. Ein Flüßchen, aus dem nahen Randgebirge kommend, hat sich durch ein Felsgebilde gebrochen. Oben in der Felswand ist ein Loch, das in eine Höhlung hineinführt. Am Boden unter dem Loch häuft sich ein Wall von faustgroßen Steinen auf. In früheren Zeiten, wo noch keine Eisen=bahn ging und die Privatgelehrten alljährlich aus ganz Korea in der Hauptstadt zusammenkommen mußten, um sich dort durch ein Examen den Doktor=Hut oder vielmehr den autorisierten Titel eines „Gelehrten", eines „tjinsa" zu holen, wählten gar viele den Weg über Haitschou per Tschunke. Da kamen sie dann hier vorbei, und der Berggeist sollte ihnen Auskunft geben über den Ausgang des Examens. Jeder warf einen Stein nach dem Loche in der Felswand. Wer das Loch verfehlte, der mußte durchfallen; wer aber seinen Stein glücklich in das Loch brachte, der durfte siegesfroh und des Erfolges gewiß ins Examen ziehen. Wie viele glückliche Steine mögen sich drinnen in der finsteren Wölbung des Felsens des Wurfes freuen, den vor vielen Jahrhunderten ein großer Gelehrter gewagt!

Wir nähern uns Haitschou. Die Christen kommen uns in einzelnen Gruppen entgegen. Einer der Burschen eilt uns voraus und wirft feurige Frösche und

Donnerschläge auf den Weg. Sie locken mit ihrem Knall die Bewohner aus den Hütten und wecken in den Höhen, die in heißer Sonne ihr Mittagsschläfchen halten, ein lärmendes Echo. Über diese steilen Höhen müssen wir noch hinweg.

Unter großem Gefolge ziehen wir in Haitschou ein. Die Stadt hat die alte, gewaltig angelegte, rein quadratische Festungsmauer längst gesprengt und sich darüber hinaus ausgedehnt. Früher, als noch die chinesischen Seeräuber die Küsten Koreas brandschatzten, hatte Haitschou und seine feste Mauer eine große Bedeutung für den Norden. Jetzt sehen es die Japaner gern, daß die Mauern, die einst der Stadt zur Zier und den Bewohnern zum Schutze gereicht hatten, geschleift werden. Die Bewohner selbst sollen mithelfen, die Mauer abzutragen, und schon liegt sie als wüster Trümmerhaufen da; die einzelnen Gehöfte haben sich aus den Quadern hohe steinerne Umfriedungen zusammengestellt. Wo die Stadtmauer einen ehrwürdigen Rest koreanischen Volkstumes hütet, da soll späterhin unter der Direktive der Japaner sich eine breite Straße um die Stadt legen. So verschwindet ein Stück koreanischer Eigenart um das andere, wie überhaupt die Japaner mit bewunderungswürdiger Geduld, aber auch eiserner Konsequenz in der Annexion und Okkupation des Landes vorgegangen sind und weiter vorgehen. Langsam bröckelt der alte Bau ab, ein Stück ums andere, und der Zerstörungsprozeß wirkt seit langem, bald geheim, bald offen, angefangen von der Verteilung der Polizeistationen über das ganze Land hin, natürlich aus reinem Liebesdienst, „um Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten". Dem mußte unbedingt, wollte man sich auf dem laufenden halten, ein Telephonnetz folgen. In der weiteren Entwicklung durfte schon der alte Kaiser zur Abdankung „bewogen" werden; sein Sohn, ein Schattenkaiser, hielt als Winterkönig die Zügel der Regierung, während andere zogen und lenkten. Es muß ein trauriger Anblick gewesen sein, als dieser Kaiser, umgeben von seinen Ministern, im Frühling 1909 zum ersten und letzten Male die Pflugspur zog, um nach der Väter Brauch durch diese Zeremonie den Segen der Gottheit über die Fluren seines Landes zu erflehen, das doch schon längst nicht mehr sein Land war. Die Ermordung des Fürsten Ito hatte noch um einige Monate die Annexion verzögert; aber unaufhaltsam rückte sie heran, und auch die koreanische Bürgerwehr konnte sie nicht mehr verhindern. Eine große Anzahl der vaterlandstreuen Helden starb den Tod



Kleine Zuschauer

für die geliebte Heimat in den Straßen der Hauptstadt; aber bezeichnenderweise waren nicht mehr als fünftausend Mann für die Eroberung Koreas notwendig gewesen; und diese warteten schon geraume Zeit in Schimonoseki auf den Befehl, die Halbinsel zu besetzen. Ohne eigentlichen Widerstand war das Land gefallen.

Seitdem schreitet die Japanisierung des Landes in konzentrischen Kreisen weiter. Immer mehr Japaner kommen aus ihrem Inselreich herüber. In jeder Stadt haben sich einige hundert Japaner angesiedelt; an den besten Plätzen haben sie sich festgesetzt. Die Eigenheit des Volkes wird verschwinden, die Sprache wird sich auflösen, und die jetzige Verwirrung, wie sie auf den Bahnhöfen zum Ausdruck kommt, wird dadurch ein Ende finden, daß die koreanische Sprache wie die baskische in die Bergtäler der Pyrenäen, so hier in die abgelegenen Schluchten der Berge verjagt wird. Die japanische Sprache wird sich Korea erobern, nachdem die japanischen Behörden und die Japaner überhaupt so ziemlich ausnahmslos sich nicht im mindesten um das Koreanische kümmern und ohne jede Rücksicht auf das eingesessene Volk nur ihre japanische Sprache sprechen.



Die blinde Hausfrau mit ihren beiden Söhnen

Wir sind bei einem angesehenen, gut situierten Christen der Stadt untergebracht. Er hat einen Teil seines Anwesens als Kapelle eingerichtet und daran anstoßend zwei Zimmer für den Pater gebaut. An die Kapelle, die aus zwei rechtwinklig aneinandergefügten, niedrigen koreanischen Zimmern besteht, reiht sich, den Patreszimmern gegenüber, der Sah=rang oder Fremdentrakt. Die Zimmereinrichtung ist schnell gemustert. Auf einem Kasten liegen sorgsam zusammengerollt einige geflochtene Matten und walzenförmige Kopfpolster. Mehr hat ja der Gast nicht nötig. Die Matten werden auf das geölte Papier am Boden ausgebreitet, das Polster mag er sich unter den Kopf schieben,



Mädchenschule

und so kann der Gast gemütlich schlafen. In der Mitte des Zimmerchens steht das Kohlenbecken und daneben eine Messingschale mit einem Knopf in der Mitte. Es ist der Aschenbecher, und der Knopf dient dazu, in der brennenden Pfeife den Tabak festzudrücken oder die erloschene Pfeife auszuklopfen.

Vor die Zimmer legt sich eine Veranda; sie geht, wie alle Türen und Schiebefenster, auf den ummauerten Hof, der den Fremden reserviert ist. Ein eigener Diener, der anschließend an die Fremdenzimmer eine bescheidene Wohnung hat, ist für den Sah-rang aufgestellt.

Die beiden Zimmer, die als Kapelle dienen, das eine für die Männer, das andere für die Frauen, sind so gewählt, daß das für die Frauen nach rückwärts in den Hof der Frauenwohnungen reicht. Dort im Frauenhof versammeln sich die Christinnen und kommen durch denselben in die Kapelle, wo sie streng von den Männern abgesondert bleiben.

Unser Hauswirt ist ein tüchtiger junger Mann, dem erst unlängst der Vater gestorben ist. Er befindet sich deswegen in Trauer und hängt nunmehr mit um so zärtlicherer Liebe an seinem blinden Mütterlein. Er führt uns in seinem Anwesen herum.

Durch ein Tor gelangen wir aus dem Fremdenhof in einen zweiten großen Hof und befinden uns einem stattlichen Einfahrtstor gegenüber. An dieses Tor, das auf die Straße hinaus mündet, schließen sich, mit der Straße laufend, die



Gedenksteine (Pisok) auf Schildkrötenbasis

Gesindewohnungen an. Rechtwinkelig an diese stoßen die Wohnräume der Familie; aber sie haben ihre Türen und Fenster nicht auf den Hof heraus, in welchem wir uns eben befinden, sondern gruppieren sich um einen kleineren Innenhof, in welchen nur selten Nichtangehörige der Familie eingelassen werden. Eine Türe, die sich sofort in einen nach innen zu offenen Raum ausweitet, führt uns ein. Dieser Zwischenraum birgt nach beiden Seiten hin die unterirdische Feuerung. Nach rechts werden die angrenzenden Zimmer des Hausherrn und seines Bruders, nach links die Frauenwohnungen geheizt. Genügend Brennmaterial ist in den Tiefen aufgespeichert. Bei weniger bemittelten Leuten steht hier im Vorraum der Ochse; die Gegenseite aber ist dann als Küche eingerichtet und verrät sich durch ihre großen Kessel und die tiefliegenden, in den Lehmboden eingelassenen Schürlöcher. Reichere Anwesen haben nicht bloß eine eigene Stallung, die abseits der Wohnräume steht, sondern auch eine besondere Küche.

Wir dringen vollends in den schmucken Innenhof. Ringsum laufen die Veranden der Wohnräume. Einige Thujen, in deren Schatten die kleinen Mühlsteine für den Handbetrieb liegen, geben eine reizvolle Stimmung. Uns gegenüber weitet sich die Veranda in eine Halle aus, welche die ganze Tiefe des Hauses einnimmt. Sie kann im heißen Sommer recht luftig gemacht werden, wenn die Schiebetüren der gegenüberliegenden Seite, die in den Hinterhof hinausgehen, zurückgezogen werden. In die Ecke rechts ist die Küche hineinkomponiert. Durch diese, vorbei an den



Haitschou. Vor der Stadtmauer

gefüllten Vorratsräumen, geht es in den hinteren Hof, der, von einer Mauer umschlossen, vor allem den tiefen Brunnen enthält. Dann aber stehen dort in Reih und Glied die großen Tontöpfe mit ihren gärenden, scharfen Konserven. Dort im hinteren Hof stehen auch die Bienenkörbe, ausgehöhlte Baumklötze, senkrecht aufgestellt und mit einem Strohdach wie mit einem Hut überdeckt. Sie können in Korea außer der emsigen Friedensarbeit der Bienen auch kriegerischen Zwecken dienen. So sollten sie im Tonghakaufstande 1894 eine nicht unbedeutende Rolle spielen. P. Le Maire, in Pungsuen stationiert, mußte täglich auf einen Überfall der Aufständischen gefaßt sein, welche die Fremden aus dem Lande vertreiben wollten. Außer einer Anzahl von Ofenröhren hatte er seine Bienenstöcke, schwarz angestrichen, auf die Mauer gelegt; und als die Leute auf den Markt zogen, ließ er, um sie auf die starke Armierung der Mission aufmerksam zu machen, einige Male die drei Gewehre der Station miteinander abfeuern. Rasch sprach sich die Tatsache von der unheimlichen Befestigung der Mission herum mit der Wirkung, daß diese von den Tonghak unbehelligt blieb.

Linkerhand reihen sich die Frauengemächer aneinander und umgeben einen weiteren kleinen Hof. Dort finden sich um die Mutter die Mädchen und die Frauen der Söhne zusammen. Auch manches Weib, das von seiner schweren Arbeit und der emsigen Besorgung des Hauswesens sich für einige Zeit hat freimachen können, fühlt sich angezogen von dem stillen, frommen Leben, das sich in diese Räume zurückgezogen hat. In gemütlichem Plaudern obliegen sie dann gemeinsamen Handarbeiten. Auch haben sie nicht weit zur Kapelle, in der sie sich oft zum Gebete versammeln.

Man muß gestehen, es sind die koreanischen Gehöfte doch nicht so unwohnlich eingerichtet, als es von außen den Anschein hat. Und wenn auch die Zimmer klein sind, meist nicht mehr als drei Meter im Quadrat, sie sind im Winter warm; und im Sommer bieten die den Hof umzäunenden Veranden, die etwa einen Meter über dem Boden schweben, Platz genug, um in diesem netten Heim Schatten zu finden oder des Nachts im Freien zu schlafen.

Zu dem sauber gehaltenen Innern steht der Hofraum in einem gewissen Gegensatz. So fein zusammengerichtet und blank gekehrt, wie unsere heimischen Bauernhöfe sich auf den Sonntag zusammenputzen, sieht man in Korea selten einen Hof. Nur das innere Höfchen ist immer schmuck beisammen. In den Außenhöfen aber treiben sich Hühner und Gänse umher, dort steht auch das Maultier Sommer und Winter im Freien. Es läßt zwar nicht viel von dem spärlichen Futter übrig, mit dem es sich begnügt, aber gleichwohl fliegen die Strohhalme umher. Was in den Zimmern unsauber und unbrauchbar geworden ist, wird einfach in den Hof geschleudert und bleibt dort unbeachtet liegen. Niemand stolpert darüber, niemand schafft es weg. Höchstens wenn einmal ein großes Fest naht, fährt flüchtig ein Kehrbesen über den Hof.


Frauenhüte in Nord-Korea

Am Abend ist große Illumination. Über den Hof hin, in welchem uns der Abendtisch bereitet ist, flimmern in buntem Farbenspiel die Lampions und locken eine schaulustige Menge um uns zusammen. Auch viele heidnische Frauen bringen ihre Kinder heran, die bis jetzt so etwas noch nicht gesehen haben. Aber beinahe wäre das Feuerwerk zu großartig gewesen. Auf

einmal flammt der Triumphbogen, der über der Straßenpforte errichtet worden, in hellem Feuer auf. Ein Schrei, und alles eilt nach den Feuerkübeln. Erleichtert atmen wir auf, wie mit dem Feuer auch der Triumphbogen zusammensinkt und so die Gefahr vorbei ist, daß die Flammen auf das Haus überschlagen.

Erst spät suchen wir unser Lager auf, wo tückische Stechmücken uns die ganze Nacht hindurch plagen. Sie waren wohl auch durch den Lichtglanz angelockt worden und hatten sich, wie die ganze Gesellschaft sich zerstreute, rasch ein sicheres Plätzchen in unserem Zimmer gesucht.

Muntere Spiele

12. Mai

Wieder einmal ein Regentag, ganz geeignet, unser Gepäck zusammenzurichten für die Weiterreise landeinwärts. Zu unserem Schrecken merken wir erst jetzt, daß eine unserer Kisten, gerade die mit unseren photographischen Sachen, immer noch nicht angekommen ist. P. Cassian war gestern nochmals den weiten Weg zum Hafen zurückgegangen und hatte wenigstens das übrige Gepäck, das schon mit einem früheren Dampfer eingetroffen war, herausbekommen. Ob die japanische Zollbehörde in der kleinen, von den vielen photographischen Platten beschwerten Kiste irgend etwas vermutete, was dem nationalen Wohle hinderlich sein könnte, etwa Dynamitpatronen oder sonst etwas, das den Feinden Japans in die Hände geschmuggelt werden sollte? Es ist ja den Japanern nicht zu verdenken, wenn sie auf dem immer noch gärenden Boden Nordkoreas vorsichtig und argwöhnisch sind; aber gleichwohl empfinden wir es peinlich, daß wir auf jedem Schritt und Tritt überwacht werden. Schon vor unserer Ankunft hat die Polizei angelegentlichst über uns und den Zweck unserer Reise Erhebungen gemacht. Um uns ein klein wenig vor der Zudringlichkeit derselben sicher zu stellen, hat P. Wilhelm vom Polizeipräfekten, General Akaschi, eine Art Freibrief erwirkt. Er steht gut beim General, und wie er neulich in Seoul bei ihm zu Tische geladen war, fragte ihn dieser, ob er ihm einen Dienst erweisen könne. P. Wilhem bat ihn darauf um eine Anweisung an die Polizei, daß sie uns ruhig unseres Weges ziehen lasse. Wir hatten keine



Steinpagode



Im Sattel

Ahnung, daß sich schon ein Konflikt vorbereitete. — Der Abend wird noch interessant. Das Wetter hat sich aufgehellt, und wir sitzen wieder unter freiem Himmel zu Tische. Der Mond klettert über die niedrigen Strohdächer und hilft unserer matten Öllampe mit seinem milden Lichte nach. Wieder haben sich zahlreiche Knaben eingefunden und bringen uns mit ihren glockenklaren Stimmen ein Ständchen dar. Dann aber huschen sie weg zum frohen Spiel. Etwas abseits im Hofe, wo sie nur noch der letzte Strahl unserer Lampe erreichen kann, wo aber der Mond genügend Helligkeit verbreitet, tummeln sie sich und mit ihnen die stämmigen Burschen und selbst unsere Hausinhaber. Ein interessantes Spiel: ziemlich eng gedrängt hocken sie auf dem Boden herum, einer nur ist aufrecht. Er muß denjenigen zu schlagen suchen, der sich aus der sitzenden Stellung erhoben hat. Es ist ein beständiges Auf- und Niederwogen, ein immerwährendes Necken und flinkes Entwischen. Mit Blitzesschnelle schießt unser Hausherr durch die engen Zwischenräume, ohne auch nur eines der Kinder mit seinen langen Beinen zu streifen. Nun folgt Abwechslung: einer der jungen Männer läßt an jeden seiner Finger einen der Knaben sich anklammern. Von ihnen soll er sich losreißen, ebenso wie die zehn Kleinen beständig auf einem Bein hüpfend. Lange zerren sie ihn hin und her; endlich macht er sich frei; jetzt muß er, immer noch auf einem Beine, ein bestimmtes Ziel erreichen, ohne daß die Buben ihn erwischen.

Manche heidnische Knaben haben sich unter die Christen gemischt, angezogen durch die muntere Fröhlichkeit der Christenkinder. Wäre beständig ein Missionär hier in Haitschou, er würde sicherlich eine reiche Ernte halten können.

Staatsgefangene

13. Mai

Wieder senkt sich der Abend. Wir wollen einen Rundgang um die Stadt machen, um deren Umgebung kennen zu lernen. Viel Sehenswertes gibt es ja nicht. Die Häuser gleichen sich in Korea wie ein Ei dem anderen. Nur hier und da gruppieren sie sich zu einem beachtenswerten Landschaftsbilde zusammen. Ein solches Bildchen fesselt uns, wie wir uns vom Süden her den Häuserreihen nähern. Malerisch stellen sich weitästige Weidenbäume an einem breiten Bache auf und lassen nur da und dort einen Platz frei, wo die düsteren Häuser sich im klaren Wasser spiegeln können. Eine Brücke, aus mächtigen Quadersteinen aufgeführt und mit großen Steinfliesen überdeckt, trägt ans andere Ufer, von wo über das geschäftige Treiben der Straße und über die dämmernden Kramläden hinweg das zweistöckige Süd-Tor hereinschaut. Nichts ahnend steigen wir den Wall hinan, der sich auf der Innenseite an die Stadtmauer anlegt. Wenige Minuten später sitzen wir droben im Turm des Wachthauses als japanische Staatsgefangene. Wie doch dieses so plötzlich kommen konnte!

Am koreanischen Tor führt, als Veranda an den Torbogen angelehnt, ein schmaler Verbindungsgang von Wall zu Wall über die Straße hinweg. Von dort wollen wir einen Blick auf das Straßenleben tun. Immer war dieser Steg frei. Aber seit der letzten Anwesenheit des P. Wilhelm hat sich die Polizei auf diesem Hochsitze häuslich eingerichtet. Er ist auch wie geschaffen zu einem Beobachtungsposten. Kaum haben wir ein paar Schritte auf den Gang hineingemacht, da stürzen zwei Polizisten heraus und hindern uns am Weitergehen; es sei verboten, die Veranda zu betreten. Wir machen kehrt und ziehen uns zurück. P. Wilhelm war unser Führer; er ist jetzt der letzte. Auch er zieht sich gleich uns zurück. Aber ihn erspäht noch ein japanischer Unteroffizier, der nun aus dem Innern hervorbricht. „Ka, ka," schreit er dem P. Wilhelm zu, ein Ausdruck, der nur gegen Sklaven und Kinder gebraucht wird und soviel heißt als: mach', daß du weiterkommst! und stößt ihn an der Schulter einige Meter vorwärts.

Das ist uns denn doch zu stark, zumal sich drunten auf der Straße eine Menge Koreaner angesammelt hat und oben auf der Rampe die Christen auf uns warten, die uns das Geleit gegeben haben. Wir können uns eine solche Behandlung nicht gefallen lassen und werden von den Polizisten selbst in das Bureau gewiesen, wo wir unsere Karten abgeben mit der Erklärung, daß wir uns an höherer Stelle beschweren werden.

Im Weggehen überlegen wir die Sache. Es ist doch besser und einfacher, dem Unteroffizier, noch ehe wir Beschwerde führen, Gelegenheit zu geben, sich zu entschuldigen. Dann wollen wir das Ganze auf sich beruhen lassen. So kehren



Tigerfalle

wir um. Allein es gelingt uns nicht, auch nur ein Wort der Entschuldigung zu bekommen. So bleibt uns nichts übrig als endgültig zu gehen. Aber jetzt wird unser Unteroffizier wild. Ich stehe bereits unter der Türe. Er reißt mir die Klinke aus der Hand und herrscht mich an, zu bleiben. Wetternd fährt die Türe zu, und knarrend dreht sich der Schlüssel im Schloß, den der Rasende zu sich steckt. Dann springt er auf die andere Seite und schließt dort ebenfalls ab. Wir sind regelrecht verhaftet, und jeder Fluchtversuch ist unmöglich gemacht, zumal noch eine Eskorte von Polizisten mit ihren Säbeln uns umsteht. Mit ruhigem Lächeln lassen wir uns auf eine Bank nieder und harren der Dinge, die da kommen sollen. Erst poltert unser Unteroffizier mit langen Schritten auf und ab, wirft die Arme wütend in der Luft hin und her und stößt wie ein Raubtier, das auf seine Beute fährt, abgebrochene Laute aus. Arme, vielgepriesene orientalische Ruhe! Wie bist du jämmerlich in die Brüche gegangen. Hätte er auf eigene Faust handeln können, dann wären wir wohl sofort gefesselt abgeführt worden. Nun stürzt er ans Telephon, dann rast er weiter um uns herum.

Nach einiger Zeit — wir haben angefangen, gemütlich über den ungemütlichen Aufenthalt zu plaudern, ohne auch nur im geringsten auf den erregten Mann zu achten — erscheint ein höherer Polizeibeamter; zwei goldene Sterne trägt er auf roten, golddurchwirkten Epauletten. Er scheint über die Verhaftung von



Einer der Zwölf-Richter-Könige

Staatsverbrechern informiert zu sein. Wir müssen es ihm zugute halten, wenn er sich uns nicht vorstellt. Doch traut er der Geschichte nicht ganz. Er läßt uns durch einen koreanischen Dolmetscher in das Nebenzimmer weisen, das durch einen Glasverschlag vom Bureau getrennt ist. Dort soll die Verhandlung beginnen. Wenn uns der Beamte bis dorthin als Angeklagte behandelte, so soll ihn unsere Beschwerde alsbald eines Besseren belehren. Augenscheinlich klärt sich ihm die Situation etwas, denn es wird jetzt Tee serviert, den wir als Gefangene natürlich unberührt stehen lassen.

Der Beamte sucht seinen Unteroffizier zu decken und zu entschuldigen. Für den verächtlichen Ausdruck „ka" lassen wir als Entschuldigung gelten, daß der Japaner das Koreanische nicht genügend beherrsche; nicht aber das unentschuldbare, rohe Wegstoßen. Schließlich sollen doch auch wir uns noch verantworten wegen des unbefugten Eindringens in die Kanzlei. Doch da können wir erklären, daß die Polizisten uns selbst die Türe hineingewiesen.

Die Sachlage ist nun klargestellt. Aber auch der Offizier ist nicht geneigt, uns die verlangte Genugtuung über die erfahrene Behandlung und die widerrechtliche Verhaftung zu verschaffen. Mit der Erklärung, daß wir uns beim General Akaschi beschweren würden, verlassen wir unser Untersuchungszimmer und, nachdem, sich inzwischen die Türen von selbst geöffnet hatten, das hochgelegene Kastell, von welchem aus das Auge der Gerechtigkeit so sorglich mit weitem Rundblick über die Straßen und Häuser wacht.

Eine Beschwerde beim Polizeipräfekten wurde nicht nötig. Die hohe Polizei in Haitschou hatte sich beeilt, unserer Beschwerde zuvorzukommen, was ihr einen entsprechenden Verweis und dem Unteroffizier Strafversetzung, uns aber ein Entschuldigungsschreiben des Generals eintrug. Schon ein paar Tage später traf es uns in Tschängeton.

Was sagt dieser kleine Zwischenfall und einige analoge, die sich im Laufe der Nordlandsreise ereignen sollten? Vor allem wäre es ein Unrecht, die Regierung für all das verantwortlich zu machen, was manche japanische Unterbeamte in Korea anstellen. Wo sollte Japan, das selbst im Handumdrehen sich zu einem modernen, geordneten Staatswesen entwickeln will, das Heer von subalternen Beamten anwerben, wie es für das neu eroberte Land notwendig war? Es war unausbleiblich, daß eine ganze Menge unfähiger Leute sich anbot, und die Regierung mußte noch froh sein, wenn sich solche zur Genüge meldeten. Diese Leute glauben dann ihrer Regierung einen Dienst zu erweisen und ihre besondere Tauglichkeit zu empfehlen, wenn sie irgend etwas ausschnüffeln, wenn sie mit einem lächerlichen Eifer einem harmlosen Reisenden auf der Ferse sind oder wenn sie mit bewunderungswürdigem Verständnis ihre statistischen Erhebungen machen. So kommt zu P. Le Maire schon seit einem Jahre gewissenhaft Monat

für Monat der Polizist und schreibt auf: Woher? Wie alt? Verheiratet? usw. Nun, wenn's auch nicht immer gemütlich ist, es ist doch nicht allzu auffallend, wenn man die ganze Lage der Dinge überdenkt. Im Interesse der Regierung ist es freilich sehr zu bedauern.

Uns aber läßt dieser Zwischenfall und die endlosen Plackereien, die wir hier im Norden von seiten der Polizei noch zu erdulden hatten, einen Schluß machen auf die Schikanen, die es abgesetzt hätte, wenn nicht eine Empfehlung der obersten Polizeibehörde uns die Wege freigehalten hätte. Ohne das Empfehlungsschreiben des Generals Akaschi hätten wir wohl kaum mehr die Mauern von Haitschou verlassen, es sei denn, um „per Schub" nach Seoul zurückzukehren.

Eine kleine Promenade spinnt die Reflexion zu einem Schauderroman aus. In lebhaftem Gespräche hätten wir beinahe die auffallende Huttracht der Frauen Nordkoreas übersehen. Sie tragen hier an Stelle des langen, weißen Kopftuches der älteren, noch unverheirateten Mädchen und des grünen, wallenden Überwurfes der Frauen einen mächtigen, korbartig geflochtenen Strohhut, den sie mit beiden Händen wie einen Schild über den Kopf halten, sobald sie auf der Straße erscheinen.

Es dunkelt schon, wie wir wieder zu unserem Hausherrn zurückkommen. Im Hofe hat sich bereits ein Geheimpolizist eingefunden, wird aber, so sehr er sich bemerklich machen will, von uns völlig ignoriert. Der Vorfall hat mit Windeseile die Runde in der Stadt gemacht. Ob er viel zum Ansehen der Polizei beigetragen hat, insbesondere nachdem späterhin das Schreiben des Generals Akaschi bekannt wurde?

Nach Tschängeton

14. Mai

P. Cassian verläßt uns am frühen Morgen, um nach Tschängeton vorauszueilen und den Empfang zu leiten. Er ist dort bekannt, denn er hat sich wiederholt daselbst aufgehalten, um im Verkehr mit den Leuten die koreanische Sprache zu erlernen. Wir anderen folgen in einem kleinen Zug um neun Uhr nach. Zwei Pferdchen, von zwei Pferdeknechten geführt, und zwei Träger, die unser Gepäck schleppen, verstärken die Karawane. Vom Ost-Tor bis zum West-Tor müssen wir die Stadt durchqueren auf der breiten, von den Japanern schnurgerade durch das Häusergewirre gebrochenen Straße. Sie ist nicht schlecht angelegt und kreuzt sich in der Mitte der Stadt mit einer zweiten Hauptstraße, die vom Süd-Tor zum Nord-Tor führt. Selbstredend sind diese Straßen von Japanern besetzt, die nun neugierig unserem Zuge nachschauen.

Bald haben wir die „gastliche" Stadt hinter uns und wandern auf schmalen Seitenpfaden voran. Hoch mit Reisig beladene Bullen werden in langen Reihen zur Stadt getrieben, sie mit Brennmaterial zu versorgen. Sie zwingen uns oft zum



Hochzeitsrößchen



Tschängeton

Ausweichen, obschon die Tiere so sanft und geduldig unter ihrer Last des Weges ziehen und auf einen bloßen Wink unseres Stockes aus dem Wege gehen. Aber die Reihen sind zu lang, und die späteren finden sich nicht so rasch zurecht. So ist's besser, wir verlassen den Weg, als daß wir uns die Mühe nehmen, den ganzen Zug auf die Seite zu drängen, was zwar keinen Widerstand, wohl aber für uns einen Aufenthalt bedeutet.

Aus einem nahen Pinienwäldchen, das mit seinen gelben Sandhöhlen und seinen leuchtenden Ginsterblüten uns in die Föhrenbestände der Heimat versetzt, grüßt uns der Ruf eines Kuckucks. Schon jetzt am frühen Vormittag sind wir froh um den spärlichen Schatten und den würzigen Duft. Leider dauert es nicht lang; wir müssen in die baumlose Ebene gegen Nordwest hinein. Uns zur Rechten ziehen sich die von der Sonne grell beleuchteten Sandhügel immer tiefer in die meergrünen Wogen ziemlich hoher Berge zurück. Aus ihrem weichen Grün glüht stellenweise das brennende Gelb verwitterter Granitfelsen; ihre tiefvioletten Schatten teilen die grüne Wand ab.

Mit der Zeit kommen wir in die Ausläufer dieser Höhenzüge hinein. Sie sind reich bedeckt mit einer Zwergeiche (Kal). Ihr wird seit einigen Jahren großes Augenmerk geschenkt, da ihre Blätter das Futter für einen Seidenwurm liefern.



Frauen und Kinder

Japan geht jetzt mit Eifer daran, die Seidenproduktion, die sich als Hausindustrie hier im Norden kümmerlich forterhalten hat, in Schwung zu bringen. Freilich muß die Lage der Berge günstig sein, wenn die auf den Eichenbüschen ausgesetzten Raupen fortkommen sollen; und dann sind es die Vögel, welche der jungen Brut stark zusetzen. Gleichwohl hat sich schon manche Vereinigung zusammengetan, welche die Seidenraupen im großen züchtet, während in manchem Familienhause sich der Kleinbetrieb fortfristet. Wir werden dem Hausbetrieb noch ein paarmal näher begegnen.

Wie wir heute mittag in einem Wirtshause zu kurzer Rast einkehren, kommen eben zwei Männer mit einem mächtigen Korbe in großer Eile nach. Sie wollen rasch wieder weiter. Sie haben einen Transport von Eiern des Seidenspinners zu besorgen. Bei der hohen Temperatur sind ihnen auf dem Wege alle Würmchen ausgeschlüpft. Es wird ihnen unmöglich sein, sie noch fünf bis sechs Stunden weiter bis zu ihrem Bestimmungsort zu bringen; sie müssen die kleinen Raupen hier auf dem Berge aussetzen, sonst gehen alle zugrunde.

Wir haben uns einige Schüsselchen koreanischen Reiswein bringen lassen; er mundet uns vorzüglich. Mir will man aus unserem Gepäck etwas von dem wegen des weiten Transportes kostbaren Meßweine geben; doch ich will keine Ausnahme und halte mich auch an den Reiswein. Nachdem wir uns etwas gestärkt,



Die Jugend von Tschängeton

packen wir wieder zusammen. Vorsorglich fragen wir auch noch nach der Flasche Meßwein, damit sie ja nicht liegen bleibe. Einer unserer Träger hält sie noch in der Hand. Aber sie ist leer. Die beiden Pferdeknechte und die zwei Träger haben sie miteinander getrunken. Mit langen Gesichtern betrachten wir die verschmähte Flasche, die bei den Koreanern so viel Anerkennung gefunden, und ein herzliches Lachen hilft über alle weitere Reflexion hinweg.

Wir wollen einen kleinen Umweg über eine interessante Bonzerei machen. P. Cassian ist die Veranlassung dazu. Er hat in Tschängeton eine Illumination für unsere Ankunft arrangiert, und so dürfen wir nicht vor Abend eintreffen. Hätte er eine Ahnung gehabt, wie gründlich wir alles nehmen würden, dann hätte er uns wohl nicht auf die Bonzerei aufmerksam gemacht.

Kaum biegen wir vom Wirtshaus ab in ein tiefes Seitental hinein, als dessen Hintergrund sich eine ferne Bergwand in die Quere legt, da begegnet uns ein von der Beerdigung heimkehrender Leichenzug. Er hat sich bereits in einzelne Gruppen aufgelöst. Drei Männer sind voraus. Einer von ihnen trägt das Honpäk, das Seelenkästchen, auf einer Stange befestigt und von einem weißen Papier umflattert, ähnlich, wie oftmals bei uns zulande ein müder Kreuzträger auf dem Heimweg von der Prozession das vom Tuchbaldachin umhängte Kreuz nachlässig auf seine Schultern genommen hat. Die beiden anderen Männer sind in der charakteristischen

Trauerkleidung. In einem fort wiederholen sie ihr langgezogenes Aigo. Ein gutes Stück hinterher kommen in Abständen Leidtragende und ein Ochse, welcher die farbigen Hüllen und schwarzen Stangen der Leichenbahre schleppt.

Auf dem Wege können wir die Gastfreundschaft der Koreaner erproben. Sie wird so oft verkannt, aber doch nur von denjenigen, welche das Volksleben nicht kennen. Bei einer Hütte bittet P. Placidus um Feuer für seine Pfeife. Es wird ihm bereitwilligst gegeben. Feuer für die Pfeife, Wasser zum Trinken und in der Nacht eine Laterne, ein Papierlampion, wird niemand verweigert. Die meisten stellen in der Nacht einen Führer, der bis zum nächsten Wirtshaus das Geleite gibt, und dort findet der Fremde den gleichen Liebesdienst bereit.

Neben dem einzeln stehenden Hause ist eine Tigerfalle eingerichtet, die uns mehr anzieht als die Tabakspfeife. Ein Steinhaufe ist zu einer Höhle aufgeschichtet; eine schwere Falltüre, aus Eichenprügeln gezimmert, dient als Verschluß und wird durch einen über dem Hügel schwebenden Balken hochgehalten. In die Höhle kommt ein Schwein, das den Tiger anlocken soll. Es ist ja nur eine kleinere Tigerart, die hier im Norden noch heimisch ist; aber gleichwohl richtet dieses Raubtier großen Schaden unter dem ohnehin geringen Viehstande an. Im strengen Winter, wenn droben in der Mandschurei die großen Königstiger von der Kälte oder vom Hunger vertrieben werden, kommen auch diese ziemlich weit in die Halbinsel herab.

Schon sind wir eine gute Stunde weit ins Tal hineingedrungen, da endlich ladet von halber Höhe im Talhintergrunde die Bonzerei zum Besuche ein. Noch sind wir in der Talsohle. Auch hier stand an dem mit jugendlichem Ungestüm sich durch Felstrümmer zwängenden Flüßchen einstmals eine Bonzerei. Deren Überreste sind jetzt zu Umfassungsmauern für Gärten aufgeschichtet. In der Nähe ragen noch die von einem weichen Moosgewebe umzogenen Granitsteine alter Bonzengräber aus dem Boden. Zwei Granitwächter, alte verwitterte Gestalten, bewachen noch den längst verschwundenen Eingang. Am Flußufer finde ich schon die dritte, mir fremde Irisart, kleiner als unsere Iris germanica, der sie an Farbe gleicht, größer als die beiden koreanischen Zwillingsschwestern, eine kleine blaue und eine gleich große gelbe, die uns so freundlich anschauen.

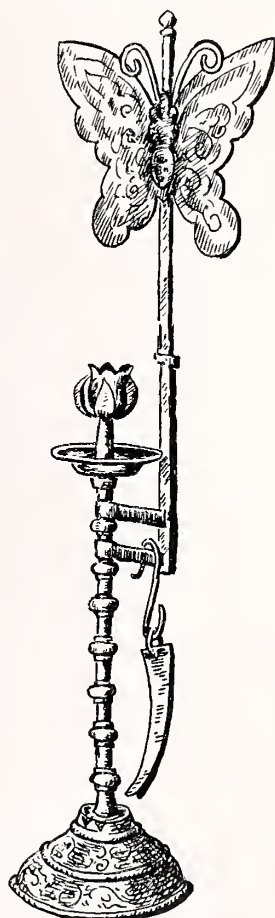
Wir dringen immer tiefer ins Tal vorwärts. Auffallend viele Frauen, die von einem Besuch in der Bonzerei zurückkehren, steigen hernieder. Scheu verlassen sie den schmalen Weg und stellen sich abgewendet — so verlangt es die gute Sitte — entweder in die Gerstenfelder, oder sie schieben sich rasch hinter einen der vielen Felsblöcke, die hier überall in den mageren Feldern herumstehen.

Je näher wir der Bonzerei kommen, um so romantischer wird die Landschaft. Um die Felstrümmer, deren violetter Verwitterungston, durchbrochen von scharfen Blitzlichtern, sich so farbenverwandt zu den altersgrauen Baumriesen und ihrem

freudigen Grün gesellt, und um die mächtigen Baumstämme haben sich dunkle Efeuranken gewunden. Und der Platz für ein kleines, mageres Äckerchen wird immer noch kleiner. Und doch ist das zarte Frühlingssprossen zwischen den alten, griesgrämigen Gestalten so anziehend.

Mit vielem Schweiß ist endlich die Bonzerei erreicht. Wir werden in den Gastraum geführt, den ein kleiner Buddha=Altar ziert. Rechts und links von diesem Empfangszimmer stoßen Fremdenzimmer an, die einen für die Männer, die andern für die Frauen. Alle sind gut besucht und auch hinten im Hof unter einem schattigen Baum haben sich viele Pilger zu einem Labetrunk eingefunden. Die Bonzereien sind ja überhaupt ein beliebter Ausflugsort für die Koreaner und Koreanerinnen, die gern einmal Kukion halten, das heißt sich ausruhen und daraufhin im Freien niedersitzen und die Gegend betrachten. Und hier in der Bonzerei ist dies noch angenehmer gemacht durch das wohlbereitete Mahl, mit welchem die Bonzen die Almosen vergelten, die sie allenthalben gesammelt haben. Freilich sind nicht selten die Fremdenkammern der Bonzerei der Ort, welchen unter dem Schein einer frohen Pilgerfahrt ein Komplott sich zu einem Stelldichein ausersehen hat. Darum will auch die japanische Regierung staatliche Bonzereien aus Japan nach Korea verlegen und damit zugleich dem ohnehin lebensschwachen Buddhismus in Korea wieder auf die Beine helfen.

Einst mag hier eine blühende Bonzerei gewesen sein. Sinkuangsa heißt die Bonzerei: Bonzerei des Geisterruhmes. Vor fünfhundertzwanzig Jahren ward sie erbaut. Jetzt sind nur mehr fünf Bonzen da. Unter den verschiedenen Tempeln, welche die Bonzen hier hüten, ist einer weniger wegen seiner kunstvollen Ausstattung, als wegen seiner eigentümlichen Auffassung sehenswert. Um einen großen Buddha scharen sich terrassenförmig wie zu einem großen Schaustücke zusammengedrängt, nicht weniger als fünfhundert meist plumpe, flüchtig gefaßte Tonfiguren. Und doch ist diesen Figuren weder Originalität noch auch Charakter abzusprechen. Ein guter Teil von ihnen bringt so recht die bis zur Verachtung aller übrigen Menschen gesteigerte Weltverachtung des Buddhismus in Gesicht und Haltung zum Ausdruck und könnte mit Rücksicht darauf sogar als Kunstwerk bezeichnet werden.



Leuchter, 1/4 natürl. Größe

Jedenfalls hat der Bonze, der sie verfertigt hat, sich tief in den Buddhismus hineingelebt.

In der Nähe steht das große Haupteingangstor, durch welches der eigentliche Weg in die Bonzerei und zu den Tempeln führt — wir sind durch eine Seitenpforte gekommen. Unter dem Torgang nehmen die vier Götterkönige, die „Beschützer des Buddhismus", den Ankömmling in Empfang. Über sechs Meter groß, in polychromiertem Ton ausgeführt, stehen sie, jeder in einer Ecke der beiden Nischen, rechts und links und lassen den Besucher durch.

Der erste ist der Südkönig. Er hält in der Rechten einen Drachen, in der Linken einen Apfel. Der Drache schaut zum hochgehobenen Apfel hinauf. Es wird ihm der „Brotkorb" höher gehängt: das Symbol des verschlossenen Regens.

Diametral gegenüber spielt der Nordkönig die Leier: es kommt Regen, und das Volk wird wieder lustig. Er ist zugleich auch der Gott des Spieles und Gesanges. Im Gegensatz zum Südkönig, der finster blickt und dessen Augen unheimlich aus dem geröteten Gesichte blitzen, hat der Nordkönig ein freundliches weißes Antlitz.

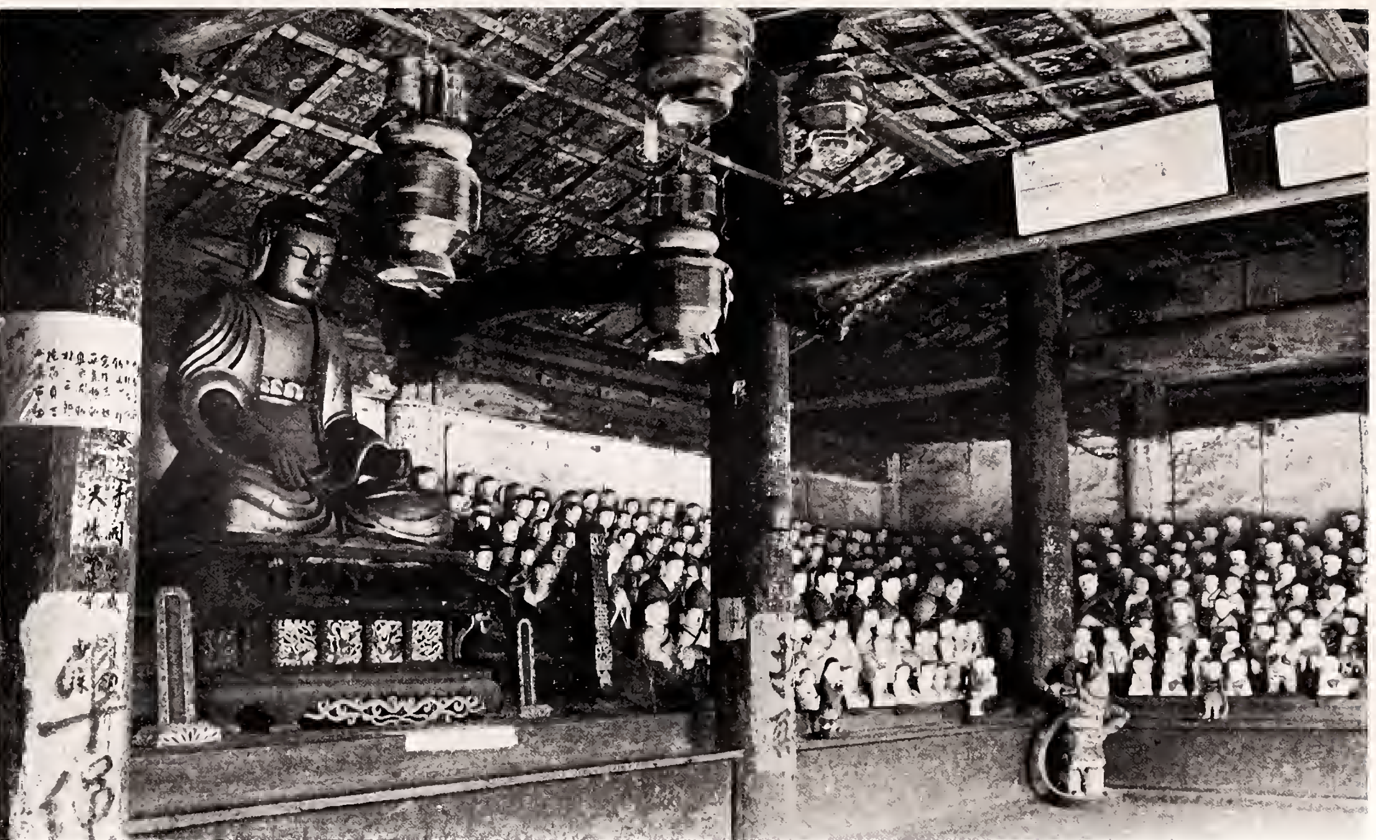
Eine dritte Figur hält horizontal das Schwert vor sich hin; sie macht ein verbissenes Gesicht; der Ausdruck ist durch das flammende Rot noch gesteigert. Sie stellt den Ostkönig dar als den Kriegsgott, welcher über die unterjochten Feinde triumphiert. Mit den Füßen zertritt er zwei winzig kleine Figuren. Der Ostkönig ist auch der Gott der strafenden Gerechtigkeit.

Ihm diametral gegenüber ist die freudige Gestalt des Lohnes für das Gute, der Westkönig. Zugleich der Gott der Frömmigkeit, hält er in der einen Hand ein Szepter, in der anderen einen Turm empor. Zwei kleinere Figuren kauern vor ihm auf dem Boden. Alphons, der die Sachen und die Volksanschauungen gut kennt, gibt mir diese Erklärungen. Sie stimmen überein mit den Nachrichten aus anderen Gegenden, wo sich die gleichen Darstellungen finden.


Flechten von Strohschuhen

In den tönernen Statuen hat sich eine Hummelbrut eingenistet. Mit ihrem Summen erfüllt sie den ganzen Raum und kriecht in die Löcher, die sie sich durch die Farben hindurch in den Leib dieser Götzenbilder gebohrt hat.

Der Haupttempel ist verlassen, und die mit Grünspan überzogene Glocke schweigt, weil auch das Gebet der Bonzen verstummt ist. Hinter dem Haupttempel verwittert ein



Buddha-Statue, umgeben von fünfhundert Statuetten (Bodhisatwa's)

buddhistischer Turm (Thab), eine Art kleiner Pagoden, aus Granitsteinen aufgeführt, in welchen ein Partikel der „Asche Buddhas" eingeschlossen sein soll.

Weiter oben, den Berg hinan, steht noch ein Tempel. Ihm verdankt die Bonzerei ihre Entstehung. Er ist gestiftet von einem chinesischen Königssohn, den Buddha selbst in einem Tage aus China hierher und dann wieder zurückgebracht hatte. So wenigstens versichert uns der Bonze, der uns den Ursprung der heiligen Stätte erklärt. Es ist nichts Sehenswertes darin; nur die Türe trägt ein schönes, verschlungenes Maßwerk aus Eichenlaub in durchbrochener Arbeit, das an künstlerischer Auffassung und geschickter Stilisierung nichts zu wünschen übrig läßt. Die etwas derbe Ausführung ist eher geeignet, den Reiz der Arbeit zu erhöhen, als abzuschwächen.

So ist also hier in dieser Bonzerei von dem alten Glanze nicht viel mehr übrig, als die schöne Lage und ein Teil der alternden, leeren Gebäude, ein Bild des zusammengebrochenen Buddhismus in Korea. Ob ihn die Japaner künstlich nochmal zum Leben bringen?

Etwas Gutes wenigstens hat der Buddhismus in Korea gehabt; er hat um die idyllischen Plätzchen herum, wo die Bonzereien entstanden und wo sie sich fortfristen konnten, einige Bäume erhalten, welche den Beweis liefern, daß Korea landschaftlich noch viel, viel schöner sein könnte als es tatsächlich ist. Hoffentlich glücken den Japanern die Versuche, die sie nach dieser Seite zum Besten des Landes machen, nämlich ihre Aufforstungsbestrebungen, welche zugleich eine reiche materielle Quelle auftun würden.

Beim Scheiden von der Bonzerei machen wir eine große geographische Entdeckung. Ich war bisher der Meinung, die Bonzerei liege uns auf dem Weg, das heißt, sie sei für uns nur ein kleiner Umweg auf unserem achtstündigen Marsch von Haitschou nach Tschängeton; doch nun erklärt uns P. Wilhelm, daß dem nicht so sei, sondern daß wir erst die eineinhalb Stunden wieder zurück müßten bis zu dem Wirtshaus, bei welchem wir unseren Weg verlassen haben und zur Bonzerei eingebogen sind. Es ist schon halb drei Uhr; noch haben wir nicht zu Mittag gegessen, und vor uns liegt ein Weg von siebeneinhalb Stunden. Doch so hat es P. Cassian ja gewünscht. Jedenfalls kommen wir zur Illumination nicht mehr zu früh. Dafür, daß wir nicht mehr bei Sonnenschein in Tschängeton einziehen, ist schon gesorgt, so tüchtig wir jetzt auch ausgreifen. Tongmö, unser Wirtshaus, ist bald wieder erreicht; wir lassen es unbeachtet liegen. Erst um fünf Uhr kommen wir zur koreanischen Herberge, wo das verspätete Mittagsmahl in koreanischer Küche auf uns wartet. Ein Stündchen verstreicht, bis alles hergerichtet und verzehrt ist. Aber dann geht es wieder munter voran, dem immer noch fernen Ziele zu.

Ein steiler Paß trägt uns in ein neues Tal, das auf einmal einen ganz anderen Charakter annimmt als der Talkessel, den wir verlassen haben, einen ganz anderen

als die übrigen Täler und Höhen hinter uns. Diese waren von niedrigem Gestrüpp bestanden. Jetzt hängen schöne grüne Grasmatten die Berge herab. Leider verstehen es die Koreaner nicht, dieselben auszunützen. Sie haben keine Ahnung davon, das Gras richtig zu verwerten, noch viel weniger, richtiges Heu für den Winter zu bereiten. Höchstens binden sie einen Ochsen oder ein Kälbchen mit einem Strick an einen Pflock und lassen das Gras abweiden, welches das Tier erreichen kann, oder hauen im Spätherbst das dürr gewordene Gras mit einer Sichel ab und bringen es als kärglichen Futtervorrat für die wenigen Stücke Vieh heim. Was ließe sich doch aus diesen Höhen gewinnen! Eine ganz vorzügliche Viehzucht und Milchwirtschaft könnte hier eingerichtet werden. Diese Höhen sind wie geschaffen dazu.

Schon beginnt die Nacht über unser Tal zu dämmern. Die ersten Sternlein spiegeln sich in dem Flüßchen, welches das Tal durchzieht und das wir auf angehäuften Steintrümmern immer wieder kreuzen müssen.

Die Nacht ist völlig hereingebrochen. Unser Weg steigt ein Seitental hinan. Da auf einmal leuchtet von seinem hohen Hintergrund herab ein einem „Sternhaufen" gleichender Schwarm beweglicher Lichter. Dort oben auf der Paßhöhe erwarten uns die Schulkinder mit ihren Lampions, und bald hören wir auch den Schall von Trompeten durch die stille Nacht tönen. Bis wir den Grat erklommen haben, vergehen noch drei Viertelstunden. Nach einer kleinen Stärkung eilen wir bergab. Die Kinder mit den Lampions leuchten uns auf den steinigen, abschüssigen Bergpfaden voran. Wir haben aber noch zwei Stunden bis nach Tschängeton. Manch eine bezaubernde Idylle eilt rasch an uns vorbei. Dort bricht sich das blaue Mondlicht an den pittoresken Felsen, welche über ein Wässerlein hereinhängen. Flüchtig trippelt das Licht über die unruhigen Wellen, die sich in den schwarzen Schatten unter den Felsen flüchten. Ich bin mit den munteren Knaben schon weit vorausgekommen und glaube jetzt schon in Tschängeton zu sein. Eine Viertelstunde stehe ich am Wasser und warte auf die Ankunft des Lichterzuges hinter mir. Aber noch ein Hügel und dann noch einer müssen genommen werden. Endlich, es ist schon gegen elf Uhr, blitzt, wie wir den letzten Hügel genommen haben, ein flackernder Lichterschwarm auf. Es sind die zahllosen Lampions, welche die Kirche und die Missionsstation, den offenen Kirchplatz und die Hecken und Zäune und Mauern schmücken. Der Wind schwenkt sie zum Gruß hin und her, und das Geknatter der Raketen löst sich aus den flammenden Lichtern los. Freudig bringt uns das Glöcklein vom hölzernen Glockenstuhl vor der Kapelle aus den Willkommgruß entgegen und klingt in die frische, klare Frühlingsnacht hinaus. Immer größer ist die Schar der Christen geworden. Alles ist herbeigeströmt; alles hat bis in die tiefe Nacht hinein gewartet. Manche sind stundenweit hergekommen. Wir ziehen in die Kirche, die sich rasch mit den Scharen füllt, um in kurzem

Gebete für den herrlichen Reisetag und sein glückliches Ende zu danken. Die Kinder, die noch nicht zu Abend gegessen haben, wollen uns in ihrer Freude nicht einmal jetzt verlassen, da wir uns müde zum Nachtmahl zusammensetzen. Wir müssen sie fortdrängen, damit sie nach Hause gehen und auch noch ein wenig Reis bekommen, bevor sie die Mitternachtsstunde in Schlaf wiegt.



Nach einem koreanischen Gemälde

Kapitel 15

Unterm Pugum=Baum

Aus Tschängetons Geschichte

15. Mai

Ein heller, klarer Frühlingsmorgen weckt das wie ein Tyroler Dörflein in einem Bergkessel schlummernde Tschängeton. Die Mission, auf einer kleinen Anhöhe errichtet, beherrscht das ganze Dorf. Die Häuser schmiegen sich im Halbkreise um den Fuß des Hügels; zwei muntere Bergbäche schließen den Missionshügel ein und fließen etwas unterhalb zusammen. Hinter der Mission steigt das Gelände nach einer kleinen Senkung höher und höher und verliert sich dann in den felsigen Spalten eines langgezogenen Bergkammes, über dem eben der feurige Sonnenball auftaucht und sein morgenrotes Gold über Tal und Bach ausgießt. In tiefblauem Nachtgewand ruht noch der Bergkamm unter der Sonne; die westliche Wand aber lacht wie ein munteres Kind im lichten Morgenkleide der strahlenden Sonne entgegen. Einer der beleuchteten Höhenzüge schiebt sich weit ins Tal herein und richtet sich, ehe er steil abfällt, zu einem runden Kegel empor, der als feste Warte das Tal bewacht. Er war auch früher in Zeiten der Gefahr mit Wächtern besetzt. Im Schatten alter Föhren verbarg sich das Wächterhäuschen. Es ist jetzt verschwunden, und wo ehedem die Waffen blitzten, da leuchten jetzt nur mehr die kupferblanken Föhrenäste durch das dunkle Grün. Der Missionshügel mit dem Kreuze auf dem Kirchlein hält fortan Wache über das Dorf.

Das Kirchlein ist interessant angelegt. Unter einem Oktogon, das als Kuppel mit Laterne den ganzen Bau überragt, steht der Altar; rechtwinkelig stoßen die beiden Schiffe, das der Männer und das andere für die Frauen im Oktogon zusammen. Hinter der Kirche hat P. Wilhelm sich einen Garten angelegt. Da, wo die Leute immer glaubten, es könne kein anderer Baum als höchstens eine verkrüppelte Föhre sich kümmerlich fristen, dehnt sich jetzt ein üppiger Gemüsegarten und eine reiche Obstanlage aus. Wie wenn verspäteter Frühlingsschnee auf den Zweigen läge, so stehen die Apfel= und Birnbäumchen in flockiger Blüte da, während die vielen Kirschen= und Pflaumenbäume ihre Blüte bereits abgeworfen



Pugum=Baum

haben. Auch die Knospen der Weinrebe beginnen bereits sich zu regen. Mit Weitblick schaut P. Wilhelm in die Zukunft. Es wird bei den geringen Mitteln, über welche die Mission verfügt, und bei der Armut der Leute von größtem Vorteil sein, wenn auf solche Weise die Versorgung der Mission und ihre Selbsterhaltung eingeleitet wird.

Der Morgenspaziergang führt uns hinaus ins Dorf. Von da gehen wir hinüber auf den dunkelbewaldeten Wachthügel und steigen schließlich wieder nieder zum Dörflein. Dort suchen wir den Pugum=Baum auf, an den ein guter Teil der Geschichte Tschängetons sich knüpft. Im Dorfe selbst besuchen wir das Haus der Familie An, die nicht nur mit der Geschichte des Dorfes enge verwoben ist, sondern auch in der jüngsten Geschichte Koreas noch eine Rolle gespielt hat. Wir werden diesem Namen noch des öftern begegnen. Für jetzt müssen wir dem Hause und der Pfeife, die uns der Hausherr aufnötigt, unser ganzes Interesse zuwenden, und doch sind uns beide, das Haus in seiner Anlage sowie die Pfeife und ihr Geschmack, längst bekannt. Dann aber geleitet uns der Hausherr und die ganze männliche Familie zum Pugum=Baum, dem „Baum des Reichtumes", der aus uralter Zeit aus dem dunkelsten Heidentum über die Christenverfolgungen hinweg in die glücklichen Zeiten des jetzigen christlichen Tschängeton hereinragt.

Einst ein heiliger Baum, überschattet er mit seinen weitausladenden Ästen einen kleinen Weiher und einen zierlichen, auf Holzsäulen ruhenden Pavillon. Früher war seine Bedeutung für das Dorf noch größer als jetzt; aber auch jetzt ist der Baum mit seiner lauschigen Stille der Stolz des Dorfes. In der heidnischen Zeit wurden jährlich zweimal, im Frühling und im Herbste Opfer dargebracht. Unter den Männern, die uns begleiten, haben noch verschiedene an den Opfern teilgenommen, und sie erzählen uns, wie unter dreifachen Verbeugungen Wein und Fleisch als Opfergaben niedergestellt wurden.

Hierher, unter diesen Baum hat es mich oft gezogen. Mir war's jedesmal, als würden die altersgrauen Zweige den frühlingsfrohen Blättern, die eben zu sprossen beginnen, in geheimnisvoller Vertraulichkeit die Geschicke erzählen, die die Bewohner Tschängetons in freudigen und trüben Tagen unter seinem Geäste durchberaten und durchlebt. Einzelne Episoden aus Tschängetons Geschichte sind nichts anderes als ein Ausschnitt aus dem Gesamtbild der neueren koreanischen Geschichte, ein Bild der inneren Zerfahrenheit und Mißwirtschaft, unter der das Volk krankte.

In jenen romantischen Heldenzeiten Koreas, wo das Christentum in das abgeschlossene Land Eingang fand und ohne Priester sich immer weiter entwickelte und dann unter Blut und Foltern erstarkte, war das Kreuz auch bis Tschängeton vorgedrungen. Allmählich war die Zahl der Christen gewachsen, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war fast das ganze Dorf christlich. Doch die hochgehenden Wogen der Christenverfolgung im Jahre 1866 sollten alles mit einem Schlage vernichten. Einige Christen hatten im Übereifer vom Pugum-Baum einen Ast abgesägt, und dies hatte den nächsten Anlaß zur Vertreibung der Christen gegeben. Ein Teil wurde gefangen genommen und nach Haitschou geschleppt, später aber gegen Geld freigegeben. Die Heiden aber hatten sich des ganzen Dorfes bemächtigt und die Habe der vertriebenen Christen an sich gerissen. Tschängeton war wieder heidnisch. Ehe die Christen wegzogen, hatten sie das Kreuz, um das sie sich bei ihren religiösen Versammlungen vereinigten, in einer steinernen Gartenmauer verborgen. Später, als das Christentum wiederum ins Dorf zurückgekehrt war, spielte eine glückliche Fügung das Kreuz



dem P. Wilhelm in die Hände, da er gerade an der Stelle, wo es eingemauert war, eine Türe durch die Mauer brechen ließ.

Mit dem Wiederaufleben des Christentums in Tschängeton tritt die Familie An in den Vordergrund. Insbesondere war es An Petrus, das damalige Haupt der Familie, dessen Einfluß und Ansehen das ganze Dorf dem Christentum zuführte. Die ursprünglichen Motive des An Petrus waren freilich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch größtenteils eigennützige: Ehrgeiz und Herrschsucht.

Während der Christenverfolgung 1866 lebte diese Familie, damals noch heidnisch, in Haitschou und gehörte mit zu den reichsten der Stadt. Alle lebten sie beieinander, Vater und Mutter und sechs Brüder, deren Frauen und Kinder, zusammen sechsunddreißig Personen. Der Ertrag einer jährlichen Ernte belief sich auf zirka vierhundert Sack Reis, was für den Koreaner einen ganz ansehnlichen Reichtum bedeutet. Außerdem widmeten sie sich dem Heringsfang. Zwei bis sechs Millionen Heringe erbeuteten sie alljährlich mit ihren Reusen draußen auf dem Meer. Allein die Heringsfischerei ging darnieder. Die Heringe wurden zu billig. Die Familie konnte sich in dem gewohnten Ansehen nicht mehr halten, und der Stolz trieb sie fort; sie wanderten aus und kamen nach Tschängeton.

An Petrus, der sich durch ein Examen den Titel eines Tjinsa, eines Gelehrten, erworben hatte, wußte sich einen weitgehenden Einfluß zu geben. Er war bekannt mit den Ministern in Seoul, stand in Verbindung mit den Gelehrten Koreas; sein Name wurde mit Ehrfurcht in der ganzen Gegend genannt; sein Wille machte sich in allen Dingen geltend.

Zur Zeit des Krieges zwischen Japan und China 1894 war in Korea der Aufstand der Tonghak ausgebrochen, die auf den Sturz der herrschenden Dynastie hinarbeiteten. An Petrus hielt treu zum Herrscherhause. Er hatte etwa einhundertzwanzig Schützen um sich geschart, Jäger aus der Umgegend, die in den kühnen Jagden gegen die Tiger ihren Mut erprobt hatten. Er war ihr Feldherr, und er führte seine Streitmacht, die ihm unbedingt er=



Koreanischer Wasserträger



Pisok, Ehrendenkmäler am Wege, die sich die Mandarine setzen ließen

geben war, und die er als Diktator mit unumschränktem Rechte kommandierte, gegen die Tonghak.

In diesen unruhigen Zeiten mußte er freilich gar manchmal — bevollmächtigt von den Mandarinen — um seine sonst in strenger Manneszucht gehaltenen Mannschaften zu verproviantieren, vom Faustrecht Gebrauch machen. Manche Reisexpedition fiel zwischen die Streifzüge, die er gegen die Tonghak machte. Diese aber fürchteten die Freischaren des An-Tjinsa.

In Haitschou, der alten Feste, dem Sitze des Gouverneurs, war die Not groß. Die Miliz war ohnmächtig und man fürchtete einen Gewaltstreich der Tonghak. In dieser Not rief der Gouverneur den An zu Hilfe. Damals zog auch der vierzehnjährige An Thomas, der spätere (1909) Mörder Itos mit. Der Gouverneur der Provinz kam ihnen mit Tischen und Speisen entgegen und empfing sie in ehrenvoller Bewirtung; denn tatsächlich war allein schon durch die Ankunft des An und seiner Truppe Haitschou befreit.

Durch all diese Vorgänge war die Familie An berühmt geworden in der ganzen Provinz. Auch ihr Selbstgefühl war gewaltig gewachsen. Indes mit Schluß des Krieges und dem damit verbundenen Aufhören der inneren Kämpfe wandte sich das Blatt. So manche waren in diesen Streitereien ums Leben gekommen, hüben und drüben. Die Angehörigen der Gefallenen schoben einen guten Teil der Schuld auf An. Auch hatte er, freilich autorisiert durch Mandarine, den Leuten Reis weggenommen. Das Odium lastete nun auf ihm. Das konnte sein



Hochzeitsmahl



Im Zimmer des An

Ansehen und damit seinen Einfluß erschüttern. Er suchte sich zu halten und hoffte dies durch Anschluß an die Ausländer und durch Übertritt zum Christentum zu erreichen. In dieser Absicht kam er nach Seoul und beobachtete zunächst die dortigen protestantischen Missionäre, deren Tätigkeit und deren Einrichtungen. Allein der Mann der strammen Disziplin war nicht so recht befriedigt. Er kam auch in die Wohnung des katholischen Bischofs. Bald war nun sein Entschluß gefaßt. Er wollte katholisch werden, und alle seine Anhänger sollten ihm folgen. Rasch war der Entschluß, und ebenso rasch ging er in seiner Weise an die Ausführung. Er kehrte mit einhundertzwanzig Katechismen von Seoul zu den Seinen nach Tschängeton zurück, und dort konnte er seine ihm ergebenen Leute nach allen Richtungen hinaussenden mit „der Aufforderung von An Petrus", katholisch zu werden. Und alles fing an, den Katechismus zu studieren. Alles tat es freiwillig oder unter dem Druck des Ansehens, das von An Petrus ausging. Das war Ende Oktober 1896. Nur einige wenige wollten nicht mittun, der alte Bruder des An, ein anderer Verwandter und ein Taglöhner. Doch diese konnten sich nicht lange mehr in Tschängeton halten.

Um diese Zeit hatte P. Wilhelm zu Mariem (Mähaton), zirka zehn Stunden nordwärts von Tschängeton gelegen, auf einem Hügel die in der Umgebung zerstreuten Christen gesammelt und ein christliches Dorf organisiert. In Tschängeton

ward nun große Beratung abgehalten über die Frage, ob man nicht den Pater hierher rufen solle. Aber es wurden verschiedene Schwierigkeiten vorgebracht. Vor allem die: Wie sollen wir uns denn zu ihm stellen; sollen wir vor ihm die große Verbeugung machen, wie dieselbe nach koreanischer Sitte dem Höherstehenden gebührt, oder sollen wir ihn mit „Heira" anreden, in der niedersten Form, in welcher auch die wenig geachteten Bonzen behandelt werden? Darüber wollte man sich und vor allem An Petrus klar sein. So kam denn ein Abgesandter nach dem andern, um insgeheim auszuforschen: der nachmalige Jakob An hatte von dem Photographen-Apparat gehört, den wollte er sehen; Thomas interessiert sich gar sehr für die Flinte des Paters usw. Und so forschten sie aus, ob es nicht allzu schwer sei, sich vor dem Pater zu verneigen, ihn einem Konfuzius gleichzustellen. Endlich war man sich darüber klar geworden: der Pater Hong Sinbu (P. Wilhelm) ist freundlich und höflich, und obschon er sich als den Höherstehenden betrachtet und er uns mit Heira anspricht, so scheint er doch nicht zu stramm zu sein und ein Herz für uns zu haben. So wurde denn beschlossen, daß er kommen solle, oder vielmehr, daß er kommen müsse. Die Bewohner von Tschängeton ordnen einen Christen der Gegend ab, der am Sankt-Xaverius-Tag in Mähaton eintrifft. „Pater, Sie müssen nach Tschängeton kommen." „Was ist Tschängeton, wo ist Tschängeton?" „Oh, dort sind einhundertzwanzig Leute, welche die Religion studieren, und in der Umgegend sind weitere vierhundert. Wenn sie nicht kommen, dann wird der Bischof einen Brief schreiben, daß Sie kommen müssen; so hat uns An Tjinsa gesagt." „An Tjinsa? Wer ist das? Den kenne ich doch gar nicht." „Aber das ist ein Mann, mit dem muß man rechnen," sagten nun die anderen Christen, welche, wie in Korea üblich, der Unterredung beigewohnt hatten, „wenn es der gesagt hat, dann darf man es nicht abschlagen." „Aber ich kann nicht einfach so von hier weglaufen. Übrigens sagt dem An: Wenn man mich einladet zu kommen, dann weiß ich, was meine Pflicht ist. Daß man mich aber zwingen will, das ist mir noch nicht vorgekommen. Zuerst



An Thomas,
der zum Zeichen der Verschwörungstreue sich das vorderste Glied des Goldfingers abgebissen hat



Familie des An

muß ich wissen, wie es dort steht.“ P. Wilhelm schickt zwei Katecheten nach Tschängeton. Diese sollen den Stand der Dinge etwas näher ausforschen, sollen die aufrichtige Gesinnung zu erfahren suchen, dann auch die Leute noch etwas weiter unterrichten. Nach einiger Zeit kommen diese ganz begeistert zurück. So etwas hätten sie noch nirgends gesehen. Es war auch wirklich eine lebendige religiöse Bewegung, die freilich bei diesem und jenem auf den nachhaltigen Antrieb und Einfluß des An zurückzuführen war. Manche hatten zwei Wochen hindurch Tag und Nacht Katechismus abgeschrieben, um auch anderen zu einem Katechismus und zur Taufe zu verhelfen. Daß bei dieser Überstürzung manches von dem, was die guten Leutchen gelernt hatten, unverstanden geblieben war, liegt auf der Hand.

So rückte im Jahre 1896 Weihnachten heran. Da sollte das Taufexamen stattfinden. Je näher der Tag kam, um so größer wurde die Angst der Leute vor dem Examen, und sie baten um vierzehntägigen Aufschub. So wurde denn das Heilig-Drei-Königs-Fest hierfür bestimmt und am 10. Januar An Petrus, Thomas und Jakob mit sechsunddreißig anderen getauft, nach einiger Zeit wieder dreißig und an Ostern nochmals dreiunddreißig. Bei dieser Taufe an Ostern kamen noch zwei Christen, die vor dreißig Jahren aus Tschängeton vertrieben worden waren, ein alter Mann und eine Frau. Der Mann hatte im Laufe dieser Zeit seinen Taufnamen vergessen, und P. Wilhelm gab ihm einen neuen Namen: Jonas. Die Frau,

An Cäcilia, hatte früher gleichfalls im Dorfe gelebt. Ihr Mann war gefangen genommen und hingerichtet worden, sie selbst mußte gezwungenerweise mit einem heidnischen Manne zusammenleben. Als sie von dem Wiederaufleben des Christentums in Tschängeton hörten, trieb sie die Sehnsucht nach der Heimat, wo sie Christen gewesen, und so trafen die beiden Zeugen für die alte Kirche in Tschängeton gerade in dem Augenblick zusammen, als die jugendlich aufkeimende Kirche ihre erste Blüte entfaltete.

Aber mit dieser Entwicklung begann auch eine Zeit ununterbrochener Schikanen. Wie An Petrus sich unter den Schutz des Paters stellen wollte und dieser fortan die seiner Herde zugehörigen Schäflein als treuer Hirt gegen die Übergriffe der habsüchtigen Mandarinen und deren gewissenlosen Satelliten zu schützen entschlossen war, so wußten auch die Mandarine und deren Helfershelfer, daß jedes neue Christendorf, in welchem der Pater die gerechte Sache mit Entschiedenheit zu vertreten verstand, als verlorenes Gebiet für ihr Ausbeutungssystem zu betrachten sei; ohne Kampf wollten sie diese Gebiete nicht preisgeben.

Noch residierte P. Wilhelm in Mähaton, während die Christen in Tschängeton anfingen, auf dem Missionshügel ein kleines Kirchlein zu bauen, das noch jetzt einen Flügel der Kirche bildet. So war P. Wilhelm gezwungen, oft und oft den weiten Weg von Mähaton nach Tschängeton zu machen.

Eines Tages nun ließ der Gouverneur von Sinchon den An Petrus verhaften, was nicht ohne rohe Beschimpfung der Christen abging. Schnell schickten die Leute Boten zu P. Wilhelm. Der Bote kam um drei Uhr in Mähaton an, und abends acht Uhr war der Pater schon in Sinchon beim Mandarin und forderte Bestrafung der Leute, welche die Neubekehrten in Tschängeton beschimpft hatten. Auch An Petrus, dem nichts zur Last gelegt werden konnte, mußte freigegeben werden. Mit dieser Niederlage des Mandarin war die Einleitung zu einem langwierigen Kampf gegeben, der erst mit dem Aufhören der Mandarinswirtschaft in der Annexion durch Japan sein Ende fand.

Außer den Mandarinen waren auch die Gegner des An Petrus bös über diesen, weil sie ihn entschlüpft glaubten. Sie merkten, daß es jetzt viel schwerer für sie sei, das von An Petrus zur Kriegszeit eingetriebene Geld wieder zu erlangen. War er Heide, dann konnte ja ein anderer Mandarin, der längst seine Vorgänger im Amte abgelöst hatte, leicht dazu bewogen werden, den An Petrus einzuziehen, ihn schließlich hinrichten zu lassen und mit den Klägern das Vermögen desselben zu teilen. Jetzt aber mußte man mit dem Pater rechnen. Gleichwohl mußte der Versuch gewagt werden.

An Kamillus, der Bruder des Petrus, hatte in Haitschou rechtliche Geldforderungen einzutreiben. Das allein schon genügte als Anlaß, um eine Aktion gegen die An zu unternehmen. Die Leute, welche das Geld zu bezahlen hatten,



Die Christengemeinde in Tschängeton

weigerten sich, und der Gouverneur von Haitschou ließ den An Kamillus gefangen setzen. Auch Petrus sollte, nachdem einmal das Vorgehen gegen die An eingeleitet war, gefangen genommen werden. An Thomas eilte, ohne auch nur einen Augenblick zu rasten, den sechzehnstündigen Weg von Haitschou nach Anak, wo er den P. Wilhem traf. P. Wilhelm schrieb nun einen Brief an den Gouverneur, erhielt aber keine Antwort. Dann schickte er einen Boten mit seinem Paß an denselben mit der Bitte, er möge diesen Paß lesen. Darin sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der Gouverneur die Missionäre schützen und gut aufnehmen solle. Der Gouverneur behielt einfach den Paß zurück. P. Wilhelm ließ dem Gouverneur sagen, daß er den nächsten Tag über Haitschou nach Seoul reisen werde, um sich dort einen neuen Paß zu holen. Und so kam es auch. P. Wilhelm kommt mit An Petrus, der beständig für sein Leben zittert, nach Haitschou, und trotz Mandarin und Gouverneur schreitet er furchtlos, freilich auch erfolglos durch die Straßen, ohne sich um die Trabanten des Gouverneurs zu kümmern. Aber er muß tatsächlich nach Seoul, um durch Vermittlung des Konsuls vom Ministerium einen neuen Paß zu erlangen und gleichzeitig dem Gouverneur von Haitschou eine wohlverdiente Rüge zu erwirken. Sie brachte indes noch lange keinen Friedensschluß. Im Gegenteil, all die Mandarine der verschiedenen Städte und die Gouverneure der angrenzenden Provinzen waren erbittert, und ihre ungerechten Maßnahmen



Kapelle von Tschängeton

verwickelten P. Wilhelm stets von neuem in einen Streit. Nach den ersten Scharmützeln mit den koreanischen „Behörden“ hatte Hong Sinbu einen großen Ruf in der Umgegend bekommen, und gar viele wünschten mit der Taufe unter seine schützende Hand zu kommen. Weitaus der größeren Mehrzahl war es ernst mit der Begierde nach der heiligen Taufe und der christlichen Religion; denn es steckt in den Koreanern ein tiefes religiöses Bedürfnis, das weder durch den haltlosen Formalismus des Buddhismus, noch auch durch die rein weltliche Weisheit und Naturmoral des Konfuzius befriedigt werden kann. So war die Zahl der Taufen im ersten Jahr auf zweihundertfünfzig gestiegen; im zweiten Jahr kamen dreihundertfünfundsechzig dazu, im dritten fünfhundert, im vierten siebenhundertfünfzehn, und die Zahl der Katechumenen war auf fünfzehnhundert angewachsen.

Freilich mußte der Pater sehr auf der Hut sein, daß sich keine Unwürdigen eindrängten. So kam eines Tages eine Schar von zweihundert Jägern mit ihren Flinten auf dem Rücken, Taschen und Pulverhorn umgehängt, wetterfeste Gestalten. Sie wollten alle getauft werden und zwar so rasch als möglich. Das Examen ist rasch beendigt. Sie haben von der christlichen Religion nicht die geringste Ahnung. Was sie suchen, ist nichts anderes als ein Zaubersegen für ihre Flinten und durch den Schutz des Paters ein Freibrief für Jagd und Raubzüge. P. Wilhelm hält eine kurze Ansprache vor den versammelten, trotzig dreinschauenden Männern:



Das Tal von Tschängeton

„Es freut mich, euch alle hier versammelt zu sehen. Es ist uns Missionären ja viel daran gelegen, mit recht viel Leuten zusammenzutreffen. Aber da ihr so zahlreich gekommen seid, so kann ich wohl annehmen, daß mancher von euch etwas auf dem Kerbholz hat. Nun, diejenigen unter euch, welche es nicht ernstlich meinen, und die kein gutes Leben führen wollen, die werden ganz von selbst von dem Bedürfnis abkommen, Christen werden zu wollen. Die anderen, welche die christliche Lehre studieren wollen und ihre Fehler bereuen und ehrenwerte Männer werden wollen, lade ich ein, die christliche Religion zu studieren. Aber um eines muß ich vor allem bitten. Wer zur christlichen Lehre kommt, der muß seine Flinte daheim lassen. Ich bin ja nicht gekommen, um eure Büchsen zu segnen. Wer mit der Flinte kommt, der darf sicher sein, daß ich ihn nicht taufe."

Durch diese Ansprache waren all ihre Hoffnungen mit einem Schlage zerstört, und so schlichen sie bitter enttäuscht wieder von dannen. Dafür aber kamen immer wieder andere, welche es ernst und redlich meinten.

Schon sehr bald nach der ersten Entwicklungsphase der neugegründeten Christengemeinde in Tschängeton schienen zwei unheilvolle Gewitterstürme heraufzuziehen, deren düstere Wolken sich indes wieder zerstreuten. Die eine Gefahr drohte von dem Hochmut und der Selbstsucht des An Petrus, die andere Gefahr lag in der damaligen politischen Situation.

Eines Tages war der vor kurzem erst getaufte An Petrus zum Pater gekommen und hatte ihn um die Erlaubnis gebeten, nach Haitschou, in die Stadt gehen zu dürfen. „Was willst du dort tun?" „Ach, Pater, ich will die christliche Lehre verbreiten; so wie du und die Katecheten, so wie ihr es macht, das ist viel zu langsam. Laß mich gehen! In wenigen Wochen ist die große Stadt christlich." „Das verstehst du nicht; ich kann dir die Erlaubnis nicht geben." „Aber du kannst mich nicht zurückhalten, du kannst es mir nicht verbieten. Es ist zum Besten der Religion; das mußt du mir erlauben." Alle Auseinandersetzungen waren vergebens, und schließlich mußte der Pater kurzer Hand verbieten, weil er bei dem Charakter des Petrus nur Verwicklungen befürchten mußte.

Gleichwohl geht An Petrus nach Haitschou; der Pater aber beginnt seine Administrationsreise und verläßt gleichfalls Tschängeton. Nach einigen Tagen kommen einige Angehörige des An Petrus in trostloser Bestürzung zum Pater, der eben in einem entfernten Dörflein weilte: „Unser Vater ist in Haitschou ins Gefängnis geworfen worden. Pater, du mußt sogleich hin und ihn befreien."



Bienenstock

Es war wirklich so. Der Mandarin hatte den Petrus festnehmen lassen, weil dieser große Verwirrung in die Stadt gebracht hatte. Er hatte die Leute dadurch für das Christentum zu gewinnen gesucht, daß er ihnen erklärte, sie würden in P. Hong einen kräftigen Schutz gegen den Mandarin finden. Der fürchte sich nicht vor dem Mandarin; er ist mehr als ein Mandarin und dergleichen. So drohte die Stellung des Mandarins durch die Umtriebe des An erschüttert zu werden.

P. Wilhelm hörte die Meldung der Angehörigen des

Gefangenen. „Aber ich kann jetzt nicht gehen, ich kann meine Reise nicht unterbrechen." „Aber unser Vater wird hingerichtet; er ist wegen des Glaubens verfolgt und eingekerkert." „Er ist im Ungehorsam weggegangen; ich habe es ihm verboten; jetzt leidet er die Strafe für seinen Ungehorsam; ich gehe nicht hin."

Eine Woche ließ P. Wilhelm verstreichen, dann zog er nach Haitschou. Voll Angst hatte sich dort die Familie des An versammelt, und nun, wo der Pater kam, drangen sie mit stürmischen Bitten in ihn: „Pater, du mußt jetzt gleich zum Mandarin gehen; unser Vater muß frei werden; es ist eine Beschimpfung unserer Religion." P. Wilhelm stellt sich gleichgültig, um nicht zum willenlosen Werkzeug dieser herrschsüchtigen Familie zu werden. „Ich kann heute nicht mehr zum Mandarin gehen; morgen will ich meinen Besuch bei ihm machen." Mit großer Verstimmung und großem Unwillen wird dieser Entschluß hingenommen, und während des Abendessens fallen verschiedene Reden, welche den Pater beleidigen mußten: „Er hat Angst vor dem Mandarin. Er ist gleichgültig und rücksichtslos gegen die, welche für ihren Glauben leiden." Am nächsten Morgen geht P. Wilhelm zum Mandarin und erlangt auch dort die Freilassung des An Petrus. Doch bittet er den Mandarin, ihn erst aus dem Gefängnis zu entlassen, sobald er von Haitschou fort sei.

Mit sehnsüchtiger Spannung wird er von den Verwandten erwartet. „Was hat der Mandarin gesagt?" „Er hat gesagt, daß wir heuer ein gutes und fruchtbares Jahr zu erhoffen hätten." „Sonst nichts?" „O ja, auch manches andere noch." „Ja, aber von unserm Vater?" „Ach so, da wollte ich ja auch fragen, was mit dem ist." Nun fallen sie über den guten Pater her: „Wie, das hast du vergessen? aber nur absichtlich; du hast dich vor dem Mandarin gefürchtet. Jetzt wollen wir auch nichts mehr von dir wissen." Ruhig nimmt der Pater die nicht gerade freundlichen Reden der Leute entgegen und rüstet sich zur Abreise. Man macht noch einen letzten Versuch. Er solle doch nochmal zum Mandarin gehen; sonst werde ihr Vater hingerichtet. P. Wilhelm gibt nun die Versicherung, daß er frei wird. Aber diese Erklärung wird nur als Ausflucht hingenommen; er sattelt seinen Maulesel und zieht von dannen.

Kaum ist er fort, da läßt auch der Mandarin den Gefangenen frei. Jetzt stürmen die Angehörigen



Koreanischer Alter

P. Wilhelm nach. Die ganze Familie ist wieder voll Freude und dankt ihm für die Befreiung ihres Vaters.

Aber auch An Petrus selbst sollte noch wegen seines Ungehorsams um Verzeihung bitten und von seinem unermeßlichen Stolz geheilt werden. Es war klar, daß er sich dazu nur schwer verstehen würde. So griff denn P. Wilhelm zu einem durchschlagenden Mittel. Ostern rückte heran. Noch befand sich der Pater auf seiner Administrationsreise. An Ostern sollte er heimkommen, und Tschängeton rüstete sich voll Freude auf das schöne Fest. Da kam auf einmal die Mitteilung des Paters, er werde nicht kommen; das ganze Dorf stehe unter dem Einfluß des An Petrus. Und dieser habe sich offen gegen ihn aufgelehnt. Nur unter der Bedingung wolle er Ostern bei ihnen feiern, wenn An Petrus ihm entgegenkomme, ihn um Verzeihung bitte und die Strafe für seinen Ungehorsam entgegennehme. Das war freilich viel verlangt. Aber das ganze Dorf forderte es. So schrieb denn An Petrus dem Pater, daß er sich unterwerfe. Beim Zusammentreffen erklärte ihm der Pater vor den versammelten Leuten, die mit An Petrus ihm entgegengekommen waren: „Du bist im Ungehorsam von mir weggegangen; dein Ungehorsam hat ein großes Ärgernis zur Folge gehabt. Nur durch öffentliche Strafe kannst du es wieder gut machen. Willst du die Strafe annehmen?“ „Ja.“ Mit einem leichten Stockhieb, der freilich den Stolz des hochfahrenden Mannes empfindlich traf, war die Sache erledigt und Petrus von seinen Missionsreisen völlig geheilt.

In diese Zeit fällt eine Räubergeschichte, die als vortreffliche Illustration der damaligen Willkürherrschaft dient. Ein Trabant des Mandarinates in Anak hatte aus einem Dorfe bei Sinchon das Weib eines Heiden entführt. Um nicht angeklagt zu werden und um ihren Kameraden zu schützen, wurde von den Trabanten eine Räubergeschichte erfunden. Vier Männer dieses Dorfes wurden des Raubes angeklagt. Unter ihnen befand sich auch der Ehemann des entführten Weibes. Da die Sache mit der Hinrichtung der vier Räuber enden mußte, so schien sie rasch und glücklich geregelt. Einer der vier „Räuber“, An Camillus, war ein Freund des jetzigen Dieners von P. Wilhelm. In ihrer Angst um den Vater schickte die Familie zum Pater, er solle doch helfen. Ihre Bitte wurde unterstützt vom ganzen Dorf, das nach dem damaligen Recht von den Trabanten bereits gebrandschatzt wurde. Denn jedes Dorf, in welchem sich Diebe und Räuber aufhielten, wurde als mit Acht und Bann belegt betrachtet. Die Trabanten zogen in dasselbe ein und plünderten nach Herzenslust, erpreßten Geld und trieben das Vieh weg, ganz wie es ihnen gefiel.

In dieser Not muß P. Wilhelm helfen. Er eilt sofort nach Sinchon zum Mandarin. Allein dieser erklärt, daß die Sache ihn nichts angehe, weil in Sachen wie Raub der höherstehende Mandarin von Anak kompetent sei. Ganz in richtiger Weise habe auch dieser die Gefangennehmung der Räuber vorgenommen. Er



Mühle

habe nichts damit zu tun. So bleibt dem Pater nichts anderes übrig, als nach Anak weiterzugehen. Er fordert von dem dortigen Mandarin zuerst die Übergabe der vier Gefangenen an den Mandarin von Sinchon. Doch der Mandarin weigert sich, dies zu tun, um nicht auch seine Trabanten wegen ihres Schurkenstreiches ausliefern zu müssen. Im Gegenteil, er deckt sie. Da erklärt ihm der Pater: „Aber wo bleibt da das Recht? Ihre Trabanten sind die Schuldigen; sie, aber nicht die vier Männer sollten verurteilt werden, wenn Recht im Lande wäre." Der Mandarin: „Aber ich handle nur nach dem Gesetze." „Wenn sie wirklich nach dem Gesetze handeln wollen, dann lassen sie die schuldigen Trabanten vorführen." Erst nach langem Sträuben, wie er nicht mehr auskann, versteht sich der Mandarin dazu. Er läßt einen der Trabanten rufen. Dieser verwickelt sich so in Widersprüche, daß seine Schuld klar ist und selbst der Mandarin nicht mehr anders kann, als schließlich die vier Angeklagten freizulassen. Damit waren zwar die Angeklagten frei und gerettet. Aber das Dorf hatte viel durch die Plünderung verloren. So verlangt P. Wilhelm vom Mandarin erstens alles, was gestohlen worden war, und zweitens Ersatz für alle Unkosten, in welche das Dorf gestürzt worden war. Lange zögert der Mandarin. Erst wie der Pater wieder einmal nach Sinchon zum Kongso kommt, da erscheint auch der Mandarin von Anak in Mandarinentracht und bittet den Pater um Frieden. Der Pater bestimmt die Friedensbedingung: „Sie selbst und ihre Trabanten haben unrecht gehandelt." Der Mandarin: „Wieviel muß ich bezahlen?" „Den Gehalt eines Monats, den sie selbst bekommen und den Monatsgehalt eines jeden ihrer Trabanten." Der Mandarin ist damit vollauf zufrieden und froh, so glimpflich weggekommen zu sein, und übergibt dem Pater sofort die verlangte Summe. Doch dieser nimmt sie nicht an, sondern läßt sie auf der Stelle unter die Leute des Dorfes verteilen, die gerade beim Kongso anwesend sind.

Die Hilfe, welche der Pater in so reichem Maße spendete, seine Furchtlosigkeit, selbst gegen die gefürchteten Mandarine und gegen ihre noch viel mehr gefürchteten Trabanten und seine Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit brachten manche Bekehrungen. Aber die Mandarine wurden in ihrer Gesamtheit immer mißgestimmter gegen den Pater, und jede Niederlage konnte nur einen Moment Waffenstillstand, nimmer aber einen aufrichtigen Frieden herbeiführen. Die Plackereien nahmen kein Ende, und die Verwicklungen wurden immer stärker.



Im Jahre 1902 hatte eine große Hungersnot, die Folge einer Dürre und des Mißwachses, Korea heimgesucht. Der Norden Koreas und vor allem die



Küche

Provinz Haitschou hatten am wenigsten darunter zu leiden. Besonders hart aber waren die südlichen Distrikte heimgesucht. Ein Mann aus der allerhöchsten Familie war damals Gouverneur in Haitschou und allen dreiundzwanzig Distrikten. Dieser Gouverneur kommt nun auf den schönen Gedanken, den armen Hungernden im Süden zu helfen. Er hält eine öffentliche Rede, in welcher er seine Provinz auffordert, barmherzig zu sein und den Hungernden zu Hilfe zu kommen. Er selbst wolle das äußerste tun, um ihr Los zu erleichtern. Und nun sendet er an alle Orte Weisungen: es sollten ja keine Erpressungen vorkommen; die Reichen sollten beisteuern; sie sollten ihm schicken, was sie geben wollten; er selber werde es verteilen. Und das geschieht denn auch wirklich. Die Hälfte der Reisspenden ist ja wohl in den weiten Taschen der Trabanten verschwunden, aber mit so etwas mußte man in Korea ja immer rechnen, und die Geber und die Empfänger mußten zufrieden sein, wenn es nicht mehr war.

Doch das sollte erst die Ouvertüre zu dem eigentlichen Lustspiel sein, welches der Gouverneur sich aus dem Unglück anderer zusammenkomponiert hatte. Bis jetzt hatte das ganze auf Erregung des Mitleids angelegte Zugstück richtig funktioniert. Nun mußte der gleiche Apparat für einen einzigen Hungrigen arbeiten, nämlich für den Gouverneur selbst.

Es wurde zugunsten der Hungernden ein Ausfuhrverbot erlassen. Das war ganz recht. Weil im Süden kein Getreide vorhanden war, mußte es im Norden zurückgehalten werden, damit im Frühjahr der Preis des Samengetreides nicht allzu hoch steige. Dann schickte der Gouverneur auf Grund dieses Verbotes Registratoren bei den Reichen umher. Diese hatten aufzuschreiben, wie viele Säcke Reis die einzelnen über ihren eigenen Bedarf hinaus übrig hätten, damit man im Frühjahr wisse, wie viel Reis man vorrätig finde. Offen und treuherzig, natürlich in ihrer Weise, gaben sie ihren Überschuß an. Wer vierhundert Säcke übrig hatte, ließ wohl hundert aufschreiben, wer achtzig besaß, gab vierzig an, und alle waren froh, daß sich die Behörden hatten täuschen lassen, der Gouverneur aber war froh, daß er wenigstens soviel sichern Reis in seinem Distrikte finden konnte.

Es kommt das Frühjahr. Die Leute wollen ihren Reisvorrat verkaufen. Es wird ihnen von der Behörde erklärt, das gehe nicht; diese Säcke seien eingeschrieben; sie müßten aufbewahrt werden, bis die Hungersnot vorüber sei. Heimlich aber läßt der Gouverneur ihnen sagen: wenn du hundert Säcke hast, dann magst du achtzig verkaufen; zwanzig aber mußt du nach Haitschou abliefern in den Hungersnot-Fond. Die Sache spricht sich bald herum. Die Reichen verkaufen ihren Reis mit einem Verluste von zwanzig bis dreißig Prozent, welcher in der unersättlich hungernden Scheune des Gouverneurs verschwindet.

Nun sollte aber die Sache doch noch ein kleines Nachspiel erhalten. Allmählich wurde es vielen zu bunt. Da taten sich die drei Missionäre im nördlichen Gebiet zusammen und verfaßten in chinesischer, koreanischer und französischer Sprache eine Denkschrift an den Gouverneur, in welcher sie darlegten, wie man verschiedentlich das Volk klagen höre, wie in der auferlegten Hungersnotsteuer Unregelmäßigkeiten vorkämen. Sie würden dem Gouverneur sehr verbunden sein, wenn er ihnen hierüber Aufschluß geben wollte, ehe sie weitere Schritte in der Hauptstadt Seoul machen würden.

Die Folge dieses Schrittes war, daß in den drei Bezirken der Patres den gewöhnlichen Leuten all das erpreßte Getreide zurückerstattet wurde. Nur die Reichen mußten auf den dem Gouverneur freiwillig zugestandenen Abfindungspreis verzichten.

Das Vorgehen der Mandarine, sich Geld zu machen — ton moko = Geld fressen, ist der charakteristische Ausdruck der Koreaner — als Entschädigung für die Auslagen bei Übernahme des Amtes, war zu bekannt unter den Leuten, als daß es nicht auch hier und da im Volk Nachahmer gefunden hätte. Tausend Jen = zweitausend Mark oder noch mehr mußte ein Mandarin für seine Stelle bezahlen, und hatte sie dann doch nur auf Ruf und Widerruf inne, vielleicht ein oder auch nur ein halbes Jahr. In dieser Zeit mußte er wieder zu seinem Gelde kommen, ja noch ein hübsches Sümmchen dazu erwerben. Dieser oder

jener reich Begüterte hatte etwas auf dem Kerbholz. Der eine hatte vor vielen Jahren einen Mord begangen; der andere hatte durch Betrügereien oder Erpressung sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Ein Vierter war reich, und das allein schon genügte. Sie wurden gelegentlich eingezogen und ihres Vergehens angeklagt, beziehungsweise ihnen nahegelegt, sich durch eine entsprechende Summe freizu= kaufen. Auch der schuldlose Reiche bekam eines Tages mit einer Reihe von angesehenen Männern eine Einladung zum Mandarin. Und bei der Tafel wurde an sie die Frage gestellt, wie viel sie bezahlen wollten. Entsprach die Summe den Erwartungen des Mandarins, dann war es gut, wenn nicht, dann konnte sich der Arme im Gefängnis überlegen, wie hoch er seine Freiheit anschlagen und wann er die entsprechende Summe bezahlen wollte. Und wenn dann nach kurzer Zeit der Mandarin durch einen anderen abgelöst wurde, dann konnte das Treiben von neuem beginnen. Kein noch so teuer erkaufter Freibrief, welcher die gesühnte Schuld bestätigte, galt da mehr etwas.

Mit dem so unerwarteten Ausgang des Russisch=Japanischen Krieges war eine Wendung in der koreanischen Geschichte eingetreten. Wie Korea immer ein Spiel= ball gewesen war, der zwischen China und Japan hin= und herflog, so fiel es wieder einmal Japan zu. Rußland hatte vergebens darnach zu haschen gesucht; und wenn nicht alle Zeichen trügen, hat jetzt das Ballspiel aber auch für Korea selbst mit seinen Volkseigentüm= lichkeiten für immer sein Ende gefunden. Nicht so in aller Stille, wie im Süden der Umwandlungs= prozeß des alten Taihan in die japanische Provinz Chosen vor sich ging, und das organische Ver= wachsen sich trotz allen Wider= strebens vollziehen wird, mag hier im Norden die Neubildung ge= lingen. Schon der Anfang hatte gerade im Norden heftigen Wider= stand heraufbeschworen. Es ging bei weitem nicht so ruhig ab, als Japan dem fernen Westen glauben machte. Ein Aufstand löste den anderen ab, und es waren nicht immer bloß Räuberbanden, welche die Japaner zu zerstreuen hatten. Schließlich allerdings nahm der



Christinnen



Dorfstraße von Tschängeton

Kleinkrieg, der bald da, bald dort den Japanern zu schaffen machte, den Charakter von Räubereien an. Immer mehr hatten sich die Reihen der Führer gelichtet; der tatkräftigen Männer, ehemaliger Offiziere, fürs Vaterland begeisterter Helden waren es immer weniger geworden, während in den Truppen immer größere Unordnung um sich griff. Der Hunger tat das Weitere. Und so wurden am Ende mehr die eigenen Landsleute gebrandschatzt und geplündert, als den Japanern ernste Schwierigkeiten bereitet.

Auch Tschängeton ward einmal von diesen Freischaren besetzt. Drei Tage lang hausten sie schon im Dorfe, diese „Soldaten der Gerechtigkeit" (Uipiong); so nannten sie sich mit Stolz, um den Vorwurf der Japaner zurückzuweisen, die immer nur von Räuberbanden redeten. P. Wilhelm hätte sie gern wieder fortgehabt. Doch er weiß nicht, wie er das fertig bringen soll. Er greift zu einer Kriegslist; vielleicht erschrecken sie, wenn sie hören, daß die Japaner ihnen auf der Spur sind. Wie zufällig fragt er den Hauptmann der Soldateska: „Ihr habt euch eigentlich in ein gefährliches Loch gewagt. Wenn die Japaner bei dem Paß im Westen hereinkommen, dann seid ihr allesamt verloren. Habt ihr denn auch den Paß bewachen lassen?" „Nein, das nicht," ist die kleinmütige Antwort des Anführers; und sofort läßt er Wachtposten auf den Wachthügel stellen, die sorgsam acht haben sollen, ob nicht Japaner kämen. Es vergeht keine Stunde, da stürzt denn schon einer der Posten heran mit der Meldung: Die Japaner kommen! Ohne Alarm eilt alles davon und stürmt die östlichen Hänge hinan, um einen möglichst weiten Vorsprung vor dem nahen Feinde zu gewinnen. Tschängeton war die dreihundert Mann wieder los; aber die Japaner kamen nicht. Was war's denn gewesen? Die Posten hatten immer eifrig nach Japanern gespäht. Da tauchten hinter den Felsen des Bergpasses Männer auf, schauten vorsichtig auf das Dorf und verschwanden wieder und schauten und versteckten sich wieder. Es waren harmlose Koreaner gewesen, aber der durch den



plötzlich erhaltenen Auftrag stutzig gemachte Posten hatte in ihnen Japaner und immer wieder Japaner gesehen.

Aber auch diese unruhigen Wogen, die Nachwirkungen des furchtbaren Sturmes zwischen Japan und Rußland, verrauschten allmählich. In Tschängeton war es wieder stille geworden. Da kam wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel von Port Arthur die Kunde von der Ermordung des Fürsten Ito, und der Mörder war An Thomas, der schon als Knabe seinen unerschrockenen Mut gezeigt hatte und der jetzt durch diese Bluttat nur den Beweis geben wollte, daß es noch einen Koreaner im Lande gäbe, der für seine Heimat zu sterben bereit sei — ein stolzer Sprosse des stolzen Geschlechtes der An. Niemand, auch von seiner Familie niemand, wußte um sein Vorhaben. Schon zwei Jahre zuvor hatte er Tschängeton verlassen, die Liebe zur Heimat und den Haß gegen die fremden Eroberer im Herzen. Die Untätigkeit der anderen, die Energielosigkeit der Jangpan, des verlotterten Adels, hatten sein stolzes Ehrgefühl zu der Tat verleitet, die er vor seinem Gewissen nicht rechtfertigen konnte. Reumütig, aber mit einem Taihan Mansä (zehntausend Jahre für Korea!) Hoch lebe Korea! ging er in den Tod, womit er seinen Mord sühnte.

Es braucht lange, bis die Religion diesen stolzen Sinn der An bricht, den sie von ihrem Großahnherrn Petrus ererbt haben. Gerade jetzt befindet sich wieder einer der Familie im Gefängnis zu Seoul, An Jakob, der sich in eine Verschwörung gegen das Leben des Generalgouverneurs, des Grafen Terauchi, verwickelt hat. Und gerade im Gefängnis zeigt er so recht den unbeugsamen Charakter der An. Obschon die Japaner kein Mittel unversucht lassen, ihn zu einem Geständnis zu zwingen, bleibt sein Mund stumm wie das Grab. Keinen der Mitschuldigen hat er verraten. Leider hat er auch seine Familie, sein Weib und zwei muntere Knaben, mit in sein eigenes Unglück hineingerissen. Sie werden sich vor den Japanern nicht mehr in Korea halten können. So werden sie wohl nach Rußland auswandern. Dort in Wladiwostok ist ohnehin schon eine Menge koreanischer Flüchtlinge, die der Haß gegen Japan und die gefürchtete Rache der Japaner über die Grenze getrieben hat. Sie haben weder den Mut noch auch die Lust, ihr Leben einzusetzen für die Sache, für die sie kämpfen. Sie geben ihr Geld, sie liefern Waffen, schüren und hetzen die Unzufriedenen in der verlassenen Heimat. Ob die armen Knaben des An Jakob einmal diesen Verschwörern in die Hände fallen und sich als Werkzeuge gebrauchen lassen?

Kapitel 16

Dorfleben

Photographische Jagden

16. Mai

In der Geschichte Tschängetons ist P. Wilhelm auf einmal als P. Hong aufgetreten. In der koreanischen Mission herrscht wie in der chinesischen die Gepflogenheit, den Patres einheimische Namen zu geben. Damit verwächst der Missionär leichter mit dem Volke, während der fremde Name, den sie doch nur verstümmeln würden, ihn immer als Fremdling erscheinen ließe. Es ist jedoch eine kleine Kunst, einen passenden Namen zu finden; denn die Auswahl an koreanischen Familiennamen ist nicht groß. Hat man neben den I und Min und An und Han und Hong noch etwa hundert andere entdeckt, dann hat man auch schon den ganzen Reichtum an Namen in dem sonst so wortreichen Korea erschöpft.

Um die einzelnen Familienglieder, das heißt die Männer, zu unterscheiden und den Stammbaum übersichtlich zu erhalten, wird dem Geschlechtsnamen immer noch ein eigener Name angefügt, der sich in Gliedern von fünf zu fünf Generationen gleichmäßig wiederholt. Gern werden als unterscheidende Namen die fünf Elemente genommen: Feuer, Wasser, Luft, Metall und Holz. So heißt zum Beispiel der Großvater „Feuer", der Vater „Wasser". Dieser hat seinem Stammhalter den Namen „Luft" gegeben. Der erstgeborene, älteste Enkel erhält als Zunamen „Metall" und der Urenkel „Holz". Dann beginnt die Reihe der Zunamen wieder von vorn.

Am schlimmsten kommen im heidnischen Korea noch immer die Mädchen weg. Sie erhalten nicht einmal einen Namen, gleich als würden sie überhaupt nicht existieren. Muß man aber doch von ihnen reden, dann ist es einfach die älteste Tochter des An, das jüngste Mädchen des Kim usw. Und wenn es verheiratet wird, dann ist es in Zukunft das Weib des Ju. Das genügt vollauf. Wozu braucht es da noch einen eigenen Namen?

Wir haben uns in Tschängeton häuslich eingerichtet. P. Placidus hat die Dunkelkammer übernommen. Ich liefere ihm die Arbeit. Es gibt soviel Interessantes. Ich kann hier in dem abgeschlossenen Dörfchen, wo die Leute fast alle ihre Bedürfnisse produzieren und selbst verarbeiten, das Volksleben und die Volks=

industrie so schön belauschen und bin mit meinem Apparat fast beständig auf der Jagd. — Drunten im Hause des An hängen an der Wand der Reihe nach die verschiedenen Arten der Homi, einer kleinen Handhacke aus Eisen mit hölzernem Griff. Eine besondere Form dient zum Ziehen der Furchen, in welche der Same gestreut wird, eine andere zum Ausjäten, eine andere zum Aufhäufeln der Erde. Die Form ist jedesmal dem Zwecke entsprechend gewählt.

Vor dem Nachbarhause des An sind zwei Arbeiter beschäftigt, das übriggebliebene Reisstroh zu verarbeiten. Jetzt wo die Futternot des Winters vorbei ist, kann man daran denken, das Strohdach auszubessern, das in den Winterstürmen gelitten. Die beiden flechten eben das Firststück, das oben auf der Dachkante entlang läuft, und das sich nicht bloß nett ausnimmt, sondern auch so gut abschließt, daß der Wind keine Stelle findet, wo er wühlend unter das Stroh fahren könnte.

Wir gehen weiter. Die Leute gewähren uns überallhin gern freien Zutritt und freuen sich über unser Interesse. Hinten im Hofraume eines Gehöftes sitzen die Frauen an einem haspelartigen Spinnrocken und spinnen Baumwolle, wie sie in ganz Korea für den Hausbedarf angepflanzt wird. Geschickt drehen sie mit der einen Hand den dünnen Faden zusammen, mit der anderen aber die Haspel. Diese dreht einen Quirl, an dem sich der gesponnene Faden aufrollt.



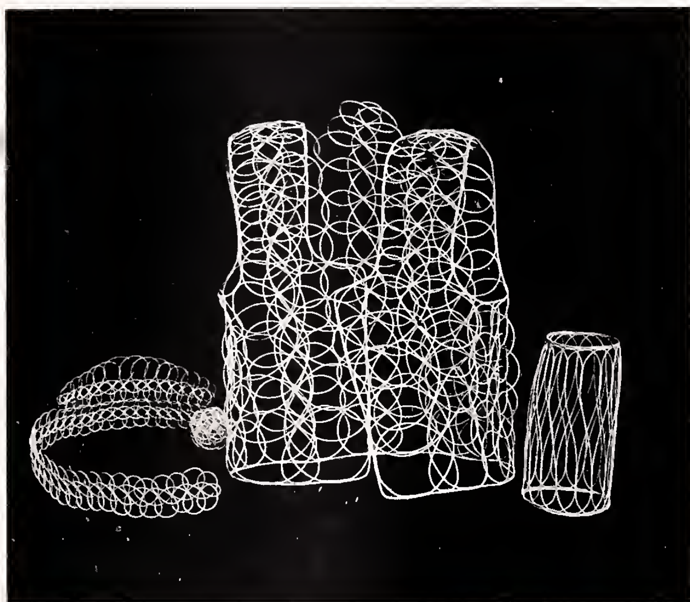
Am Spinnrocken

Gleich vor dem Hause auf dem weiten Hofraum, umlärmt von den bunten Kinderscharen, hocken Frauen an der Arbeit; sie bereiten das Gespinst für den Webstuhl vor. Eben sind sie daran die „Zeile" herzurichten. Nur ein paar Handbreit über dem Boden sind die Fäden aufgespannt, einer dicht neben dem anderen in einer Breite von einem halben Meter. Schon winden sie sich um einen Holzprügel zu einem dicken Knäuel auf, indes die langen Reihen der

Fäden durch einen schweren Stein, über den die Spulen herabbaumeln, straff gehalten werden. Unmittelbar vor der hölzernen Rolle vollzieht sich die eigentliche Arbeit. Geschäftig fährt die eine der Frauen mit einem breiten Kamme zwischen den Fäden hindurch, sie zu glätten und auseinander zu halten, nachdem die andere mit einem rauhen Pinsel aus einer danebenstehenden Schüssel dünnen Reiskleister darüber gestrichen hat, den Fäden die nötige Festigkeit für den Webstuhl zu geben. Unter der kurzen Stelle, welche so mit Kleister behandelt wird, glühen Holzkohlen, deren Hitze die Fäden rasch wieder zum Trocknen bringt. Sind sie trocken, dann wird die Holzrolle umgedreht, und ein neues Stück kommt an die Reihe. Die Zwischenzeit, bis das Gespinst getrocknet ist und der Prügel weiter=gedreht werden kann, benützen wohl die beiden Arbeiterinnen sich dieses und jenes zu erzählen, und einige kleine Hühnchen, sich auf den Kleistertopf zu schwingen und von dessen süßem Inhalt zu naschen.

Gleich daneben wird das Gespinst in einem äußerst einfachen Webstuhl zu dem gewöhnlichen Stoffe verwoben, wie ihn die einfacheren Leute an den Werk=tagen und zur Arbeit tragen. Ein paar Frauen im Dorfe verstehen sich auf das Weben, und sie ziehen mit ihren Webstühlen von Haus zu Haus.

Auch die Seidenstoffe, welche wohl in keiner einigermaßen begüterten Familie fehlen, werden vielfach im Hause vom Anfang bis zum Ende selbst verfertigt. In den früheren Zeiten setzte der weibliche Teil einer jeden Adelsfamilie seinen Stolz darein, die Seidenwürmer zu ziehen, die Kokons ab=zuwickeln und zu ver=spinnen. Mit berechtig=tem Selbstgefühle tru=gen sie dann aber auch die herrlichen Seiden=gewänder in ihrer schil=lernden Farbenpracht, die oft mit Kunstsinn und Raffinement, wie zum Beispiel durch Unterlegen eines roten Tuches unter das dünne violette Seidengewebe, zur höchsten Leucht=



Bambus=Geflecht, unter den Kleidern sowie als Kragen und Man=schette getragen, um das Verschwitzen der Kleider zu verhindern



Ausjäten des Unkrautes

kraft getrieben ist. — Einen solchen Hausbetrieb für Seidenzucht, allerdings im denkbar kleinsten Maßstabe, bekomme ich bei einer Witwe zu sehen, die, zur Familie An gehörig, in einem Zimmerchen des weitverzweigten Gehöftes wohnt. Dort in ihrem Kang (Zimmerchen, drei Meter im Geviert) ist auch ihre Seidenfabrik eingerichtet. Von ein paar Seidenspinnern hat sie die Eier einfach dadurch überwintert, daß sie das Papier, auf welchem der Schmetterling in seiner Weise spiralförmig die Eier abgelegt hatte, im Freien unter das Hausdach steckte, wo die Eier vor Nässe geschützt waren, und auch im Frühling noch die kalte Nachtluft ein vorzeitiges Ausschlüpfen der Würmer verhinderte. Die warme Sonne des Spätfrühlings hat nun vor ein paar Tagen die winzigen Raupen aus den Eiern gelockt. Sie werden sorgsam im Zimmer gehütet, damit nicht eine Art Fleischfliege, die gefährliche Feindin der Seidenraupen, sie bedrohe oder gar ein Vogel sie aufpicke. Dreimal des Tages bekommen sie als Futter fein zerschnittenes Eichenlaub, und auch des Nachts müssen sie einmal Nahrung erhalten. So machen diese kleinen Dinger Arbeit mehr als genug. Wenn sie etwas größer sind, werden ihnen die Blätter weniger fein zerhackt, und schließlich dürfen sie das Laub von den Ästchen abfressen, welche im Zimmer herum aufgesteckt werden. Oft und oft müssen die Kinder, wenn der Betrieb ein klein wenig ausgedehnter ist, in diesen Tagen auf die Berge laufen und immer wieder frisches Laub herbeischaffen, denn die Tierchen sind arg gefräßig. Endlich spinnen sie sich ein und geben als Lohn für alle Mühe und Arbeit ihren Seidenkokon.

Fast jedermann versteht sich hier darauf, den eigenen Bedarf an den einfachen Strohsandalen selbst anzufertigen. Es ist Sache der Männer und der Knaben. Fehlt das primitive Gestell, dessen sie sich gewöhnlich bedienen, so bringt sie dieses nicht in Verlegenheit. Sie binden sich einen Strohgurt um den Leib; daran wird



Gartenarbeiten

ein Strohband befestigt, das sich um die beiden großen Zehen schlingt, und dieses Strohband bildet den Kern, um den in gewandter Fingerfertigkeit der Schuh herum⸗geflochten wird.

Auch die Matten für den Bodenbelag der Zimmer werden im Dorfe selbst hergestellt. Wir treffen den Mann, der sich damit befaßt, eben vor seinem niedrigen, webstuhlartigen Gestell sitzen. Er hat seine Werkstatt im Hofraum vor seinem Hause aufgeschlagen. Faustgroße Steine hängen der Reihe nach hernieder; sie ziehen die Fäden an, welche dem Gewebe als Kette dienen. Flink wirft sie der Mann hin und her und fügt in gefälligen Mustern Stroh⸗ und Binsenfasern dazwischen. Bei ihm auf dem Hofe sitzt seine Frau, eifrig damit beschäftigt, das für die koreanische Mahlzeit unentbehrliche Salzwasser zu bereiten. Verschimmelte, faustgroße Brocken von Medjou liegen um sie herum aufgeschichtet. Diese, aus dem Mehl der Ölbohne (Soya hispida) hergestellt, waren eine Zeitlang im Zimmer gelegen und hatten dort zu gären angefangen. Jetzt muß die Frau sie von Schmutz und Schimmel reinigen; dann werden sie abgekocht und so die braune, salzig schmeckende Sauce gewonnen, die in einem Schälchen zum ungesalzenen Reis aufgetischt wird.

Das Mittagessen macht unserm eigentümlichen Jagdausflug ein Ende. Luftig im Freien, im Schatten der Veranda nehmen wir unser Mittagsmahl ein. Unser



Feldarbeit zum Anbau von Reis

herrliches Sommerrefektorium wechselt je nach dem Stand der Sonne. Am Morgen setzen wir uns zum Frühstück meist beim Eingang zur Sakristei zusammen; des Mittags suchen wir die Veranda neben dem Kirchenportale auf; des Abends ziehen wir ganz ins Freie. Da können wir uns den schönsten Platz aussuchen, wo die Frühlingsluft am mildesten weht, wo die Sterne am schönsten scheinen und wo die muntere Schar der Knaben und die ernsten Männer Platz genug finden, um an unserem Mahle als stumme Zuschauer freudigen Anteil zu nehmen; freudig des= wegen, weil sie wissen, daß sie gern gesehen sind, freudig, weil sie es als eine Gunst betrachten, nach des Tages Last und Druck bei ihrem Pater weilen zu können.

Wir sind mit dem Mittagstisch zu Ende. Der kaum fünf Jahre alte Sohn des Dieners von P. Wilhelm, der kleine Pantschiko (soll Franziskus bedeuten), stopft uns eben die Pfeifen so geschickt, als ob er schon sein ganzes Leben lang geraucht hätte; da werden wir gestört. Zwei Polizisten sind angemeldet, ein Japaner und ein koreanischer Dolmetscher. Sie kommen von Chäreon, aber ihr Besuch hängt offenbar mit der Affaire von Haitschou zusammen. Nun, sie kommen gerade noch recht, ehe der Wind die Lampions zerzaust und die sengende Sonne das Grün der Tannengirlanden bräunt. Alles steht noch da im Schmucke des Empfangs= abends, selbst die Fahnen flattern noch im Wind. Wir ziehen uns zurück und lassen P. Wilhelm allein in den Händen der Polizisten. Diese erkundigen sich ange=



Feldarbeiter nehmen ihr Mittagsmahl ein

legentlichst nach der Bedeutung des reichen Schmuckes, wollen aber mit der Sprache nicht recht heraus. Sie wissen gar nicht, warum sie eigentlich gekommen sind, bis P. Wilhelm, um der Spannung ein Ende zu machen, selbst auf den Vorfall zu sprechen kommt und die beiden Besucher auf den überaus schlimmen Eindruck hinweist, den derselbe auf seine Gäste gemacht habe. Jetzt wissen die beiden Herren, was sie wissen wollten, und verabschieden sich mit dankbaren Bücklingen für die freundliche Bewirtung, die ihnen P. Wilhelm zuteil werden ließ.

Wieder auf Streifzügen

17. Mai

Nachdem wir einmal angefangen haben, die eine oder andere Familie in ihrem Hause zu besuchen, dürfen wir keine mehr übergehen. Zwar ist überall das gleiche zu sehen, hier in ganz einfacher, dort in einer etwas, aber nicht viel besseren Ausführung; allein gerade diese Besuche bringen mir das Volksleben in kurzer Zeit so nahe, daß es sich wie ein peinlich ausgeführtes Bild mit vielen Details dem Geiste einprägt.

Dort stehen in dem engen Hofraum, der von den Wohnräumen umschlossen und durch die herumstehenden Tonkrüge noch mehr eingeengt ist, zwei Frauen mit langen hölzernen Stößeln an dem hölzernen Mörser — etwa einen Meter hoch — um Reis zu enthülsen. Eigentümlich: die Mörser sowohl als auch die Art und Weise des Stampfens erinnert ganz an das Getreidestampfen der Neger Afrikas.



Reis=Dreschen

In einem anderen Hofe geht der langsame Mühlstein. Die Anlage ist im Prinzip nicht viel verschieden von den Mühlgängen unserer alten Dorfmühlen; nur ist die Bedienung weniger kompliziert. Der untere Mühlstein liegt flach und unbeweglich auf dem Boden der Veranda. Er mag einen halben Meter im Durch=messer haben. Darüber dreht sich der zweite. Eine hölzerne Speiche ist senkrecht eingesteckt, und die beiden Frauen, welche davor sitzen, treiben miteinander die ganze Maschine. Von Zeit zu Zeit greift die eine der Frauen in eine geflochtene Wanne nebenan und holt eine Handvoll Reis heraus, um sie in das Loch einzulegen, das mitten durch den oberen Mühlstein geht und die Körner zwischen die beiden Steine befördert. Die beiden Frauen werden wohl soviel Mehl fertig bringen, als für heute notwendig ist.

Hier steht im Hof eine Ölpresse, ein einfaches, sehr einfaches Ding. Ein gegabelter Baumstamm, nach oben flach behauen, ruht mit den beiden Gabeln auf dem Boden; das andere Ende ist durch einen hölzernen Fuß einen halben Meter über dem Boden gehalten. Dieser Fuß geht durch den Baumstamm und dient als Drehpunkt für einen langen Hebelbalken, der über dem Stamme liegt. Nahe diesem Drehpunkte ist in tiefen Kerbschnitten ein Kreis mit mehreren Radien in die Fläche des Stammes eingeschnitten; ein weiterer tiefer Einschnitt sorgt für die Ableitung des ausgepreßten Öles. In ein geflochtenes Körbchen gefüllt, werden die ölhaltigen Früchte, insbesondere Sesam, in die primitive Presse geschoben; eine irdene Schale fängt das abträufelnde Öl auf. Je weiter wir nach Norden



Zurichten der Zeile für den Webstuhl

kommen, umsomehr werden auch Ölbohnen angepflanzt. Das Öl und vor allem die Bohnen selbst finden guten Absatz in der Mandschurei. Schade ist nur, daß die Koreaner mit den ausgepreßten Ölkuchen nichts anzufangen wissen. Um sie zu verfüttern, fehlt ihnen das Großvieh, und sie zur Düngung des Bodens zu benützen, ist ihnen auch noch nicht in den Sinn gekommen.

Überall hängen in dem Durchgang, wo sich auf der einen Seite zum Last≈ochsen das Brennholz gesellt und auf der anderen Seite Küche und Feuerung beisammen sind, feiernd die Dreschflegel. Es ist nicht die Zeit zum Dreschen. Kaum daß es gelänge, jetzt leeres Stroh zu dreschen, weil selbst dieses völlig aufgebraucht ist. Einige Ähnlichkeit mit unseren heimischen Dreschflegeln, die in den Tagen meiner Kindheit noch die schwielige Faust des Bauerngesindes an den Wintertagen geschwungen, haben diese Instrumente auch hier im fernsten Osten; nur sind sie bedeutend leichter. Am Ende eines langen Stieles sind zwei bewegliche Stöcke angehängt, mit welchen die Männer meist paarweise die Reis≈ und Gersterispen bearbeiten.

Jetzt gilt es die Felder für die Ernte zu bestellen. Draußen auf dem Felde brechen die Knechte das einen halben Meter unter Wasser stehende Reisfeld um. Schwerfällig zieht der Stier den ungeschlachten Pflug durch den ächzenden Schlamm: eine mühsame, schmutzige Arbeit, die sich aber noch lange bis tief in den Sommer hinein fortsetzt. Auch das eggenartige Gerät, das die Schollen zerkleinert, zieht durch Wasser und Kot. Dann kommt das Auspflanzen der Reissetzlinge; auch da waten die Arbeiter bis an die Kniee im Wasser. Und noch vier≈ bis fünfmal müssen sie durch Wasser und Schlamm, das Unkraut auszureißen.

Der Volkscharakter hat für diese großen Feldarbeiten eine eigentümliche Methode geschaffen, Pumasi genannt. Eine Anzahl von Nachbarn, zehn bis fünfzehn Mann, tun sich zusammen. Erst werden die Grundstücke des einen bearbeitet, dann zieht die ganze Gruppe auf das Feld des zweiten usw. Dabei hat jeder Anspruch auf soviel Tage Arbeitsleistung von Seite der anderen als er selbst bei diesen ausgeholfen hat. Auf den ersten Blick hat das Pumasi mit seinem patriarchalischen Zug, mit dem Zurücktreten der Einzelinteressen hinter den gemeinschaftlichen etwas Anziehendes. Es liegt in diesem Pumasi ein Stück Volksseele, das sich im Zusammenhalten, in der gegenseitigen Hilfeleistung, freilich auch im Vertrauen auf des anderen Unterstützung und in dem Mangel jeglicher persönlichen Initiative kundgibt. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit findet in Korea seine unge≈schriebene Gesetzesform in dem Sprichwort: „Das Unglück kennt keinen Feind.“ Wenn des Feindes Haus brennt, dann vergißt der Koreaner auf eine halbe Stunde seine Rachegedanken und hilft mit löschen, und so denkt er auch beim Pumasi nicht mehr an seinen Vorteil, nicht an seine Existenz, und es ist unnütz, ihn von den wirtschaftlichen Nachteilen dieses Arbeitssystems überzeugen zu wollen.



Auf luftiger Höhe

Bringt man den einen oder andern zur Erkenntnis, so wird er sich doch nicht dazu verstehen, seine eigenen Wege zu gehen. Sein Geständnis: „Wir können nun einmal nicht anders," macht jede Änderung der Verhältnisse unmöglich. Es gäbe ja in jeder Ortschaft den einen oder anderen, der sich dieser Abhängigkeit von den übrigen entziehen und seine Felder durch Knechte bestellen lassen könnte. Er wird es nicht tun. Er würde als Geizhals verschrien, und man würde ihm so lange keine Ruhe lassen, bis er schließlich vom Dorfe fortzieht. Hier in Tschängeton hat das Christentum das veraltete, lähmende System zum Teil wenigstens durchbrochen, aber in den heidnischen Dörfern wird es überall mit der alten Strenge durchgeführt.

Es hat das Pumasi in der Tat seine großen Schattenseiten: es wird viel mehr geraucht auf dem fremden Felde, und die Arbeit geht langsamer voran, weil das Interesse für das Feld der Nachbarn nicht so groß sein kann wie für eigenen Grund und Boden. Der eine oder andere kommt mit der Bestellung seiner Felder weit über die günstige Zeit hinaus. Der Eifer voranzukommen wird erstickt. Keiner kann sich die Arbeit so einrichten, wie es für seinen Betrieb vorteilhafter wäre; er ist in seinen Dispositionen zu sehr abhängig von den Arbeitstagen, die er auf einem fremden Felde zubringen muß, und von den Arbeitstagen, an welchen die Nachbarn über seinen Acker herfallen. So wird der Ansporn zum eigenen



Ölpresse

systematischen Arbeiten gelähmt, und die persönliche Kraft und die kluge Berechnung des Vorteiles in der Ausnützung der Witterung, der Lage der Äcker und so weiter schwindet. Diese schweren Nachteile des Pumasi werden den Koreanern zum Verhängnis. Jetzt, wo die Japaner in Scharen ins Land eindringen und unter Einsetzung der eigenen persönlichen Geschicklichkeit und des persönlichen Interesses das Land bestellen, müssen die Koreaner immer weiter zurückkommen. Diese aber werden es weder einsehen noch auch ändern, bis sie wirtschaftlich auf dem gleichen Standpunkte angekommen sind, auf dem sie politisch bereits stehen: die Japaner die Herren, die Koreaner die Knechte.

Eine Bergpartie

18. Mai

Die frühen Morgenstunden eilen schnell dahin. Schon beim Frühstück umsteht uns die muntere, marschbereite Jugend. Wir wollen mit ihnen auf die östlichen Berge. Der Ausflug soll ihnen ein Lohn sein für die Mühen, die sie gehabt haben bei unserem Empfang. Auch wir binden uns die Strohsandalen an die Füße, die sich gerade bei Bergtouren vortrefflich bewähren.

Freudig hüpfen uns die Knaben voran durch die Büsche, welche in einem breiten Gürtel sich zwischen Tschängeton und den Berg hineinlegen. Dann aber ist Baum und Strauch für lange Zeit verschwunden. Jenseits einer sachte ansteigenden Wiesenhalde hebt sich mächtig und steil unser Ziel empor.

Wie die Knaben merken, daß ich mich für Blumen und Pflanzen interessiere, kommt einer um den andern mit seinem Fund und wartet mit seinem Wissen auf. Sie kennen alle jene Pflanzen, die auf irgend eine Weise nutzbar gemacht werden können, vor allem jene, die als Gemüse dienen, aber auch die, welche Farbstoffe und Medizin liefern; dann auch solche, deren schöne Form oder Farbe sie entzückt. So bringen sie mir eine große Orchis mit Blütenköpfchen, so groß wie der Wassersack einer Tabakspfeife; einen Ampfer, dessen daumendicke Stengel sie abschälen und verzehren; einen Aronstab, eine große Blume, deren grüner Blumenkelch in fünf Lippen geteilt ist; einen zweiten Aronstab, ein zierliches, schlankes



Im Hinterhof

Pflänzchen, wie ein langer, dünner Bleistift, der auf einem meterhohen Stängelchen aufsitzt. Der grüne Blütenkelch ist ein wenig umgestülpt und geht da, wo der rotbraune Griffel herausschaut, selbst auch in eine braun⸗violette Farbe über. Dazwischen sind überall die heimischen Blüten und Blumen eingestreut, Vergißmeinnicht und Primula farinosa. Sie wecken Heimatgedanken. Aber schon kommt mit anderen Blumen eine Ajuga mit riesengroßen Blüten, die sich alle hier in Korea bereits in Tropenkleidung geworfen haben.

Der Weg den Berg hinan wird steil. Wir rasten ein wenig in einer tiefen Höhle. Früher hatte hier eine Tigerfamilie gehaust, hat aber schon längst ihr



Feldarbeiter bei der Mittagsrast

herrliches Plätzchen verlassen, verjagt wahrscheinlich von den Flintenschüssen der Jäger. Aber sie hatten sich keine schlechte Wohnung gewählt. Eine Quelle sprudelt in der Tiefe der Höhle. Kristallklar und eiskalt ist ihr Wasser. Daneben, prächtig eingerichtet, so daß ja keine Feuchtigkeit hingelangen konnte, ein erhöhter, tiefer Alkoven, der jedenfalls der Tigerfamilie als Lager gedient hatte. Die Öffnung der Höhle ist durch einen meterhohen Stein wie mit einer Mauer halb verschlossen. Zur Zeit der Aufstände hatten die Freischärler sich hier eine Zufluchtsstätte zurechtgerichtet und den Stein noch mit einer Brustwehr versehen. So bleibt von dem herrlichen Alpenpanorama nur mehr ein kleiner Ausschnitt übrig: ein Fleckchen koreanischen Himmels, ein Stück von den träumerischen Bergen, und, wenn man sich über die Brüstung beugt, ein Blick hinab ins friedliche Tal mit seinem trauten Kirchlein.

Doch wir müssen weiter, immer höher. Nahe hinter diesem alten Tigersitze ist eine Tigerfalle, wohl versteckt unter Laubwerk, eingerichtet. Noch lange, ehe ich sie bemerke, haben mich die Knaben darauf aufmerksam gemacht und mich davor gewarnt. Die Leute wissen es genau: es gibt noch drei Tiger in der Umgebung von Tschängeton. Neben der eigentümlichen Beheizung ist es die Furcht vor den Tigern, welche in Korea den Wald nicht aufkommen läßt. Alljährlich werden auf den Höhen um die Dörfer alle Bestände kahl abgebrannt. P. Wilhelm hat seinen Christen dieses Abbrennen verboten, und darum ist auch sein Tal so schön und hat auch in den letzten Tagen immer wieder heidnische Frauen aus weiter Entfernung herbeigelockt. Sie kommen mit ihren Körbchen, um nach den hier üppig sprießenden eßbaren Wurzeln und Kräutern zu suchen. Dann wollen sie wohl auch die Kirche drunten im Dorfe sehen. Sie bitten um die Erlaubnis, und der Pater bestimmt eine der Christinnen, welche die Führung übernimmt und den Frauen alles erklärt. So bringt sie ihre Neugierde dem Christentume näher; denn die Gedanken an die fremde Religion und ihre tröstlichen Wahrheiten wollen ihnen nicht mehr aus dem Sinn.

Jetzt kommen wir aber in eine Region, wo auch alles schwarz gebrannt ist; wir nahen uns einem Bergsattel. Hier in weitem Umkreis um das Tal brennen die Bewohner von Tschängeton einen Gürtel heraus, damit die Grasbrände der angrenzenden Täler nicht in das eigentliche Tal übergreifen.

Schon längst könnte Korea frei von Tigern sein oder hätte sich der im strengen Winter aus der Mandschurei herauskommenden Bestien leicht erwehren können, wäre nicht das unerträgliche Ausbeutungssystem der Mandarine gewesen. Sie wußten es den Tigerjägern gründlich zu verleiden. Nur wen der tollkühne Wagemut reizte und wer zugleich hoffen konnte, das erbeutete Tigerfell ohne Wissen des Mandarins zu verhandeln, der ging noch auf die gefährliche Jagd. Hatte er aber einen Tiger erlegt und kam das dem Mandarin zu Ohren, dann wurde er vor diesen zitiert



Frauen an der Handmühle

und mußte ihm das Fell abliefern. Er selbst durfte froh sein, wenn er mit einer Flasche Reiswein gestärkt wieder abziehen konnte. Gab er sich damit nicht zufrieden, dann mußte er gewärtig sein, ohne weiteres eingesperrt zu werden. Und doch trieb die Notwehr die Leute immer und immer wieder dazu, die Tiger zu jagen oder zu verjagen.

Durch schwarzgebranntes, halbverkohltes Gestrüpp muß ich mich den Bergesrücken entlang hindurchwinden, um wieder auf den rechten Weg zu kommen, von dem mich die grünenden Stauden und blühenden Pflanzen weit abgelockt hatten. Allmählich wird jetzt die Vegetation spärlicher. Der Grat verbreitert sich; wir stehen vor dem Kegel, der sich vor uns auftürmt. Auf dieser breiten, mageren Fläche ziehen sich Lianen am Boden hin und umspinnen ihn mit einem weitmaschigen Netze. Die alten Stränge sind daumendick, die jüngeren Triebe dünn, aber zäh wie Taue. Die Koreaner benützen sie auch tatsächlich als Stricke.

Umsichtig arbeiten wir uns die letzte Felspartie empor. Ans kahle Gestein klammern sich vereinzelt graue Flechten, ähnlich den sogenannten Jerichorosen, die wie verdorrt aussehen. Sie warten auf ein paar Regentropfen, um dann wieder in frischer, freudiger Färbung aufzuleben.

Nach langem Klettern sind wir oben. Es ist gerade Zeit zum Mittagmachen. Zwei Träger haben den Proviant heraufgeschleppt. Jeder der Knaben hat sich eine Flasche umgebunden, die er sich an der Tigerquelle mit frischem Wasser

gefüllt hat, und nun wird ein in Form von Brot gebackener, süßer Reiskuchen, die Festtagsspeise der Koreaner, ausgepackt. Die Gesichter der Kinder strahlen in heller Freude. Auch was wir von unserem Mahle übriglassen, bekommen sie; aber das mundet ihnen nicht so wie ihr Dhok, ihr Reiskuchen.

Es ist aber auch keine kleine Mühe, bis ein solcher Dhok fertig ist. Nur ein großes Anwesen ist zu seiner Herstellung eingerichtet. Was vor allem dazu nötig ist, ist feines Reismehl, ferner ein massiver, flacher Stein, wenigstens drei viertel Meter im Geviert, und zwei kräftige Burschen, welche nicht müde werden, wenn sie ein paar Stunden lang den schweren Holzschlegel schwingen müssen. Auf den Stein wird der mit Wasser angemachte Reisteig ausgebreitet, und das Schlagen mit den schweren Schlegeln beginnt im Takt. Zwei Frauen sitzen dabei und legen den auseinandergetriebenen Teig immer wieder herein, auf daß er stets von neuem unter dem Schlegel bearbeitet werde. Ab und zu, wenn er etwas zu steif zu werden beginnt, werfen sie mit der hohlen Hand etwas Wasser dazwischen. Schließlich wird der mürbe Teig im Ofen leicht gebacken.


Reisstampfen

Die Rundsicht auf luftiger Höhe ist leider nicht besonders lohnend. Das Wetter ist zu trübe. Uns zu Füßen unter einer jäh abstürzenden Kluft, welche schwindelnd in die Tiefe zieht, liegt Tschängeton, von einem Kranz von Bergen umgeben. Vor uns liegt ein Bergmassiv, das unseren Berg noch überragt; es teilt sich in eine höhere und eine niedrigere Kuppe. Chön-pong-san, Berg der Himmels-

stütze, heißt die höhere und Tji=pong=san, Berg der Erdstütze, die andere. Gern führen die Asiaten, dem Beispiel ihres alten Meisters Konfuzius folgend, das dualistisch aufgefaßte Verhältnis Himmel und Erde in ihren bildlichen Bezeichnungen durch. So auch in der Familie. Die Trauer um den verstorbenen Vater heißt „Himmelstrauer", Chönsang, die Trauer um die Mutter „Erdtrauer", Tjisang.

Die höhere der Kuppen, der Chön=pong=san, ist von einem Grabhügel gekrönt. Ein Grab dort oben? Ja, der Geoskop hatte dem Sohn des Verstorbenen, der dort oben begraben liegt, erklärt, es werde einmal eine große Flut kommen. „Diese wird über alle Berge hinweggehen, nur über diesen nicht. Dort mußt du das Grab deines Vaters anlegen." Welche Mühen werden wohl die Träger gehabt haben, den Leichnam so hoch hinaufzuschaffen; welche Auslagen wird es dem Sohne gemacht haben, die Träger und den Geoskopen zu befriedigen! Wie oft werden die Träger die Bahre niedergestellt haben, um neue Erpressungsversuche zu machen!

Wir müssen uns zur Heimkehr rüsten. Auf schmalem Grat geht es erst eine halbe Stunde dem Chön=pong=san zu. Wildromantisch ist unser Weg. Wie alte Raubritterburgen hängen die Felsen über dem schwindelnden Abgrund und geben uns nur einen schmalen Raum frei. Drunten ein Trümmerfeld, die Überreste der abgestürzten Felsmassen; es reicht zu beiden Seiten fast hinab bis zur Talsohle. Wie sieht man hier die Winterfröste arbeiten! Mit unwiderstehlicher Gewalt sprengen sie die granitenen Felsen und werfen sie hinab in die Tiefe. Vorsichtig klettern wir bald eine Felswand herab, bald einen steilen Grat hinan; endlich weist uns ein Bergrutsch den Weg hinab ins Tal, wenn man das halsbrecherische Klettern und das Springen von Block zu Block einen Weg nennen darf. Mühsam kommen wir tiefer. Da bewähren sich die Strohsandalen; ein Ausgleiten ist nicht zu befürchten; der Fuß sitzt, wo er in kühn bemessenem Sprung sich Halt gesucht hat. Freilich darf man nicht der Dornen achten, die sich durch die leinenen Strümpfe bohren, nicht der spitzen Steinchen, die sich in die Schuhe einstehlen.

Unsere Buben haben sich, wo sich das erste Grün zwischen die grauen Felswände gedrängt hat, zerstreut. Sie sind beschäftigt, der Mutter die Ausbeute ihres Ausfluges heimzubringen: Nährkräuter. Sie haben schon ganze Büschel gesammelt. Ich kenne von allen nur eine einzige Pflanze: eine wildwachsende, sehr wohlschmeckende Spargelart.

Nach langem Klettern kommt eine Alpenwiese, die der Bergrutsch mit Felstrümmern umsäumt hat. Hier beginnt ein Fußpfad und bringt uns schnell zu den ersten Hütten von Tschängeton. Wir sind aber immer noch hoch über dem eigentlichen Dorfe und machen gleich unsere Besuche bei den guten Leutchen ab, die hier in der Höhe wohnen.

Wie wir in das eine der beiden Gehöfte treten, schreckt einer der Buben — Gänse=Viktor heißt er, weil er die Gänse und die Gänse ihn verfolgen —



Koreanische Familie

eine Bruthenne mit ihren Küchlein. Er hat den Ruf ausgestoßen, womit die Leute das Geflügel vor dem Habicht warnen. In schleuniger Flucht ist der ganze Hof leer. Die Hühnchen folgen der Henne mit ausgespreizten Flügeln ins Haus, und einige kleine, die nicht mehr mitkommen, verstecken sich unter Gehölz und im Gebüsch.

Feinmechaniker

19. Mai

Der Compound=Verschluß meines photographischen Apparates versagt seinen Dienst. Wehe dem, der so fern von der Heimat sich auf fremde Hilfe verlassen wollte! Ob drüben in Japan das Ding repariert werden kann? Vielleicht, aber nicht sicher. Bis die Sache aus Deutschland zurück sein kann, treibt längst mein Schiff den Gestaden Afrikas zu, und die ganze schöne Zeit ist mein Photographen=kasten lahmgelegt. Ich habe noch nie in das geheimnisvolle Innere eines photo=graphischen Verschlusses geschaut; denn auf gar alle Möglichkeiten, die einem auf einer jahrelangen Reise zustoßen können, kann man sich doch nicht vorbereiten. Aber es muß gehen; am nächsten Sonntag schon gibt es große Arbeit für den Apparat; da muß er wieder leistungsfähig sein. Also frisch ans Werk! Mit Hilfe des Taschenhandwerkszeuges, das ich vorsichtigerweise mitgenommen, wird ein Nagel zu einem feinen Schraubenzieher zurecht gehämmert, spitz gefeilt und dann das Uhrwerk zerlegt. Lange will sich der Fehler nicht finden lassen, und schließlich, wo er entdeckt und wieder repariert erscheint, da klappt die Sache erst recht nicht, und ich muß das Ding von neuem auseinandernehmen. Es wird Mittag. Der Schweiß perlt mir von der Stirne. Endlich funktioniert das kostbare Instrument wieder.

Hochzeitsgäste

21. Mai

Hochzeitsfreude herrscht im Dorfe. Wir sind natürlich auch als Gäste geladen. Da können sich die Finger an den Eßstäbchen üben und am flüchtigen Bleistifte müde arbeiten und für den gespannten photographischen Apparat gibt es vollauf zu tun.

Noch haben sich bei den Christen alle Volksgebräuche erhalten, soweit sie nichts Heidnisches an sich haben; manche treffende Symbolik spricht aus ihnen und legt Zeugnis ab für die Monogamie der koreanischen Ehe.

Auf der Straße vor dem Hause des An ist das große Zelt aufgerichtet, welches für solche Festlichkeiten im Dorfe bereitsteht. Der Zeltboden ist schön mit Matten belegt, und die niedrigen Eßtischchen stehen in Reih und Glied; gegen das Haus zu ist das Zelt mit den bunt bemalten chinesischen Schirm=wänden abgeschlossen, die gerade so hoch ragen, daß von der Veranda aus noch



Bereitung des Hochzeits-Kuchens

die neugierigen Zuschauer die Köpfe hereinstecken können. Dort hat sich denn auch schon viel Volk versammelt, jung und alt, hauptsächlich Frauen. Ich glaube, sie alle haben ein ebenso großes Verlangen darnach, uns essen zu sehen, als wir die Hochzeitsfeier sehen möchten. Aus dem inneren Hof schallen die wuchtigen Schläge, unter denen das Dhok bereitet wird. Die nächsten Vorbereitungen sind also im vollsten Gange.

Wir gehen zunächst in das Haus hinein. Welch ein geschäftiges Treiben! Eine Menge Frauen hat sich zusammengefunden, und jede hat die Hände voll Arbeit. Vor allem darf heute auch der Reispudding nicht fehlen, welcher im durchlöcherten Siru gedämpft wird. Dieser Siru ist ein großer irdener Topf, der wohl seine zwanzig Liter faßt. Der Boden desselben ist mit erbsengroßen Löchern durchbrochen. Feines Reismehl mit Wasser angemacht und mit Kürbisstücken und Kastanien vermengt kommt in den Siru; dann wird er zugedeckt und über einen zweiten Topf gestellt, der mit Wasser gefüllt ist. Ein lebhaftes Feuer bringt das Wasser zum Verdampfen, und der Dampf, der durch die Löcher des Siru dringt, macht den Pudding fertig: die höchste Festspeise Koreas. — Es verstreicht geraume Zeit, bis alle diese Vorbereitungen zu Ende sind. Aber die Koreaner verstehen zu warten, und für mich gibt es immer wieder etwas Neues. Und schließlich, wie die Küche fertig ist, wollen sich die Frauen noch in ihren Hochzeitsschmuck werfen.



Die Brautsänfte

Wenn ich im folgenden den Gang der Hochzeitsfeier zu schildern versuche, so brauche ich wohl nicht eigens zu erwähnen, daß bei den Christenehen der Zauberer nichts zu tun hat und daß die christlichen Eheleute sich nicht mit diesem äußerlichen Zeremoniell begnügen, sondern vor allem die Einsegnung in der Kirche suchen. Ich brauche das Heidnische nicht eigens auszuscheiden.

Schon die Sponsalien sind von einem Kranz von Zeremonien umgeben, die streng eingehalten werden. Sie vollziehen sich durch die Annahme des Bittgesuches, welches der Bräutigam oder vielmehr dessen Vater den Eltern der Braut sendet. Es ist ein großes, schönes Stück Papier — Sachon genannt — säuberlich mit roten Bändern umwunden. Darauf steht der Name des Bräutigams und einer der zwölf Namen des Tierkreises. Jede Stunde hat ihr bestimmtes Tierzeichen, und die Kombination aus dem gegebenen Zeichen und den verschiedenen Stunden aus dem Leben des jungen Mannes gibt dem Wahrsager die Grundlage für sein Augurium. Der Wahrsager wird natürlich nicht bloß von den Eltern der Braut zu Rate gezogen, sondern war schon vorher eingehend mit dem Bräutigam beschäftigt.

Irgend ein Freund des Bräutigams bringt das Sachon ohne weitere Zeremonien zu den Eltern der auserkorenen Braut, und auf die Annahme hin beginnen sofort die Verhandlungen über die Mitgift, welche der Bräutigam seiner Braut zu senden hat: einen bis drei Ballen feinen Baumwollenstoff, vier bis sieben Ballen gewöhn=



Begrüßung von Bräutigam und Braut

lichen Baumwollenstoff; einige Kisten ungesponnene Baumwolle, verschiedenfarbige Seidenstoffe für das Oberkleid der Braut, Sommerschürzen, Winterkleider usw.; eine entsprechende Summe Geldes für anzuschaffende Schmucksachen, wie silberne Haarnadeln, silberne Gehänge und dergleichen. Je jünger die Braut ist, um so niedriger stellt sich der Preis. Durchschnittlich verlangt eine wohlhabende Familie für das dreizehnjährige Mädchen hundertfünfzig Yen (dreihundert Mark), für das neunzehnjährige Mädchen dreihundert Yen.

Haben diese Verhandlungen zu einem befriedigenden Resultat geführt, so wird schon der Wahrsager zu Hilfe gerufen: „Das Mädchen ist an diesem Datum geboren; an welchem Tage sollen die Geschenke geschickt werden und an welchem Tage muß die Hochzeitsfeier vorgenommen werden?“ Wiederum ist es die Zusammenstellung des Geburtsdatums mit den Zeichen des Tierkreises, aus welcher der Zauberer die glücklichen Tage herausfindet.

Jetzt bittet der Bräutigam einen Freund der Familie, die Überbringung der Geschenke zu besorgen. Er bekommt ein langes Stück Papier, auf dem alles und jegliches aufgeführt ist, was der Bräutigam seiner Braut sendet. Eine Reihe von Trägern, mit all den schönen Sachen beladen, folgt ihm zum Hause der Braut.

Der Abgesandte wird ehrenvoll empfangen. Die ganze Familie ist schon beisammen, und alle Freunde und Bekannten strömen herbei; alle Frauen kommen,

alle Freundinnen der Braut warten mit großer Spannung. Alles will die Sachen sehen. Es gibt ein großes Schauen und ein scharfes Kritisieren. Ein zweiter Freund des Bräutigams ist noch mitgekommen; er soll den Dank der Familie übermitteln. Zunächst freilich freut er sich noch eine Zeitlang dieses Dankes, der in Reiskuchen und im besten Reiswein seinen Ausdruck findet.

Ist der Bräutigam arm, so findet trotzdem die Überbringung der Geschenke in großem Aufzuge statt. Er entlehnt die Sachen einfach von einem guten Freunde; und dieser nimmt kurzerhand seiner eigenen Frau die zierlich bemalten Schuhe und die silbernen Nadeln und die bunten Seidentücher weg. Hat der Bräutigam aber später seine Braut heimgeführt, dann muß seine arme Frau all die schönen Sächelchen, an denen sie rasch Gefallen gefunden, wieder zurückgeben.

Bis zum Tage der Übersendung der Mitgift hat der koreanische Jüngling den Zopf getragen. Jetzt fällt der Zopf, und es werden die Haare zu einem Büschel aufgebunden, der fest geschnürt am Wirbel emporsteht. Darüber stülpt er ein netzartiges Flechtwerk aus fein gespaltenem Bambus, den Kamtu, und darauf kommt der kleine, zylinderartige Hut, der aber vorerst noch nicht schwarz sein darf. Auch nach der Verheiratung bis zur Geburt des ersten Kindes muß der junge Ehemann das kleine weiße Hütchen — Chorip — tragen. Mit dem Chorip hat es noch eine besondere Bewandtnis. Es darf immer nur in ungerader Zahl benützt werden. Reicht er mit einem einzigen nicht aus, dann müssen es im ganzen drei oder gar fünf sein, die er nacheinander zu tragen hat.

Die Zeit bis zur Hochzeit ist insbesondere im Hause der Braut mit fieberhafter Tätigkeit ausgefüllt. Alle die geschickten Stoffe werden zu Kleidern verarbeitet. Endlich kommt der Hochzeitstag. Er wird durch einen Festzug eingeleitet, in welchem der Bräutigam zum Hause der Braut zieht. Zwei Diener eröffnen den Zug; sie tragen auf Stangen große Laternen aus blauem und rotem Papier. Der Bräutigam sitzt auf reichgeschmücktem Pferde, in das Gewand der Mandarine gekleidet. Es ist von meerblauer Seide und trägt mitten auf der Brust und auf dem Rücken je einen quadratischen Einsatz, grell in Seide gestickt. Der nicht gerade zierlich durch zwei Flügel ausgezeichnete helmartige Mandarinshut ist seine Kopfbedeckung. Es folgen die Freunde der Familie, insbesondere jene, denen die Angehörigen des Bräutigams schon dieses Ehrengeleite gegeben haben oder welche es vom Bräutigam noch für ihre Söhne hoffen. Ist der Weg zur Braut weit, dann schmilzt die Schar der Freunde freilich immer mehr zusammen, je weiter es fortgeht; beträgt aber der Weg nur einige Stunden, dann sind es wenigstens dreißig bis vierzig, die bis zum Hochzeitsschmause aushalten. Ein Verwandter des Bräutigams auf einem weniger reichgeschmückten Pferde ist der Führer dieses Ehrengeleites. — Heute ist der Bräutigam Herr des Weges; seinem Zuge muß alles ausweichen; selbst ein Mandarin, der des Weges kommt, muß



Hochzeitszug

dem Bräutigam und seinem Gefolge den Weg überlassen und abseits stehend den Zug vorbeilassen. Es ist sein erster Gang in die Welt; bis jetzt war er gleichsam abgeschlossen in dem engen Hause seiner Eltern, gefangen im Kreise seiner Familie.

Nähert sich der Zug dem Hause der Braut, so kommt einer von ihren Verwandten dem Bräutigam entgegen; ein Freund des Hauses nimmt den berittenen Zugführer in Empfang, und Bräutigam und Gäste werden in den Sah-rang — in das Gastzimmer — geführt und dort bewirtet. Ein Zeremonienmeister nimmt sich ihrer an und leistet ihnen bei Tisch Gesellschaft.

Während sie sich gütlich tun, wird im inneren Hofe vor dem Zimmer der Braut ein Tischchen hergerichtet. Ein paar Flaschen Wein nebst Tassen werden aufgestellt; Blumen in Wasserflaschen kommen auf den Tisch, im Winter muß ein grüner Kiefernzweig oder ein viel verästeltes Bambusrohr die Blumen ersetzen. Dieses ist bald geschehen, und schon kommt ein Diener des Bräutigams, von diesem geschickt — sehr oft der Bräutigam selbst —, mit einer wilden Gans unter dem Arm, welche er für die Braut übergibt. Die Gans ist ihnen das Symbol der Treue; ist keine lebendige zu erhalten, dann wird eine hölzerne benützt. Eine der zwei Assistentinnen der Braut nimmt die Gans in Empfang, und der Diener kehrt zu seinem Herrn zurück, der sich zum Einzug in den inneren Hof rüstet.

Nun gilt es, Bräutigam oder Braut zum Lachen zu bringen, während diese sich möglichst ernst zu halten suchen. Allerlei Spässe werden erzählt. Lacht der Bräutigam zuerst, so wird das erste Kind der Ehe ein Mädchen sein, lacht die Braut, dann ist's ein Knäblein. Selbst noch beim Einzug in den Hof sucht man durch irgend eine Verwirrung das Lachen zu erzwingen. Man hält dem Bräutigam eine Stange zwischen die Füße, daß er stolpert oder stürzt.

Glücklich gelangt der Bräutigam vor den Tisch, hinter welchem sich die Braut zwischen zwei Assistentinnen, zwei Frauen in mittleren Jahren, aufgestellt hat. Mit den Ärmeln ihres langen, faltigen Mantels verhüllt sie sich die Augen, so daß sie auch jetzt noch nicht den Bräutigam sieht, den sie wohl in ihrem ganzen Leben überhaupt noch nicht zu Gesichte bekommen hat. Die Braut beginnt mit der Begrüßung des Bräutigams. Die Hände vor das Gesicht gepreßt und von den beiden Assistentinnen unterstützt, macht sie drei tiefe Verneigungen. Die Assistentinnen halten sie an den Armen und heben sie auf, drücken ihr aber auch den Kopf nieder, bis er den Boden berührt. Dann bleibt die Braut aufgerichtet stehen und die Reihe kommt an den Bräutigam. Dieser macht nur zweieinhalb Verbeugungen, zwei große und eine kleine, zum Zeichen, daß er der Herr über das Weib ist.

Nach der Begrüßung lassen sich Bräutigam und Braut, getrennt durch das Tischchen, auf den Boden nieder. Die Assistentin zur Linken der Braut gießt eine Tasse Wein ein und reicht sie dem Bräutigam, welcher ein wenig trinkt und sie nach links — ja nicht nach rechts! — weitergibt. Auch die Braut nippt daran. Nochmals und noch ein drittes Mal macht die Tasse die Runde. Zugleich mit dem Weinbecher haben die Frauen einen doppelten Faden von zwei verschiedenen Farben — einen für den Mann, einen für die junge Frau — herumgezogen und so Braut und Bräutigam umschlungen und sie durch das Band der Ehe miteinander verbunden.

Damit ist bei den Heiden die Eheschließung vollzogen. Das Hochzeitsmahl beginnt.

Die junge Frau zieht sich mit ihren Begleiterinnen und den anderen Frauen in das Innere des Hauses zurück; der Bräutigam geht wieder in den Sah-rang zu seinen Freunden. Überall fröhliches Schmausen und Zechen. Alle, die des Weges kommen, und alle, die man ehren will, werden eingeladen und reichlich mit Speise und Wein bewirtet. Nur zwei kommen zu kurz bei diesem Freudenmahle: der Bräutigam, er darf nicht viel essen und trinken, und die Braut, welche stumm und traurig mitten unter den schäkernden Frauen wie eine Statue des Elends dasitzen muß. Ist es schon für den Bräutigam hart, unter den Fröhlichen gedrückt zu sein, dann noch mehr für die Braut, weil von ihr noch viel mehr verlangt wird. Ihre Aufgabe ist es, sich möglichst apathisch und niedergeschlagen zu zeigen. Sie darf den ganzen Tag auch keine Silbe reden. Auch bei den Zeremonien durfte sie keinen Laut von sich geben; stummes Leid ist in ihr verkörpert. Und je länger sie das Stillschweigen halten kann — manche bringen es fertig, wochenlang zu schweigen — um so angesehener wird sie im Dorfe.

Zu einer offiziellen Ehrung ihrer Schwiegereltern verlassen die jungen Eheleute nochmals den Kreis ihrer Gäste. Die Braut kommt heraus und bietet kniend

dem Schwiegervater und der Schwiegermutter eine Tasse Wein dar; desgleichen grüßt sie auch durch eine Verbeugung die bevorzugten Gäste, die diesen Gruß durch eine Ehrengabe von ein paar Yen erwidern müssen. Auch der Bräutigam reicht seinem Schwiegervater und seiner Schwiegermutter eine Tasse Wein.

Die meisten im Sah-rang machen fort, solange noch ein Tropfen im Becher fließt. Eine Schlußzeremonie beendigt den Tag. Sie zeigt der jungen Frau, daß sie fortan die Magd ihres Gebieters ist. Dieser setzt sich in sein Zimmer auf den Boden, und die Frau hat ihm die Strümpfe auszuziehen. In vollem Schweigen geht alles vor sich. Noch immer dürfen sie nicht zusammen reden, und draußen vor der Türe horchen und wachen die Frauen, ob die beiden getreu ihr Stillschweigen halten.

Im allgemeinen ist in Korea der Bräutigam eine Zahl von Jahren jünger als die Braut. In den allermeisten Fällen wird das Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren an einen Knaben von zwölf bis dreizehn Jahren verheiratet. Selten sind die beiden ungefähr gleichalterig, noch seltener die Braut jünger als der Bräutigam; nur ärmere Leute verkaufen oder verhandeln ihre Töchter früher; aber die meisten Eltern wollen nicht nur zeigen, daß sie nicht arm sind, sondern wollen auch, den Reichen gleich, ihre Mädchen möglichst lange bei sich behalten. Das Mißverhältnis im Alter der beiden hat leider manche unglückliche Ehe zur Folge und darum wird bei den Christen darauf gedrungen, daß die beiden möglichst im gleichen Alter stehen; man läßt sie vor vierzehn Jahren überhaupt nicht an den Traualtar.

Auf einem Pastorationsgang

22. Mai

Kongso nennt man die Pastorationstour, auf welcher jeder Pater zweimal jährlich seinen Missionsdistrikt durchwandert, um seine Christen aufzusuchen und ihnen Gelegenheit zu geben, ihren religiösen Pflichten nachzukommen; denn sie können nur selten, an den höchsten Feiertagen, zur Missionsstation gelangen, weil sie ja weit zerstreut von derselben wohnen, oft zwanzig, dreißig Stunden und noch weiter weg. Kongso heißt auch der Ort, wo sich beim Erscheinen des Paters die zwei bis drei Stunden in der Runde umwohnenden Christen einfinden. Bei dieser Gelegenheit werden dann auch alle im Katechismus examiniert, jung und alt, und den versammelten Christen die religiösen Wahrheiten erklärt, Zweifel und Meinungsverschiedenheiten gelöst. Einen oder zwei Tage bleibt der Missionär an dem Ort; dann zieht er wieder weiter zum nächsten Kongso. Dreißig bis vierzig solcher Versammlungsplätze hat er aufzusuchen; dann erst ist seine anstrengende Tour vollendet. Da lebt er die ganze Zeit wie ein Koreaner unter seinen Koreanern; koreanisch ist seine Kost, koreanisch ist das Kongso-Haus eingerichtet. Er schläft



Knaben beim Fischfang

auf dem harten Boden, über den nur eine dünne Strohmatte ausgebreitet ist. Hat er ein Reittier, dann mag der Sattel ihm als Schlafpolster dienen; hat er keines und muß er die ganze Wanderung zu Fuß machen, dann schiebt er zum Schlafen nach Koreanerart einen Holzklotz als Kissen unter das Haupt. Müde, sehr müde kommt er von seinem Kongso nach Hause, wo die Gemeinde ihn mit Freuden, aber auch mit neuen Arbeiten erwartet. Ein paar Monate weilt er daheim, dann muß er wieder aufs neue die Rundreise durch das ganze Gebiet antreten. Besonders im ausgehenden Herbste sind diese Touren sehr beschwerlich.

Die eigenartige Entwicklung der Mission hat auch diese eigenartige Missionsmethode mit sich gebracht. Aus den Zeiten der Verfolgung und den kurzen Zwischenpausen der Ruhe, wie sie zwischen die langen Verfolgungsperioden zu liegen kamen, hat sich die Methode bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie mag veraltet erscheinen; sie mag vielleicht den Bedürfnissen der jetzigen Verhältnisse und dem großen Umfang, den die Mission genommen hat, und den Aussichten, welche ihrer Tätigkeit winken, nicht mehr völlig genügen; sie entbehrt nicht der rührendsten Züge an Liebe und Opferfreudigkeit, welche sie jenen großen Zeiten entlehnt hat, in welchen sie entstanden ist.

P. Wilhelm hat eigens für unsere Ankunft einen dieser Kongso aufgeschoben, um uns Gelegenheit zu geben, einen solchen mitmachen zu können. Und so ziehen wir heute auf den Kongso nach Palsang, einem Dörflein, das etwa acht Stunden



Auf dem Kongso: Beim Examen

südwärts von Tschängeton liegt. Zeitig brechen wir auf. Der Weg ist neu und anregend. Erst folgen wir eine kurze Strecke dem Dorfbach abwärts und überschreiten ihn an einer Stelle, wo er sein Wasser über einen hohen Steindamm in ein dunkelgrünes Tobel hinabstürzt, und gehen dann nach Süden weiter.

Einige Häuser nahen sich unserem Pfade. Einer der zugehörigen Gärten ist mit einem schützenden Busch umfriedet. Onnamu (aus Ott-namu [Baum] zusammengezogen, wohl nichts anderes als Rhus vernix) nennen die Koreaner den Strauch mit seinen eschenförmigen Blättern. Die Rinde der Stämmchen, durch Kerbschnitte angezapft, ist über und über vernarbt. Man benützt den ätzenden Saft zur Herstellung einer Beize, mit welcher die schwarzen Hüte der Männer lackiert werden. Ich will einen Zweig abbrechen. Erschreckt halten mich die Knaben, die uns begleiten, zurück. Die bloße Berührung schon bringe eine empfindliche Hautkrankheit am ganzen Körper mit. Ich will es nicht recht glauben, aber denke mir, sicher ist sicher, und lasse die Stauden ruhig wachsen. Es scheint in der Tat empfängliche Leute zu geben, die auch bei einer Berührung selbst der mit Onnamu behandelten Gegenstände auf vierzehn Tage schwer krank werden. Jedenfalls spielen offene Stellen an der Haut oder bereits vorhandener Ausschlag mit eine Rolle.



Buddha u. Richter=Könige

Die Reisfelder, die neben unserem Wege herlaufen, werden jetzt allenthalben gedüngt und zwar mit grünem Eichenlaub, das an den abgehauenen Ästchen in das auf den Feldern stehende Wasser geworfen wird. Dieses laugt das Tannin aus, das eine vorzügliche Düngung für den Reis abgibt, während allzu fette Düngung die Reishalme üppig emporschießen ließe und den Fruchtansatz verhindern würde. Auch das, was von der Fütterung der Seidenraupen übrigbleibt, wandert auf die Reisfelder.

Ein ziemlich hoher Paß bringt uns in ein neues Tal, in das sich unser Weg steil und eng zwischen zwei hohen Wänden hinabsenkt. Zögernd ziehen sich die zerklüfteten Berge etwas zurück. Schon sind an den Hängen die ersten schmalen Gerstenfelder zu sehen, die Hoffnung der armen Leute hier in den Bergen, die Hoffnung vor allem nach langem, hungerigem Winter. Ein paar Häuschen haben sich bis hierherauf gewagt. Vor der Veranda in der heißen Mittagssonne trocknen die Leutchen die grünen Gerstenhalme, die mit heißem Wasser abgebrüht als Gemüse eine kräftige Speise ersetzen. Späterhin, wenn die Gerste verblüht ist, werden die Ähren am Feuer geröstet und so bleibt meist nur wenig mehr übrig, was die Sonne auszureifen braucht. Bei diesen Hütten müssen wir das Tal verlassen und ein noch schmäleres Seitentälchen hinan. Mühsam erklimmen wir den Kamm; eine prächtige Fernsicht läßt uns in das sich weitende Tal von Chäreon, in die Kornkammer oder vielmehr Reiskammer Koreas schauen. Doch nicht zu lange dürfen wir in der glühenden Mittagshitze die schöne Aussicht genießen; wir müssen vorwärts, um noch vor Abend unser Ziel zu erreichen.

Wir steigen in die Talsohle hinab; ein ländliches Idyll aus den heimatlichen Voralpen umgibt uns traut und anmutig. Die grauen Hütten, die sich unter den Schatten der Bäume bergen, lehnen rechts und links an den grünen Bergmatten und ziehen sich in Seitentälchen zurück, wo immer noch Felstrümmer und vereinsamte Bäume hereinhängen. Mittendurch schlängelt sich ein Alpenbächlein, von kräftigen Bäumen eingesäumt. Wo es sich an einem Felsriegel anstaut und erweitert, waten Knaben mit Reusen im Wasser herum, um nach den fingerlangen Fischlein zu haschen, die in demselben glitzern. Laut jubeln sie auf, wenn sie wieder eines gefangen haben. Es wird als scharfe, seltsame Zuspeise zum faden Reis auf den Tisch kommen.

Jetzt eilt ein Büblein auf uns zu; es ist aus einem der benachbarten Dörfer. Der Kleine will uns nach Palsang zum Kongso begleiten, um dort aufzusagen, was er gelernt hat. P. Cassian, der mit uns ist, hat ihn im vorigen Jahre getauft. „Sind wir denn schon so nahe?“ „Nein, wir haben noch gute drei Stunden!“ Und doch gesellen sich schon andere Kinder zu dem Kleinen, und von Stunde zu Stunde wächst der Zug. Endlich — die Sonne neigt sich schon tief nieder — sagt P. Wilhelm: „Dort hinter dem Hügel liegt Palsang, der mächtige Baum, der drüber

hinwegragt, steht am Ende des Dorfes und unter ihm ist der tiefe Dorfbrunnen und gleich daneben liegt das Kongso-Haus." Auf der Höhe tauchen weiße Gestalten auf. Man hat uns kommen sehen; die Christen, die sich im Laufe des Nachmittags eingefunden haben, strömen uns entgegen.

Das Kongso-Haus ist eine freistehende Hütte, etwa zehn Meter lang und vier Meter breit. Die Veranda ringsum gibt dem Häuschen ein ganz nettes Aussehen. Das Innere ist durch Tapetentüren in zwei Räume geteilt. Der kürzere Raum ist als Wohnzimmer für den Pater bestimmt. Als einziger Einrichtungsgegenstand liegen auf Schragen an die Wand gerückt ein paar Bretter. Sie sollen morgen unsern Altar abgeben. Da werden dann die Tapetentüren zurückgeschoben, und der längere Raum verwandelt sich zum Schiff der Kirche und füllt sich mit Christen. Der Raum ist der Länge nach durch einen Vorhang für die Männer und Frauen geteilt. Diese Teilung ist hier mitten unter einer heidnischen Bevölkerung wegen des Ansehens der Christen doppelt geboten.

Für heute beginnt sofort das Examen. Der milde Frühlingsabend, der die Hitze des Tages verscheucht hat, lädt ins Freie ein. Draußen vor dem Haus werden die Matten auf den Boden gebreitet, und im Kreise reihen sich auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Frauen um den Pater auf; die Kinder sitzen in der Mitte. Herzhaft lauten meist die Antworten, mitunter auch etwas schüchtern und beklommen. Da und dort stockt bei einer schweren Frage der Fluß der Rede; doch der Katechist hilft aus, zum Zeichen, daß er seine ehrenvolle Stelle verdient.



Leider sind allenthalben die Katechisten nicht eigens für ihr Amt vorgebildet. Insbesondere in jenen Gegenden, wo, wie hier im Norden, ein Zusammenstoß mit den Katechisten andersgläubiger Missionäre zu befürchten ist, wäre es mehr als wünschenswert, daß die Katechisten eine eigene Schule durchgemacht hätten. Für jetzt sind sie mehr nach ihrem Ansehen, das sie infolge ihres musterhaften Wandels und ihrer allgemeinen Kenntnisse in den religiösen Wahrheiten unter den Leuten genossen, ausgewählt. Das war bis vor einigen Jahren noch hinreichend. Jetzt aber wäre eine Katechistenschule eine dringende Notwendigkeit.

Die Heiden umstehen den Kreis und schauen und hören neugierig zu. Sie haben es schon oft getan. Vielleicht fällt auch für

sie ein Wort, das sie dem Christentume näherbringt. Wir bilden mit ihnen die stummen Zuhörer und wundern uns über die prompten Antworten und freuen uns über den leuchtenden Blick der Kleinen, mit welchem sie zum Pater aufschauen. Aber ergreifend ist es, wenn wettergebräunte Männer, wenn alte Matronen, die ihren kleinen Haushalt abgesperrt und den weiten Weg zum Kongso gemacht haben, mit den frischen Mädchen wetteifern im Hersagen ihres Katechismus. Da erntet auch die Mutter den Lohn für die Mühe, womit sie sich mit dem Unterricht ihrer Kinder abgegeben, und es ist ein Ansporn für sie, mit erneutem Eifer sich derselben anzunehmen.

Über dem Examen ist die Dämmerung hereingebrochen. In unserem Zimmerchen ist das Abendessen aufgetragen. Die Schiebetüren müssen zurückgezogen werden; denn die ganze Kapelle füllt sich mit Zuschauern und Zuschauerinnen. Groß und klein will dabei sein. Wie beim Gottesdienst ist alles mäuschenstill, und wir werden nicht weniger gemustert, als wir selbst das Festgericht mustern, das eigens für uns bereitet worden ist. Manche besondere Zulagen ergänzen den gewöhnlichen Speisezettel von Reis und Kimtschi, unter anderem Krabben, die, im Herbste gefangen, eigens für ein vornehmes Mahl eingemacht worden sind.

Da hier in Palsang nur eine einzige Christenfamilie, die des Katechisten, lebt, so müssen die Christen sich bei den Heiden zu Gaste bitten. Von der Gastfreundschaft der Koreaner sind sie herzlich aufgenommen.

Rückkehr

23. Mai

Unser kleines Schlafzimmerchen hat sich zur Kapelle umgewandelt; dann wird es wieder Frühstückszimmer. Nach dem Frühstück rüsten wir uns zur Heimkehr. Die Christen, die sich wieder einmal getroffen, bleiben wohl noch zu einer Schale Wein beisammen; der Kongso-Tag ist ihnen ein Festtag, der Tag, an dem sie öffentlich vor den Heiden der Umgebung ihren Glauben bekennen konnten. Dann aber geht alles wieder nach den vier Himmelsrichtungen auseinander, heim an die altgewohnte Arbeit, aber gestärkt durch das Glaubensbeispiel der Glaubensbrüder, gestärkt durch den Empfang der heiligen Sakramente.

Bis sie sich trennen, haben wir wieder ein gutes Stück Weges hinter uns; wir gehen dieselbe Strecke, die wir gekommen sind, auch zurück; die gleiche Sonne begleitet uns.

Schon gestern haben wir auf dem Wege eine giftige Schlange getötet. Jetzt kriecht wieder eine über den Weg. Sie ist einen Meter lang und schießt sogleich in die Höhe, um gegen uns loszuschnellen. Ein wohlgezielter Stockhieb streckt sie nieder. Das sind die Schlangen hierzulande nicht gewohnt. Die Heiden fürchten

sich, ihnen etwas zuleide zu tun. Sie haben Angst, es möchte sich die junge Brut der Schlangen später an den Mördern ihrer Eltern rächen. So übertragen sie die eigenen Gedanken der Ahnenerinnerung und die der Blutrache, die ja im heidnischen Korea noch fortlebt, auch auf die Tierwelt, und die abergläubische Furcht ist der beste Schutz, den die Schlangen in Korea haben. Darum gibt es in Korea sehr viele giftige Schlangen. Man hört viel von Schlangenbissen, aber selten von einem tödlichen Ausgang.

Bei einer einzelnstehenden Hütte halten wir kurze Rast. Ein Ruf draußen vor der Türe, die in den Vorhof führt, lockt den Hausherrn, einen gutmütigen Alten, aus der inneren Behausung. Wir bitten ihn, bei ihm ein klein wenig unterstehen zu dürfen, da weit und breit kein Schatten ist, unter dem wir Schutz gegen die Sonne finden könnten. Freundlich lädt er uns ein und räumt alle die Sachen weg, die auf der Veranda umherliegen, und holt Matten herbei und breitet sie uns hin. Dann bringt er einen Büschel Tabakblätter und stellt den nie erlöschenden Feuertopf zurecht, damit wir unsere Pfeife anzünden können.

Am späten Nachmittag haben wir Tschängeton wieder erreicht.



Hirsch nach koreanischem Gemälde

Kapitel 17

In die alte Hauptstadt

Durch die Kornkammer Koreas

26. Mai

Ein lichter, leichter Frühlingsmorgen ist mit uns aufgestanden. Er will uns in seinem jugendlichen Glanze über die trübe Abschiedsstunde hinweghelfen. Die Christen des ganzen Dorfes sind gekommen, uns nochmals für einen Augenblick zu sehen. „Auf Wiedersehen im Himmel!" Das Glöcklein, das uns einst zu mitternächtlicher Stunde so freundlich begrüßt hatte, ruft uns jetzt den letzten Scheidegruß nach, während wir festen Schrittes, den die elastischen Strohsandalen beflügeln, dem Passe uns zuwenden, den wir neulich auf dem Wege zum Kongso zweimal überstiegen hatten. Noch klingen die sanften Glockentöne an unser Ohr; das Dörflein aber ist bereits entschwunden; nur das Turmkreuz blinkt noch über die Bäume. Jetzt aber wirft ein Berghang seine grünen Vorhänge herab und verhüllt Tschängeton, um es im Bilde der Erinnerung zu übergeben. In den leuchtenden Farben des klaren koreanischen Frühlings und einer zartgestimmten Landschaft hat es sich auf den goldenen Hintergrund aufgetragen, den die Liebe eines priesterlichen Freundes bildet; und frohe, glückliche Menschen ziehen darüber hin. Gern möchten wir noch einen Blick zurückwerfen. Aber wir dürfen nicht träumerisch haltmachen, um den Hang hinanzusteigen, der uns das Dörflein nochmals sehen läßt. Wir müssen voran; der Weg ist weit. Und schon ist es acht Uhr vorüber.

Auf bekanntem Wege ersteigen wir langsam die Paßhöhe und eilen munteren Schrittes das enge Tal hinab, das sich allmählich zu weiten beginnt. Je weiter wir ins Tal hinabkommen, je mehr wir uns der großen Ebene von Chäreon nähern, umsomehr steigert sich der Bodenreichtum. Während sich die Leute in dem Tälchen, aus dem wir kommen, vielfach von Hirse und Gerste kümmerlich nähren, haben wir hier die reichste Reisebene vor uns. Es wird eine lange Wanderung, bis wir diese Ebene durchschritten haben; doch ist sie nicht allzu monoton. Es gibt manches Neue, und wo der Weg eintönig zu werden droht, da weiß Alphons immer die eine oder andere Geschichte, die er der Reisegesellschaft zum besten gibt.



Abschied von der Mission

Gegen Mittag nähern wir uns der Stadt Sinchon. Der Diener des P. Wilhelm ist auf dem Maultier in die Stadt vorausgeritten. Er will es dort beschlagen lassen, während wir eine kurze Pause halten; denn wir müssen bei einer christlichen Familie einkehren. Der Diener mit seinem Maultier hat schon die Polizei alarmiert: „Wer kommt denn? Woher? Wohin? Was wollen Sie?" so stürmt sie mit Fragen auf ihn ein. Mit uns selbst beschäftigt sich die Polizei, da wir in Sinchon einziehen, nur mehr insofern, als sie sich fürsorglich vor dem Hause einfindet, in welchem wir Einkehr nehmen und gleichsam als Ehrenposten draußen auf und ab geht, bis wir wieder abziehen, ohne etwas Verräterisches unternommen zu haben. Wir lassen uns nicht beirren. Drinnen in dem Gehöfte, wo sich eine Menge Christen eingefunden hat, macht die Großmutter des Hauses, die ehrwürdige Agnes Kang die Aufwartung. Sie läßt es sich nicht nehmen, uns, nachdem wir uns an den gebratenen Kastanien und dem mit süßen schwarzen Bohnen gefüllten Reiskuchen etwas gestärkt haben, selbst die Pfeife zu richten. Qualmend kommt das gute Mütterlein erst mit der einen, dann mit der anderen Pfeife herein, wischt das Mundstück am Ärmel ihres Kleides ab und reicht dann jedem von uns, der koreanischen Sitte folgend, mit beiden Händen ehrfurchtsvoll die Pfeife.

Der weite Marktplatz vor dem Hause hat einiges, was unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Ganz nahe an die Häuser gerückt türmt sich ein ehedem schöner, jetzt aber ziemlich baufälliger Thab (kleiner Turm aus Haustein mit der Asche Buddhas) in feiner Silhouette und in zierlichem Ebenmaß zu einer Pagode auf. Schon sind einige der tragenden Grundsteine herausgefallen und bedenklich steht der aus Steinfliesen zusammengefügte Turm da; er kann stürzen über Nacht. Niemand weiß

etwas über sein Alter, über seine Geschichte. Manche betrachten ihn als Wahrzeichen der Stadt, als eine Art Rathausturm. Er ist aber nichts anderes als der letzte Zeuge einer längst verschollenen Bonzerei, die einst, wohl in der Blütezeit des Buddhismus, hier gestanden. Aber niemand kann darüber Aufschluß geben.

In der Nähe dieses Thab breitet ein riesiger Baum sein weites Geäste aus. Vielleicht stammt auch er noch aus der Klosterzeit. Unter dem Baume ist ein großer Ziehbrunnen, der Stadtbrunnen, mit großen, aufgestellten Steinplatten eingefaßt. Gleich daneben ein Ofen für Schnapsbrennerei. Er ist zum allgemeinen Gebrauch jener Städter aufgestellt, die zwar auch gern ihren eigenen Schnaps im Hause haben möchten, die aber doch kein so großes Quantum brennen, daß es sich lohnen würde einen eigenen Ofen anzulegen — auch ein Beweis, daß wir uns in einer Reisebene befinden, deren Produktion die Bedürfnisse der Leute weit übersteigt. — Durch Vermittlung unseres Gastwirtes gelangen wir in ein Haus, in dessen hinterem Hofe eben Schnaps gebrannt wird. Angsterfüllt sieht uns anfänglich die Hausfrau kommen. Scheu und besorgt schaut sie auf meinen photographischen Apparat. Sie vermutet wohl, daß wir einer japanischen Steuerkommission angehören, die nun wieder neue Zehnten auf den Schnaps schlagen will. Doch bald ist sie beruhigt; wir wollen ja weiter nichts, als die Herstellung des Branntweins sehen. Wir wollen ihn nicht einmal kosten, da uns der scharfe Fusel schon bekannt ist.

Der drei Meter lange Ofen ist etwa einen halben Meter in den Boden eingelassen und ragt noch



Steinerne Pagode auf dem Marktplatz von Sinchon

einen Meter über demselben empor. Er ist aus Lehm errichtet. Ein Mann sitzt an dem einen Ende und schürt beständig dürre Reiser in das tiefliegende Schürloch nach. Gleich über dem lebhaft flackernden Feuer brodelt in einem meterhohen Topf der gegorene Reis und Hirse=Maisch. Der Topf selbst ist von einem kupfernen Kessel überdeckt, der oben eine mit Kühlwasser gefüllte Mulde hat. Dieser Kessel ist da, wo er auf dem unteren Topfe aufsitzt, offen, die Dämpfe aufzunehmen, aber nach innen umgestülpt, so daß die kondensierten Dämpfe, die an der Kessel=wand herunterperlen, sich in einer Rinne sammeln können. Wasserhell fließt der Brandy durch ein Röhrchen in einen bauchigen, irdenen Krug. Am entgegen=gesetzten Ende des Ofens ragt der Schornstein zwei Meter hoch in die Luft. Ringsum stehen eine Menge hoher Töpfe, deren etwas widerlicher Inhalt noch auf die Verwandlung in Alkohol wartet.

Lange wandern wir im Sonnenbrande durch herrliche Reisgegenden. Im Früh=reis, der gleich von Anfang entsprechend dünn in Furchen gesät worden, so daß ein Versetzen der Pflänzchen nicht notwendig wird, waten überall Frauen mit aufgestülpten Hosen und ziehen das Unkraut heraus. In den übrigen Reisfeldern arbeitet der Pflug, um sie für die Aufnahme der Pflänzchen herzurichten, die in einer Ecke des Feldes in lebhaftem Grün sprossen. Scheinbar spiegelglatt verliert sich die Ebene in die dunstige Ferne. Was über die Ebene aufragt, sind die ungezählten dreibeinigen Stangengerüste, an denen die Wasserschöpfer hängen, womit das Wasser von den überschwemmten Feldern am Flusse in die stufenförmig höher liegenden Felder geschöpft wird. Wo die drei Stelzen zusam=mengefügt sind, hängt eine große, tief ausgehöhlte, meterlange Schau=fel hernieder. Un=ermüdlich schwingt sie der Mann, der an derselben steht, in die Tiefe und schleudert das ausgehobene Wasser geschickt über den niedri=



Branntweinbrennerei



Koreanischer Wasserschöpfer auf dem Reisfeld

gen Erdwall, welcher den oberen Reisacker umgibt. — Gegen vier Uhr erreichen wir Sinnangchon, wo das Mittagessen auf uns wartet.

Noch ein breites Flußtal müssen wir kreuzen. Seine üppigen Grasmatten würden sich vorzüglich zu Vieh= und Milchwirtschaft eignen, doch trampeln auf den weiten Wiesenflächen nur ein paar Maultiere und vereinzelte Ochsen das Gras nieder. Jetzt beginnt das Gelände zusehends anzusteigen. Wir haben die Ebene hinter uns, die Felder werden trockener, die Reiskultur hat aufgehört. Grüne Gerstenfelder wiegen sich im Abendwind; ein großer Teil des Ackerlandes ist von Ölbohnen eingenommen und da und dort schiebt sich ein Feld mit Baum=wolle dazwischen.

An einem Flüßchen, das aus dem gewellten Gelände kommt, stehen Granit=felsen an. Dort ist ein Steinbruch angelegt. In mühsamer Methode sprengen sie die Steine aus den Wänden. Wo der Stein abspringen soll, da werden der Reihe nach in kurzen Abständen längliche Löcher in den Fels geschlagen, so groß, daß sich eine Hand hineinlegen kann. Sind diese Löcher unter vieler Anstrengung mit den eisernen Werkzeugen ausgemeißelt, so werden sie mit Feuer erhitzt und dann rasch Wasser hineingeschüttet. Mit Krachen springt der Fels in der Linie der Grübchen ab. Trotzt er aber dem ersten Sprengversuch, dann wird weiter

keine Mühe mehr an ihm verschwendet, weil an solchen Stellen erfahrungsgemäß der Fels den altbewährten koreanischen Sprengstoffen widersteht. Manche Zeichen eines solchen mißglückten Versuches sind den Wänden eingehauen.

Wir nähern uns der Stadt Anak. Bis in die jüngste Zeit bestand hier die beste und besuchteste der heidnischen, koreanischen Fortbildungsschulen. Sie ist jetzt eingegangen. Ein paar Lehrer hatten sich in die Verschwörung gegen Graf Terauchi verwickelt. Das gab den Japanern willkommenen Anlaß, die ganze Schule zu schließen.

Eben sinkt die Sonne hinter die westlichen Höhen nieder, da ziehen wir in Anak ein. Düster schaut das alte, verlassene Mandarinatsgebäude aus den finsteren Toren hervor. An dem kantigen Torgerüste, das leicht geschwungen ausladet, hängt noch das koreanische Wappen. Es ist bereits verblaßt und wartet nur, bis es völlig verwischt zur Erde fällt. Auch in der Stadt, die es einst beherrscht hatte, ist der Wandel der Zeit an allen Ecken und Enden zu sehen. Allenthalben sind Breschen in die geschlossenen Häuserreihen gelegt. Breite Straßen werden durch die engen, zusammengedrängten Komplexe geschlagen, und japanische Bretterhütten verdecken die dahinterliegenden, altersgrauen Häuschen der Koreaner, die sich wie lebensmüde zurückziehen.


Ein Schlauer, der erst bezahlt sein möchte, ehe er sich photographieren läßt

Wir haben noch zwei Stunden an unser Ziel und es wird tiefe Nacht, bis wir die Lichter der Mission von Mähaton vom Hügel herunter glänzen sehen, um den sich das Dörfchen herumlegt.

P. Wilhelm ist in seiner alten Heimat. Es ist die Station, die er angelegt und verwaltet hatte, ehe sein Wirkungskreis nach Tschängeton verlegt wurde. Jetzt ist's P. Oudo, der uns gastlich empfängt.

Seidenindustrie

27. Mai

Genau bis Mitternacht hatte die Polizei gebraucht, um uns nachzukommen; dann aber war sie zur Stelle, um nach uns und unserm Begehr zu fragen. Sie kann uns den Humor nicht verderben. Wir freuen uns der duftigen Frühlingsluft, welche den Missionshügel umflutet, und des frischen, freudigen Zuges, der auch hier in dem Christendörfchen herrscht. Der Missionshügel ist von der Kirche und der Wohnung des Paters gekrönt. In der Nähe steht das Schulhaus, das eine besondere Eigenheit aufweist. Einen Teil des Unterrichts besorgt ein begabter, auch in der Seidenzucht geprüfter koreanischer Lehrer. In einer Art Fortbildungsschule sammelt er eine Anzahl größerer Mädchen um sich, denen er eine Unterweisung über die Zucht der Seidenraupen, die Gewinnung und Verwertung der Seide an die Tafel schreibt. Die Mädchen schreiben das in ihre Hefte nach. Zu diesem theoretischen Unterricht, der für die Mädchen gleichzeitig eine tüchtige Schreib- und Leseübung ist, gesellt sich die praktische Anleitung. Nicht bloß in einem großen, anstoßenden Zimmer, sondern auch im Schulraum selbst ist ein Lattengestell an der Wand angebracht von einer Seite zur anderen. Das sind die Brutkästen für die Seidenwürmer. Zwischen die Latten hinein sind Holzrahmen mit weitmaschigen Drahtnetzen eingeschoben. Auf den Drahtnetzen liegt eine unseren zusammenrollbaren Tischläufern ähnliche Matte und darauf ein Fadennetz auf einen Rahmen gespannt. Auf dem Fadengewebe zappeln die Seidenraupen und nagen die fein zerschnittenen Eichenblätter. Es ist keine kleine Arbeit, all diese Tierchen mit Futter zu versorgen. Ein Teil der Mädchen muß während der praktischen Übungen die Blätter zerschneiden. Ein anderer nimmt unter Aufsicht des Lehrers die Rahmen heraus. Sorgsam wird das obere Gewebe samt den Tierchen abgehoben und auf die freie Matte einer anderen Rahme gelegt. Während die durch die Maschen des Gewebes durchgefallenen, vertrocknenden Rückstände weggeschafft werden, streut eines der Mädchen den nun futterlosen Würmchen sorgsam das zerhackte Futter ein. So werden die Raupen großgezogen, bis sie sich einspinnen. Auf einfache Haspeln werden die Kokons abgewickelt und zugleich zu einem acht- bis zwanzigfachen Seidenfaden zusammengesponnen.



Alte, vergoldete Bronze, 1/2 natürl. Größe (Museum St. Ottilien)

P. Oudo hat viel für die Seidenzucht getan. Neuerdings hat er wieder mehrere Tausend Eulanthus (Eu. glandulosa) und Maulbeerbäume angepflanzt, um außer

den koreanischen Seidenwürmern, die sich von den Blättern der Zwergeiche nähren und deren Seidenkokon nicht besonders ergiebig ist, eine bessere Art züchten zu können.

Um noch eine weitere gute wirtschaftliche Grundlage für sein Dörfchen zu schaffen, hat er begonnen, aus den Pappeln, welche den Kirchplatz zieren, Ableger zu ziehen. Heuer konnte er schon fünfzigtausend Setzlinge an seine Christen verteilen. Das Pappelholz ist gesucht nicht nur für die Papierfabrikation, sondern auch zur Herstellung verschiedener kleiner Kästchen, insbesondere der Speise-schachteln, in denen auf den Bahnhöfen von den Japanern gekochter Reis feil-geboten wird.

Zwei einheimische Schwestern halten die Mädchenschule. Auch hier empfindet man es wohltuend, daß der Unterricht in weiblichen Handarbeiten in den Vorder-grund gerückt ist. Die muntere Schar der Kleinen macht einen herzgewinnenden Eindruck, und ihre freudigen Gesichter passen so recht zu den hellfarbigen Kleidchen, welche der ganzen Schule eine Sonntagsstimmung geben.

Gegen Abend mache ich mit P. Wilhelm einen Spaziergang in das Nachbar-dorf; es ist nicht weit. Nur eine einzige christliche Familie lebt dort. Alle andern sträuben sich gegen das Christentum. Daran ist nicht etwa eine allgemeine Ab-neigung schuld, sondern die Familie Kang, die das ganze Dorf beherrscht. Diese Familie aber hängt mit dem ganzen Stolz der alten Jangpang (Adel) an ihren Ahnen und Ahnentafeln; und diese müßten sie mit der Annahme des Christentums preis-geben. Wie in diesem Dorfe bei der Familie Kang, so ist es vielfach auch anderswo. Gerade der Ahnenkult ist das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christen-tums; er ist zu tief mit dem Volksleben und den Volksanschauungen verwachsen.

Ans Meer

28. Mai

Nach dem Gottesdienst brechen wir nach Chinampo auf, einem der bedeutendsten Hafenplätze am Gelben Meer. Erst müssen wir über Berg und Tal durch kleine Quertäler mit ihren Bächen. Bald aber kommen wir an einen Fluß, dessen breites Flußbett mit weiten Sandablagerungen den trägen Lauf des Wassers und die Nähe des Meeres verrät. Die Ufer entlang zieht sich ein hoher Sanddamm hin, um zur Regenzeit die dahinterliegenden Felder vor Überschwemmung zu schützen. Jetzt nimmt sich der dünne Wasserfaden in dem breiten, sandigen Flußbett recht bescheiden aus. Die gelbe Fläche ist von einzelnen grünen Grasbüscheln, ja sogar größeren Grasflächen belebt, und hier zum ersten Male sehe ich eine größere Viehherde von zehn bis zwanzig Stück weiden.



Bonzerei



Am Meeres-Kreek

Um die Mittagszeit setzen wir uns ein klein wenig auf die Veranda einer koreanischen Hütte und lassen uns eine Schale Jakchou bringen (koreanischer Wein). Überall, ob bekannt oder unbekannt, ob bei Christen oder Heiden, sind wir freundlich aufgenommen. Das ist Eigenart der Koreaner. Sie gehen in der Gastfreundschaft eher zu weit, als daß sie sich dem Vorwurf der Ungastlichkeit aussetzen würden. Ja, die Tugend wird bei ihnen nicht selten zur Schwäche. Wenn einer auf ein paar Tage von zu Hause fort will, sei es wegen eines Zerwürfnisses oder weil er nun eben einmal Abwechslung haben muß, dann wandert er ohne einen Sen Geld in der Tasche auf gut Glück hinaus in die Fremde. Beim Nächstbesten kehrt er ein, erzählt ihm einige Geschichtchen; die Pfeife wird angezündet, Wein aufgetragen, er wird zum Abendessen eingeladen und bleibt dann über Nacht. Am Morgen zieht er weiter, ohne auch nur mit einem Worte zu danken. Der Ausdruck des Dankes in Worten ist ja dem Koreaner etwas ganz Unbekanntes. Ehe er geht, stopft er sich noch eine Pfeife, und dann wandert er aufs Geratewohl die Straße fort. Ist die Pfeife ausgegangen, so kehrt er beim nächsten Hause ein oder hält einen Mann auf dem Wege an und erbittet eine Pfeife Tabak. Niemand wird sie ihm abschlagen. Und am Abend findet er wiederum sein Unterkommen. So treibt er sich ein paar Wochen im Lande herum, bis er, des Wanderlebens müde, wieder nach der Heimat trachtet. Viele Landstreicher schlagen sich auf



Im Kreek

diese Weise das ganze Jahr durch. Eigentliche Bettler sieht man bloß in der Stadt. Einzeln eilen sie von einem Laden zum andern mit einer gewissen ängstlichen Hast; jeder hat in der Hand ein paar Kasch, alte, durchlöcherte Münzen aus Messing. Diese hält er klimpernd den Anwesenden hin und sieht eine Weile zu, ob nicht der eine oder andere noch solch ein Stück dazuwirft. Dann huscht er weiter zu einer anderen Gruppe. Sein ganzes Auftreten macht den Eindruck des Unsicheren, des Verschämten.

Wir können die Freundlichkeit der Leute erproben. Einige Männer saßen auf der Veranda. Bei unserem Nahen waren sie aufgestanden und hatten uns Platz gemacht und bleiben, während sie nun die ganze Zeit hindurch um uns herumstehen oder auf dem Erdboden sitzen, als bescheidene Zuschauer da.

Eine längere Brücke verbindet die beiden Flußufer. Wir müssen sie passieren. Würde unten der reißende Strom zur Regenzeit seine Wasser dahinwälzen, dann wäre es ein Wagnis, die Brücke zu benützen; so aber besteht keine Gefahr. Brechen wir durch, dann können wir ja unten trockenen Fußes weitergehen oder in dem Wasser, das höchstens bis an die Kniee reicht, vollends hinüberwaten. Zwei Reihen Baumstämme sind aneinandergefügt und werden durch zahlreiche hölzerne Pfähle und Pfosten gestützt. Der Zwischenraum zwischen den Baumstämmen ist mit Prügeln und Rasenschollen ausgefüllt; darüber liegt Reisig. Allenthalben sind die Rasenstücke durchgebrochen, und man kann sich nur mit Not hinüberbalancieren.

Über ein paar Hügel hinweg gelangen wir in ein weites, flaches Tal, das von einer Unzahl Kanälen und Dämmen durchzogen ist. Zur Hochflut dringt das Wasser bis hier herein. Am Ende des Tales steigt ein Kegel auf. Auf ihn



Kindertypen



Dörren von Fischchen

müssen wir zuhalten; hinter ihm liegt Chinampo. Wir entdecken einen schmalen Dammweg, der die Richtung auf unseren Hügel nimmt. Oftmals drohen wir im Schlamme zu versinken, da der Damm lange Strecken weit durch den Aushub aus den Gräben ausgebessert worden ist. Und wie uns der Weg täuscht! Der Berg scheint neckisch immer weiter fortzurücken, je mehr wir uns ihm zu nähern trachten. Mehr als eineinhalb Stunden quälen wir uns bald auf den durcheinander=geworfenen Erdschollen, bald im tiefen Moraste ab. Die einzige Unterhaltung sind die zappelnden Krabben, die jetzt zur Zeit der Ebbe Luft schöpfen und Sonnen=bäder nehmen, vor uns aber rasch einem der Löcher zueilen, die sie in den schlammigen Boden gebohrt haben. Sie sind unsere Hoffnung; denn noch ist die Flut nicht so hoch gestiegen, daß die Dschunke schon nach Chinampo abgehen könnte. Wir werden sie also nicht verfehlen. Und mit der Zeit kommen wir dem Berge doch näher. Dann spähen wir lange nach einem Fahrzeug hinab auf die breite Flußmündung. Wir können nichts entdecken. Drüben in weiter Ferne liegt die Stadt am Gestade, so weit, daß die Häuser fast im duftigen Hauche verschwinden und ihre zitternden Reflexe sich kaum bis zu uns herüberwagen.

Unsere Dschunke liegt noch im Kreek, und wartet, bis das Wasser steigt. Wir warten lieber in einem Wirtshause nahe am Strande; denn es ist schon gegen vier Uhr. Nach einem improvisierten, echt ländlichen koreanischen Speisezettel holen wir unser Mittagessen nach. Inzwischen sammeln sich die Passagiere, die alle nach Chinampo überfahren wollen. Zwei Segelbarken müssen flottgemacht werden, um alle hinüber zu bringen. Bis wir uns aus dem engen Kreek heraus=gearbeitet haben, müssen die Ruderknechte tüchtig zugreifen. Dann aber, wie wir

klares Wasser haben und der Wind die Segel faßt, jagen wir über die sich kräuselnde Flut. Und doch wird es Abend, bis wir landen.

Im Japanerviertel steigen wir ans Land. Ein hübscher Leuchtturm in der Hafeneinfahrt war Richtpunkt auch für unser Steuer. Einige Christen nehmen uns am Quai in Empfang und begleiten uns zur Mission, die von einem Hügel aus die Japanerstadt überragt und auch hinüberschaut in das Koreanerviertel, das durch eine felsige Anhöhe von den Japanern getrennt ist. Eine tief einschneidende Straße stellt die „freundschaftlichen" Beziehungen beider Nationen her. Auf einer Terrasse unterhalb der Kirche trauert das verlassene Schulhaus den alten Zeiten nach. Einst war es gut besucht; jetzt steht es leer. Mangel an Geld, womit der Lehrer hätte besoldet werden können, hat den Pater gezwungen, die Schule zu schließen. Die Christen würden es mit Freuden begrüßen, wenn die Schule wieder eröffnet würde, denn in der Kommunalschule, die dem Pater die weitgehendsten Zusicherungen gemacht hatte, war gar bald der Pater und sein Einfluß und der christliche Gedanke verdrängt.

Ein Dies ater

29. Mai

Ein Dies ater, ein Unglückstag. Heute abend mußte das Notizbuch voll werden, in dem ich die Reise der letzten vierzehn Tage aufnotiert habe. Dann durfte es sich zu den andern gesellen und mit ihnen geduldig auf eine Überarbeitung warten. Wir machen einen Morgenspaziergang und kommen gerade zu Mittag heim. Das erste, was mir auffällt, ist der Verlust meines Notizbuches. Sofort geht P. Cassian zurück, es zu suchen; es wird nachgefragt, wir sichern dem Finder eine Belohnung zu. Alles vergebens. Das Büchlein ist und bleibt verloren. Meine Stimmung ist die eines großen und unersetzlichen Verlustes. Das Essen schmeckt mir nicht; das Mitleid der andern tut mir weh; der Kopf schmerzt mich. Ich sitze kleinlaut bei Tisch und tue apathisch etwas mit. Was nun? Keinen Strich mehr weiterschreiben? Das ist das einfachste. Die Lücke ausfüllen? Es scheint unmöglich. Und doch, eine halbe Stunde später raffe ich mich auf. Kurz knie ich mich in das Missionskirchlein. Dann ist der Entschluß gefaßt. Rasch wird das Gerippe der letzten vierzehn Tage rekonstruiert. Die Details ziehen langsam durch den Kopf und verscheuchen das Kopfweh; sie werden da und dort eingefügt. Ich lebe ein paar Stunden in der Vergangenheit und kümmere mich nicht mehr um das verlorene Büchlein, sondern rufe ins Gedächtnis zurück, was es enthalten. Die Mühe, die das Zusammensuchen und Eingliedern macht, reizt den Willen, frisch ans Werk zu gehen. P. Wilhelm muß in den nächsten Tagen, ehe wir uns trennen, mit den Namen aushelfen. So wird es, so muß es



Trambahn von Pyenyang

gehen. Und wie die andern kommen, mich zu einem Spaziergang zu holen, um mich meiner gedrückten Stimmung zu entreißen und mich auf andere Gedanken zu bringen, finden sie mich heiter und entschlossen wie zuvor. Und mit Humor hänge ich an dicker Schnur ein leeres Notizbuch im Knopfloche fest.

Drunten zu unseren Füßen liegt die Stadt. Vor fünfzehn Jahren standen an ihrer Stelle ein halbes Dutzend armseliger Fischerhütten; jetzt ist es ein nicht unbedeutender Hafenplatz mit dreißigtausend Einwohnern. Unter ihnen leben etwa fünfhundert Katholiken. Die Japaner haben sich um den Haupthafen herum niedergelassen. Gegen Westen zu ist noch ein kleinerer Hafen, dort liegen viele chinesische Dschunken vor Anker oder vielmehr im Schlamme.

Wir überklettern den Hügel, der der Mission gegenüberliegt, und steigen auf die Japanerstadt hernieder. Auf halber Höhe haben sich die Japaner eine Festhalle so ganz nach ihrer heimischen Art eingerichtet. Das luftige Gartenhaus, zwanzig Meter lang und fünf Meter breit, läßt sich durch Schiebetüren in verschiedene Räumlichkeiten abteilen oder zu einem großen Saale umgestalten. Es steht mitten in einer zierlichen Blumenanlage; die Wege nehmen sich durch eingefügte Felstrümmer wie Alpenpfade aus und schlingen sich durch duftige Büsche und Miniaturberge. Dazwischen kriechen Zwergbäumchen und verkrüppelte Pinien. An ausgesuchten Stellen postieren sich meisterhaft in einem Topf gezogene und immer wieder zugestutzte Kirschbäumchen, kaum einen halben Meter hoch, die gerade in vollster Blüte stehen. Echt japanisch!

Gleich daneben ein schroffer Gegensatz: eine prosaisch in Backsteinen aufgeführte moderne Bonzerei, die ebensogut ein Bahnhofsgebäude alten Stils vorstellen könnte. Wir halten uns keinen Augenblick dabei auf, sondern suchen die Hauptstraße zu erreichen, die unten den Hügel entlang führt. Dort lenkt mit seinem Reklamezaun — all die roten Latten des Zaunes verkünden in schwarzen Lettern die Namen der Wohltäter — ein schintoistisches Heiligtum marktschreierisch die Aufmerksamkeit auf sich. Aber auch da, in dem kleinen Tempelchen, ist so gut wie nichts zu sehen. Wie der ganzen Stadt, so fehlt auch den Einzelheiten derselben die Patina der Geschichte.

Einige Schritte weiter ist noch als letzte Sehenswürdigkeit Chinampos ein Simmentaler Reklamestier aufgestellt, groß und alt. Er hat wohl in dem dünnen Brettergestell, in welchem er aufbewahrt wird, schon eine Reihe von Wintern bis auf die Knochen frieren müssen.

Wir schlendern noch zum koreanischen Hafen. Dort herrscht ein gedrücktes Leben. Mit viel Mühe schieben chinesische Ruderknechte ihre schweren Barken ins Wasser; so wollen sie der kommenden Flut zuvorkommen. Am Ufer sind Männer beschäftigt, von einem Haufen Muscheln Körbe voll wegzuschaffen in einen naheliegenden Kalkofen, in dem die Muscheln gebrannt werden. Auf einer schmutzigen Matte trocknen Tausende und Tausende kleiner, silberglänzender Fischlein an der Sonne. Sie gehen im Handel landeinwärts und werden gerne gekauft als Sonntagszuspeise zum Reis. Wer ihre Zubereitung inmitten des Schmutzes und Staubes und Gestankes gesehen, wird wohl in seinem Leben keines dieser Fischlein mehr hinunterwürgen können.

Pyenyang

30. Mai

Durch den koreanischen Markt eilen wir dem Bahnhof zu. Auf dem Marktplatz ist reges Leben; doch wir dürfen uns nicht aufhalten. Wir haben nicht allzuviel Zeit, und es ist gerade Hochflut, die uns zwingt, einen bedeutenden Umweg zu machen. Die meisten Straßen und Gassen sind von der eindringenden Meeresflut überschwemmt. Durch unterirdische Schleusen brodelt das schäumende Salzwasser in große Bassins, die mit Erdwällen eingedämmt sind. Dort soll das Meerwasser in der Sonne verdunsten, und die mit Salz geschwängerte Erde wird alsdann zur Salzgewinnung ausgehoben.

Nach kurzer Fahrt hält der Zug in Pyenyang. Auf dem neuen Bahnhofe werden wir schon wieder von dem wachsamen Auge der Polizei beachtet; zwei Polizisten halten Wache am Ausgang des Perrons. Hier kommen wir noch glücklich durch und stellen uns zehn Schritt von ihnen in den Schatten eines Baumes, um



Nord=Tor von Pyenyang

die Abfahrt der „Trambahn" abzuwarten, immer unter dem scharfen Auge des Gesetzes. Endlich entschließt sich der eine der beiden. Ehe wir entkommen, stürzt er mit langen Schritten auf uns los und fordert unsere Namen zu wissen, woher wir kämen, was wir wollten, wohin wir gingen. Wir sagen ihm, daß wir zur katholischen Mission gehen, und schwingen uns auf den abgehenden vierräderigen Rollkarren, der, von zwei Kulis geschoben, als Straßenbahn funktioniert. Nicht weniger als achtmal bekommen wir im Laufe des Nachmittags Besuch der Polizei. Die Sache fängt also nachgerade an, kindisch zu werden.

Vor dem Bahnhof ragt ein Obelisk auf, der in wenigen chinesischen Charakteren die Erinnerung an den Freiheitskrieg gegen China (1894) lebendig erhält. Gleich linker Hand davon trauert ein großer Gebäudekomplex, der dem kurzen Auf=flackern patriotischen Gefühls seine Entstehung verdankt, ein in der jüngsten Zeit erbauter Kaiserpalast. Seine Räume sind nunmehr von dem unruhigen Getriebe des Kasernenlebens erfüllt.

Die Vorstadt, die wir passieren, ist neuesten Datums. Die faustgroßen Geröll=steine, womit die Bahnhofsstraße aufgeschüttet ist, wird wohl noch auf Jahre hinaus dem Fremden zum Bewußtsein bringen, daß eine neue Ära über den althistorischen Boden aufgezogen ist. Die Häuser, welche die Straße entlang stehen, sind selbstverständlich auch hier ausschließlich japanisch.

Heute ist nach koreanischer Zeitrechnung der Dritte des fünften Monats. Nach alter Landessitte, die besonders im Norden Koreas noch hoch in Ehren gehalten wird, beginnen schon die Vorbereitungen für den großen Festtag, den Fünften des Fünften. Es soll ein großes Kinder⸗ und Volksfest werden. Wie jedes Dörfchen an dem starken Aste einer Föhre oder sonst an einem Baume eine Kinderschaukel aufhängt, so werden in der Stadt an verschiedenen Stellen Holzgerüste aufgerichtet, und schon klettern die Buben daran herum, die Seile zu befestigen. Hängen diese einmal fest, dann ist die Schaukel den ganzen Tag nicht mehr frei. Unaufhörlich wird eine Reihe von Tagen geschaukelt, bis auch dieses Fest mit seiner Oktav und seinen Belustigungen wieder zum Überdruß geworden ist.

Nach einigen Irrwegen durch die engen, zum Teil sehr schmutzigen Gassen und Gäßchen finden wir, orientiert durch den Kirchturm, der immer wieder über die Häuser hinwegschaut, am Ende doch noch zur Mission, wo uns P. Le Maire mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfängt.



Pyenyang:
Dem Andenken des ersten und letzten Kaiserbesuches

Die Mission liegt auf einer kleinen Anhöhe. Vom Kirchturm aus suchen wir einen Rundblick über die Stadt zu gewinnen. Ein ruhiges Landschaftsbild legt sich als Hintergrund rings um die Stadt. Die Stadt selbst löst sich in hübsche Partien auf, die sich bald auf Hügeln, bald in Tälern gruppieren. Doch auch manches Häusergewirre, nur durch winklige Gäßchen aufgeteilt, schiebt sich zwischen die anmutigen Gruppen. Im Westen wälzt der breite Taitong seine trüben Wasser dem nahen Meere zu. An seinen Ufern staut sich das wogende Stadtleben; keine Brücke führt ans jenseitige

Ufer, kein Haus steht drüben. Eine unermeßliche Ebene zieht in tiefe Fernen, die durch lichtblaue Berge angedeutet sind. Gegen Norden rückt dieser Gebirgszug näher an den Fluß heran und zwingt ihn zu manchem Umweg; von Osten her drängen sich die Ausläufer der Berge nahe an die Stadt heran und auf ihnen zieht schwerfällig die uralte Stadtmauer hin. In großem Bogen spannt sich die Stadtmauer um das Häusermeer und hält es am Flußufer fest. Wo die Mauer das Ufer erreicht, da bricht sie vor den tiefen, senkrechten Abstürzen plötzlich ab, und die brandenden Wasser, verstärkt durch eine hohe Quaimauer, bilden hier die Befestigung. Aus dem Gewirre der Dächer ragen zahlreiche Kirchtürme empor; etwa hundert Meter von uns entfernt liegt eine Kirche der Presbyterianer. Gegen Süden zu dominiert von einem Hügel aus eine stattliche Methodistenkirche; gegen Norden zu ist zum Greifen nahe wieder eine Presbyterianerkirche. Nicht weniger als siebzehn Schulen haben die verschiedenen protestantischen Sekten mit dem reichlich fließenden amerikanischen Gelde errichtet; und eben wird an einer neuen gebaut, welche auf dreißigtausend Yen (sechzigtausend Mark) veranschlagt ist. Und erst außerhalb der Stadt! Die herrlichen charitativen Anstalten, mit welchen der amerikanische Protestantismus Pyenyang erobert hat, haben innerhalb der Mauer schon längst keinen Platz mehr gefunden.

Wir machen gegen Abend einen kleinen Rundgang durch die Stadt und kommen dann über den Stadtfrieden hinaus. Dort auf dem weiten Gelände, das sich an die zum Teil schon geschleifte Stadtmauer anschmiegt, reiht sich eine Missionsniederlassung an die



Pyenyang:
Zur Erinnerung an den Befreiungskampf gegen China

andere: ein schönes Krankenhaus, sauber und anmutig unter einem Wald von Zierbäumen angelegt; ringsum stellt sich ein ganzes Dorf von schmucken Häuschen zusammen; es sind die Wohnungen der Missionäre. Auf weitem Spielplatz tummeln sich die Schüler einer ansehnlichen Mittelschule. Gleich jenseits der Straße ist eine Katechistenschule für eingeborene protestantische Prediger, ein imposanter Bau in einem geräumigen Garten. Wieder kommt ein Krankenhaus, für Frauen und Kinder eingerichtet, ein würdiger Bau in schöner und luftiger Lage.

Dem gegenüber verschwindet die katholische Mission mit ihren fünfhundert Christen vollständig. Was will aber auch ein Pater in der umfangreichen Stadt erzielen, wenn er überdies noch seine Christen draußen auf dem Lande zu pastorieren hat? Da genügt es nicht, daß der Pater bei den Koreanern sehr beliebt ist; es genügt nicht, daß er ihre Sprache spricht wie einer von ihnen, so rein, daß sich die Koreaner die Augen zuhalten, wenn er redet, um nicht zu sehen, daß er ein Ausländer ist. Da müßte es vor allem durch reichere persönliche und kräftige materielle Unterstützung möglich gemacht werden, daß die katholische Mission, die mit ihrem Blute Korea erobert hat, die alten, ausgetretenen Pfade aus der koreanischen Urkirche verlassen und großzügig zu arbeiten beginnen könnte. Es sind ja in Pyenyang auch noch ein paar Schwestern, die eine Mädchenschule leiten. Mit großem Geschick wird dort den weiblichen Arbeiten Rechnung getragen. Aber die Schule ist unbekannt und unbeachtet gleich einem winzigen Kahne, der zwischen den tausend Masten eines großen Seehafens irrt. Dazu kann der Pater bei seiner mißlichen finanziellen Lage auch diese Schule wie seine Knabenschule mit achtzig Buben nur mit äußerster Not halten.

Durch eine Mauerbresche klettern wir in die Stadt zurück. Die Stadtbrunnen, die fast an allen Straßenecken stehen, sind durch ein großes Pumpwerk mit dem Wasser des Flusses gespeist. Sie sind von Frauen umlagert. Ein eigener Wärter steht an jedem Brunnen; er hat den Schlüssel und öffnet einer jeden, sobald sie den irdenen Topf unterhält. — Unsern beiden Koreanern, die uns von Tschängeton aus begleiten, will es hier im Norden nicht recht gefallen. Sie haben seit Chinampo keinen Reis mehr bekommen. Es gibt immer nur Kuksu, eine Art Maccaroni. Sie kennen den Kuksu auch aus ihrer Heimat und essen ihn sehr gern, besonders mit Eis, für das der Koreaner eine ganz eigentümliche Vorliebe hat. Aber südlich von Chinampo ist der Kuksu ein Leckerbissen, keine Speise. Kommt ein Freund zu Besuch, dann setzen sie sich wohl die halbe Nacht zusammen und eine Schüssel Kuksu um die andere begleitet die Unterhaltung. So fühlen unsere Koreaner, die große Rationen Reis gewohnt sind, eine unbestimmte Leere in ihrem Magen.

Ausflug in die Umgebung

31. Mai

Die Schulkinder sollen einen freien Tag haben. Für den Vormittag ist ein Ausflug vor die Stadt arrangiert; dort können die Schulknaben sich in einem Wäldchen in munterem Spiele tummeln. Wir kommen auf Umwegen nach. Ein paar historische Punkte ziehen uns ab. Noch sind wir innerhalb der Stadtmauer, aber weit und breit ist kein Haus mehr zu sehen. Von einer Anhöhe winken zwei Gedenksäulen; einsam und verlassen stehen sie oben, als träumten sie in längst vergangene Zeiten zurück. Der eine der beiden Gedenksteine gilt der Erinnerung an den chinesischen Freiheitskrieg, der andere dem letzten Kaiserbesuch.

In einem wenig gepflegten Gärtchen, in welchem niedriges Gesträuch an der zerfallenden Mauer wuchert, steht der eine; der andere wenige Schritte daneben im Schatten einer Föhre. Die Zeit ist zu kurz, als daß sich das Moos um die traurigen Schriftzeichen gesponnen hätte, die den Besuch des Exkaisers J verewigen sollen. Häng=häng=ki=rjom=pi — Denkmal der glücklichen Reise — steht in die Granit=säule eingemeißelt. Es war im Jahre 1909, als Fürst Ito, der große Staatsmann, den neuen Kaiser, dem sein allzu energischer Vater die Krone hatte abtreten müssen, hierher führte. Im Jahre vorher hatte er eine Reise nach dem Süden seines Landes machen dürfen. Wie dort, so war auch hier alles aufs beste vorbereitet. Japaner und Koreaner riefen auf Kommando ihr Manse, die Stadt Pyenyang vielleicht mit patriotischer Begeisterung; denn seit fünfhundert Jahren hatte kein Landesherr mehr die Stadt betreten. Sie mochten das Morgenrot besserer Zeiten aufgehen sehen. Damals saß der Kaiser hier oben unter der schwarzen Föhre und schaute hin über die Stadt zu seinen Füßen. „Dort“, so wies wohl Fürst Ito hinab auf die weite Ebene, „liegt das Schlachtfeld, auf welchem Japan deinem Lande die Unabhängigkeit erkauft hat.“ Und an der Stelle, wo der Kaiser saß, ward die Granitsäule errichtet. Ironie des Schicksals! Ein Jahr später saß er schon in Seoul als Exkaiser, wohl bewacht von der japanischen Leibgarde. Aber auch der gewandte Staatsmann Ito hat längst seine Rolle ausgespielt.

Auch wir lassen von dieser denkwürdigen Stätte aus unsere Blicke über die weite Ebene schweifen, in welcher das tragische Geschick Koreas in seinem ersten Akte sich abspielte. Dort fand die Entscheidungsschlacht statt. Der letzte Sturm der Chinesen hatte sich nach dem nahen Waldeshang gerichtet, der sich, uns zur Rechten, gegen die nördliche Stadtmauer hinzieht. Er ward zurückgeworfen und darauf die Chinesen, die sich in dieses weite Tal hatten einkeilen lassen, völlig geschlagen. Von drei Seiten waren die Japaner auf sie eingerückt. Sollten sie es umsonst tun?

Wir wenden uns dem Nord=Tor zu. Dort haben sich wieder einige Hütten zu einem Dörflein angesammelt. Die Wanderer aus der Ferne, die auf dem

holperigen Wege daherkommen, haben wohl die Gründung dieses Dörfleins veranlaßt. Hungrig und durstig, waren sie froh, gleich beim Betreten der Stadt ein Wirtshaus zu treffen, wo sie sich stärken konnten, ehe sie daran gingen, ihre Geschäfte in der Stadt abzuwickeln. Ein reizendes Landschaftsbild ist dieses kleine Tor, durch das auf schmalem Pfade die beladenen Öchslein gerade noch durchschlüpfen können, mit seinem balkonartigen Überbau, der sich an die moosübersponnenen Granitblöcke der Stadtmauer anlehnt. Wir bleiben noch innerhalb der Mauer und gehen dem Walle entlang weiter. So kommen wir zu einem Wäldchen, in dessen grünen Schatten die Mauer in Trümmer fällt. Die mächtigen Quadern sind, einem Bergrutsche gleich, in die Tiefe gerollt und haben manchen Stamm mitgerissen und den Waldgrund mit Felsgeröll überdeckt.

Von da weg klettert die Mauer steil bergan hinauf zu einem Wachthäuschen, das in luftiger Höhe einst dem Schutze der Stadt gedient hat, jetzt aber nur mehr Ausflugsort der Städter ist. Eben jetzt schmückt es sich für den morgigen Festtag. Buden werden ringsum aufgeschlagen und mit weißen und roten Tüchern behangen.

Abgestürzte Felstrümmer bilden eine halsbrecherische Stiege, auf der man aus der Stadt hinausgelangt. Wir benützen sie und kommen damit in ein sehr schmales, wildromantisches Tal, das zwischen zwei steile Bergeshänge eingekeilt ist. Auf dem einen Hang zieht sich die Stadtmauer hinab zum Flusse, auf dem andern ist auch eine Mauer aufgeführt. Das Tälchen gehörte einst einer Bonzerei, die im Schutze der Stadt sich niedergelassen. Überreste derselben sind noch jetzt zwischen den Bäumen und den überhängenden Felspartien versteckt. Manches wird von den Leuten jetzt noch in Ehren gehalten, so ein Mahlstein, der etwa einen Meter hoch auf einer Steinplatte ruht. Ein steinernes Dach, gestützt auf vier Granitfliesen, überdeckt ihn. Die Koreanerinnen pilgern hierher und drehen den Stein um; der umgedrehte Stein wird ihnen Kindersegen bringen.

Ein anderer Stein steht nebenan, ein Gedenkstein aus der Verfolgungszeit, den ich, umringt von vielen Zuschauern, photographiere. Im Jahre 1866 waren Christen von Pyenyang vom Gouverneur wegen ihres Glaubens zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Zur Erinnerung daran ließ sich der Gouverneur diesen Pisok setzen und darauf in langer chinesischer Inschrift „den Sieg feiern, der über die schlechte Lehre errungen worden“. Die Inschrift lautet:

Gedenkstein an den erhabenen Herrn Tyeng Tjiiong, Generalinspektor der Armee.

Wie die Pflicht verlangt, daß man sich mit ganzer Kraft den Dingen hingibt, welche dem Wohle des Volkes nützlich und heilsam sind, so ziemt es dem Volke, die Wohltaten einer Regierung, deren Tüchtigkeit so feststand wie ein Kochtopf auf seinen Henkeln, in unvergeßlichem Andenken zu bewahren, wie wenn sie in Gold und Stein gegraben wären.



Gedenkstein an das „ausgerottete Christentum“

Die Gesetze unseres Ostreiches sind seit einigen Jahrtausenden durch unseren heiligen Kitja festgesetzt worden, und wissen wir nicht, daß heilige Könige und erleuchtete Fürsten die Lehre und die Tugenden der Literaten mit großen Ehren umgaben? Während nun die Pflicht verlangte, den Regierungsgeschäften sich hinzugeben und das Reich zu schützen, ist es passiert, daß eine neue Lehre, die sich Lehre des Herrn des Himmels nennt, vom Abendlande her eingeführt wurde. Sie hat sich bis ins Herz unseres Reiches eingeschlichen und sich rasch in der Hauptstadt und auf den Marktplätzen verbreitet.

Ihre Anhänger haben gewagt, Schriften zu verfassen, und vertrauend auf geheime Wunderkräfte streben sie danach, den Ahnenkult zu vernichten. Männer und Frauen versammeln sich und verkehren an ein und demselben Orte. In jedem ihrer Häuser stellen sie ganz gehaltlose, trügerische Gegenstände auf, ähnlich den Buddhastatuen.

Diese Übel breiteten sich immer weiter aus; jeder Monat sah sie weiter um sich greifen. Wir waren daran, ein Volk von Wilden zu werden, deren Land von wilden Bestien durchzogen wird, als zum Glück der erhabene Tyeng Tjiiong, Generalinspektor der Armee, hierher kam. Er stammte als wahrer Nachkomme von dem berühmten Literaten Muntchungkong ab, der sein Ururgroßvater war, und er folgte den erhabenen Beispielen dieses Ahnen und machte sein Haus zur Wohnstätte aller Tugenden: der weihevollen Stille, Strenge, Ordnung, Gerechtigkeit. Stets war er ein überzeugter Patriot, der kein Ansehen der Person berücksichtigte und sich der Sorge für das Wohl des Volkes ganz hingab. So veranstaltete er am ersten Tage des ersten Monats Pieng-in (1866) eine große Volksversammlung an den drei großen Toren der Stadt und ließ einige hundert Anhänger jener neuen Lehre gefangen nehmen. Er ließ zuerst ihre Häupter hinrichten und ihre Bücher verbrennen. Das ganze Volk konnte nun erleichtert aufatmen und freute sich, wie schön sich die echt patriotische Gesinnung des erhabenen Tyeng bezeugte. Überall veranstaltete man Festgelage, und das Volk konnte wieder in Frieden weiterruhen.

Tragen diese Taten nicht dazu bei, den Ruhm des erhabenen Tyeng und des ganzen Reiches überhaupt zu erhöhen? Ja noch in den fernsten Jahrhunderten werden die Literaten und alle Klassen des Volkes, wenn sie dieses Denkmal sehen, der Verdienste des erhabenen Tyeng gedenken.

Als ich zehn Jahre nach dem Jahre Pieng-in (1866) im Jahre Piengtja (1876) als Generalinspektor hierher gesandt wurde, bat mich das Volk, groß und klein, arm und reich, die Großtaten des erhabenen Tyeng

aufzuzeichnen. Deshalb verfaßte ich diese Inschrift, um seine Verdienste zu feiern und schrieb dieses Lied zu seiner Ehre:

Der heilige Berg ist grün. Er blüht.
Das weite Meer dehnt sich aus in weite, weite Fernen.
So hoch ist der Ruhm des erhabenen Tyeng
Und weit wie das Meer breitet sich aus sein Ruhm.

Im zweiten Jahre des Koangse,
im Jahre Piengtja, im 10. Mond
Ich, Generaloberst der Reiterei
Generalinspektor von Pieng-an-to
mit Namen Ri Tjaitjeng
habe dieses verfaßt.
Der Literat aus Tan-song
Tchoi Sekhun
hat es geschrieben.

Das ganze Tälchen ist in fieberhafter Tätigkeit sich für morgen zu rüsten. Bereits steht eine Menge Limonadenbuden da, größere Hallen werden zusammengerichtet, und mit fliegenden Fahnen, in bunten Kleidern zieht die Jugend zwischen dem geschäftigen Treiben der Gewinnsucht einher, um schon einen Vorgenuß des Festes zu erhaschen.

Es wird Zeit, unsere spielende Jugend aufzusuchen. Wir müssen die Höhen wieder hinan. Doch können wir am Grabe des Kitja nicht vorübergehen. Es liegt in der bekannten koreanischen Grabanlage, freilich eng zusammengedrängt, mitten im Walde. Ums Jahr 1000 vor Christus soll dieser chinesische Prinz aus seiner Heimat vertrieben worden und nach Korea geflohen sein. Er wurde der zweite König von Pyenyang. Nach den einen Gewährsmännern ruht hier unter dem typischen Erdhügel, von steinernen Hunden und steinernen Ministern bewacht, der Leichnam des Königs; nach anderen sind hier bloß die Hochzeitsstiefel des Königs begraben. Grabhügel und Tempel sind hier eng beisammen, und das Ganze ist mit einer Mauer umschlossen. Vom Tempel führen Granitstufen zur Grabterrasse hinauf. Vor dem Grabe sind die steinernen Laternen für die Weihrauchopfer und dazwischen liegt die Platte, auf welcher sich die Seele während dieser Weihrauchspenden niederlassen kann.

Endlich kommen wir zu unseren Buben. Wir haben kleine Preise, Bleistifte, Notizheftchen und dergleichen mitgebracht, die sie sich im Spiele erobern können, während für uns unter dem Baume ein kleines Picknick zurechtgerichtet ist, wie die Koreaner und Japaner es lieben.

Der Besuch des Gouverneurs der Provinz Matzunaga, auf heute nachmittag festgesetzt, ruft uns in die Stadt zurück. Doch reicht die Zeit noch, um noch



Kitja=Brunnen

einen in koreanischem Stile erbauten chinesischen Tempel zu besuchen. Er hat in seiner Ausführung eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem chinesischen Tempel in Seoul, und ist gleich jenem einem Kriegshelden geweiht. Dieser hat Ende des 16. Jahrhunderts einen Einfall der Japaner zurückgeschlagen. Der vergötterte General schaut mit stieren, wilden Schlitzaugen durch eine halbgeöffnete Schiebetür. In knallgelbem Feldherrngewande, mit dem Mandarinsgürtel zusammengehalten, sitzt er da. Der Bart hängt ihm in ein paar Strähnen vom Kinn und zu beiden Seiten der Oberlippen herab. Draußen vor der Schiebetüre stehen noch die gewaltigen Schuhe, die zur überlebensgroßen Figur passen, bereitgestellt, wenn der Kriegsheld ausgehen sollte. In der übrigen Ausstattung und Farbenbehandlung gleicht er dem chinesischen Tempel zu Seoul.

Von dem Heiligtum weg schlagen wir einen Weg längs des Flusses ein. Nicht ohne Mühe kommen wir durch das Menschengewühl in den engen Gassen vorwärts. Ein haushoher Strohhaufen erregt unsere Aufmerksamkeit. Nach alter Methode wird unter demselben den Sommer über Eis aufbewahrt. Schon jetzt und noch mehr in der Tropenhitze sieht man die Koreaner auf der Straße an den Eisschollen schlecken, die sie sich für ein paar Sen gekauft haben.

Wir sind am Flusse oder vielmehr hoch über demselben. Denn teils von Natur und teils künstlich angelegt, fällt die Uferwand jäh zum Flusse hinab. Nur wenige steile Passagen sind freigelassen, auf denen man zum Flusse selbst hinabklettern kann. Wie Schwalbennester hängen überall Bretterhütten an den

Felswänden; man meint, sie müßten in den Fluß stürzen. Drunten liegt ein Kahn am andern. Meist hocken die Ruderknechte schon beisammen, um in großen Partien ihr Mittagsmahl einzunehmen.

Im Süden außerhalb der Stadt dehnt sich das Japanerviertel aus. Dort ist auch das bescheidene Gouvernementsgebäude. Der Gouverneur empfängt uns überaus freundlich; ist er doch dem Pater Le Maire sehr gewogen. Er nennt ihn nur „Mon Père". Ein Mann von vierzig Jahren, erweckt er den Eindruck eines offenen Charakters. Er spricht fließend französisch. Während der Unterhaltung, die sich über koreanische Zustände dreht, kann er herzlich lachen. Interessant ist mir der Grund, warum er die koreanische Sprache nicht erlernen will. Er glaubt ohne Kenntnis derselben objektiver urteilen zu können. Wir würden mit unserer westlichen Logik wohl zu einem anderen Schlusse kommen; aber es gehen nun einmal dort im fernen Osten die Denkgesetze einen ganz andern Gang.



Schaukelspiel

Der Besuch der bedeutendsten koreanischen Mittelschule schließt den heutigen Tag und die Nordlandsfahrt. Tasonghakio, „die erste Schule", nennen sie die Koreaner. Früher verfolgte sie neben dem Unterricht auch noch einen stark ausgeprägten politischen Zweck. Auch jetzt ist die Schule mit Ausnahme der Lehrer für die japanische Sprache mit lauter Koreanern besetzt, mußte aber mit der Annexion die nationale Färbung wenigstens aus dem Programm streichen. Sie zählt dreihundert Schüler. Ob sie indes viel Nutzen stiftet? Keiner der Schüler hat bei seinem Studium ein Ziel vor Augen; keiner weiß, was er eigentlich will. Sie wollen alle nur studieren. Es gibt ja zunächst in Korea auch gar kein Ziel. Kommen sie aus der Schule, dann laufen sie als „Gelehrte" herum; haben sie kein Privatvermögen, dann können sie sich nicht einmal ihren täglichen Reis verdienen. Es ist in Korea in dieser Hinsicht schlimmer bestellt als drüben in

Japan, wo doch auch mitunter ein Doktor der Rechte als Rikscha Boy dahertrottet. Soviel Energie hat der Koreaner nicht; er fällt seiner Familie zur Last oder wirft sich dem politischen Umsturz in die Arme.

Die Schule ist an sich nicht schlecht organisiert. Sie will kein Prunkstück sein, das auf den äußeren Affekt angelegt ist. Sie macht einen schlichten, ernsten Eindruck. Ein Blick in das physikalische Kabinett läßt einen wohltuenden Gegensatz zu den japanischen Schulen ähnlicher Art in Korea empfinden. Die Apparate sind auf ein Minimum beschränkt und in der einfachen, instruktiven Form gewählt, wie sie für Demonstrations- und Lehrzwecke notwendig ist. Es ist nichts zu sehen von Röntgenapparaten und drahtloser Telegraphie, die wie ein aufdringlicher Aushängeschild bestechen wollen.

Zurück zur Hauptstadt

1. Juni

Wir müssen Abschied nehmen vom Norden. Ein paar Minuten hält uns noch die Polizei auf. Sie wollen wissen, „was wir denn bei den Königsgräbern getan? Warum wir den Schülern Preise gegeben hätten?“ Die Herren lassen sich überzeugen, daß es sich um keine gefährlichen antijapanischen Umtriebe handelt, und so sind wir frei und eilen auf den Bahnhof.

Die fünfundzwanzig Minuten, die wir noch zu früh kommen, benütze ich, um zum Kitja-Brunnen zu gehen, der in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs ganz beim Freiheitsobelisken liegt. Zu sehen ist freilich nicht viel. Von hohem Grase verdeckt schützen die verwitterten Randsteine die Brunnenöffnung, die in die Tiefe geht. Sie hat ein uraltes Aussehen. Doch dürften die Steine tausend Jahre vor Christus noch nicht dagelegen haben.

Am Bahnhof erfolgen noch zwei letzte Attacken der Polizei. Nun, so unangenehm uns ihre endlosen Plackereien waren, ebenso unangenehm sind sie wohl den höheren Behörden selbst; doch sie können ihre Leute nicht anders machen und müssen schließlich zufrieden sein, wenn sie, besonders in dem immer noch gärenden Norden, einigermaßen taugliches Personal zur Verfügung haben.

Die Maschine zieht an, und es geht dem Süden zu, zurück nach Seoul.

Es ist der Fünfte des fünften Monats. Der Tag wird hier im Norden noch in der alten Weise gefeiert. Überall finden Ringkämpfe statt. In jedem Dorf, an dem wir vorüberfahren, können wir ein flüchtiges Bild erhaschen. Früher haben die Mandarine für den Hauptsieg in den Ringkämpfen einen Ochsen als Preis ausgesetzt. Jetzt tun die Japaner noch mehr. Wie sie selbst die Ringkämpfe lieben, so wollen sie dieselben auch noch fördern, um bei den Koreanern das schmerzliche Gefühl der Annexion zu betäuben. Allenthalben sind große Zelte errichtet,

und um diese herum entfaltet sich ein buntes Treiben. Die heitern Farben der Jugend, die ja auch hier vorne ist, erhöhen die freudige Stimmung. Inmitten eines großen Kreises, den eine vielhundertköpfige Zuschauermenge bildet, ist auf einem hohen Podium die Arena mit Sand bestreut. Die Ankunft unseres Zuges, der in unmittelbarer Nähe hält — es ist die Station Sinmak — bringt keine Störung in den Kampf, der bereits begonnen. Einige Kinder, die wohl weiter her sind und noch keine Eisenbahn gesehen haben, eilen heran, aber sonst ist die ganze Aufmerksamkeit auf das Spiel gerichtet. Eben ringen zwei miteinander. Gar bald sinkt einer in den aufwirbelnden Sand. Der Sieger hockt sich in einer Ecke des Kampfplatzes nieder; der Leiter der Ringkämpfe wedelt ihm mit dem Fächer Kühlung zu, indes er durch ermunternde Worte einen neuen Kämpfer gegen den Sieger herausfordert. Der Sieger muß den Kampf mit einem neuen aufnehmen. Lange zögern sie; sie wollen ihre Kraft nicht vergeuden; denn es ist noch lange bis zum Schluß der Ringspiele, und nur der letzte Sieger erhält den Preis; wer aber jetzt siegt, der wird bis dahin sicherlich, weil abgemüdet, unterliegen. Endlich tritt ein Bursche aus den dichtgedrängten Reihen der Zuschauer. Ein paar verzweifelte Wendungen und auch er ist besiegt. Nachmittags um drei Uhr ist der Kampf zu Ende, und dann empfängt der schließliche Sieger den Preis.

Nach zehnstündiger Fahrt sind wir in Ryongsan, der beabsichtigten künstlichen Endstation, wo sich die Japaner die Hauptstadt der Provinz Chosen denken. Lange hält unser Zug. Wir wollen noch nach Seoul, nach dem Zentralbahnhof Nandaimun, dem natürlichen Endpunkt der langen Fahrt. Müssen wir die letzte Strecke zu Fuß machen? Fast will es scheinen. Endlich wird durch einen Pfiff der Maschine die Bewegung eingeleitet. Bis jetzt waren wir im hintersten Wagen, jetzt sind wir ganz vorne bei der Maschine. Mit Zucken und Rütteln und Stoßen gelangt der zerstückelte Expreßzug Pyenyang—Seoul in kriechendem Tempo schließlich doch noch nach Nandaimun. Wir sind wieder zu Hause.



Ein Zauber-Stein

Kapitel 18

Die letzten Tage in Korea

Auf den Pukhan

5. Juni

Um sieben Uhr früh sind wir beim Generalkonsul Dr. Krüger, der uns zu einem Ausflug auf den Pukhan eingeladen hat. So weit als möglich benützen wir, um voranzukommen, Rikschas. Am Unabhängigkeits-Tor vorbei geht es dem sogenannten Nord-Tore zu, dann hinaus vor die Stadt. Die wenigen Häuschen, die in unregelmäßigen Abständen noch an der breiten, holperigen Straße stehen, sind meist Wirtshäuser. Sie haben sich poetische Plätzchen ausgesucht unter einer Pinie oder unter einem überhängenden Felsen. Ein verwitterter Hut oder ein schmutziges Fähnlein steckt auf einer Bambusstange als Aushängeschild. Da können sich die Provinzler, wenn sie mit ihren schwer beladenen Ochsen in die Stadt ziehen, noch stärken für die letzte Wegstunde, die sie noch brauchen bis hinein ins Herz der Stadt.

Auf kleinen Eßtischchen hält da und dort ein Mann silberschillerndes Metall feil. Ich möchte gerne wissen, was es ist und lasse meine Rikscha halten. Es ist Medizin gegen Magenkrankheiten, bekomme ich als Aufschluß. Die Leute verschlucken die kantigen Körnchen so wie sie sind. Ganz nahe am Straßenrande, wo eine Bergwand abfällt, ist eine Höhle; dort wird darnach gegraben. Es ist nichts anderes als Schwefeleisen. Wir steigen in die Höhle hinein. Ein Mann sitzt gerade an der Arbeit. In einer Lache, von dem abtropfenden Felswasser gebildet, wäscht er in einer großen flachen Holzschale schussergroße Granitsteinchen aus, in denen Schwefeleisen eingesprengt ist.

An herrlichen Landschaftsidyllen rütteln und stoßen uns unsere Fuhrwerke vorbei. Es ist unmöglich, ihre Eindrücke festzuhalten, und schließlich bin ich froh, daß unsere Rikschas überhaupt nicht mehr weiterkönnen. Wir verabschieden sie mit der Weisung, abends fünf Uhr am Nord-Tore auf uns zu warten.

Wir aber steigen bergan. Mich locken malerische Ausblicke und die Bergflora immer wieder vom Wege ab und jagen mich über Stock und Stein. Wir sind ziemlich hoch gestiegen. Zehn Uhr ziehen wir durch das aus immensen Quadern



Der Pukhan

zusammengefügte Tor in das Heiligtum des Pukhan ein. Dr. Krüger und die andern Expeditionsmitglieder ruhen schon im kühlen Schatten des Torbogens. Nach rechts und links reckt und streckt sich die Mauer und springt über Fels-grate, durchquert die Täler und setzt in kühnen Bögen über Flüßchen. Diese Mauer wandelt den Pukhan zu einem gewaltigen Fort um, in das sich für den Fall einer Invasion die Leute aus der Stadt zurückziehen konnten. Denn jedenfalls konnte dieses kleine Terrain und die schroffen Hänge des Berges mit mehr Erfolg verteidigt und sicherer gehalten werden als die weit ausgedehnten Mauern der Stadt. In diesem Gedanken, in dem geschützten Bergtal hinter den zerrissenen Zacken des Pukhan und hinter der Mauer Schutz und Sicherheit zu finden, ist wohl auch ein „Königsschloß" hierhergeflüchtet. Weltverloren liegt es in einem der Seitentälchen. Einige Hütten leisten ihm in ehrfurchtsvoller Entfernung Gesellschaft; und wo immer ein hervorspringender Fels eine schöne Aussicht ins Tal bietet, da ist ein offenes, mit Ziegeln gedecktes Häuschen errichtet. Eines davon dient uns als Speisesalon, den Dr. Krüger fürsorglich eingerichtet hat.

Die eigentliche Bestimmung dieses Pavillons mag, wie die der übrigen, weniger der herrlichen Aussicht als vielmehr kriegerischen Zwecken gedient haben. Es waren Wachthäuschen, von denen aus man alles überblicken konnte. Nach dem Mittagessen klettern wir zu dem höchsten dieser Wachthäuschen empor, das, fast an der Mauer angelehnt, über einen jähen, schauerlich tiefen Absturz hinweg in die Hauptstadt hineinschaut.

Hier von der luftigen Höhe aus können wir die ganze Anlage des Befestigungswerkes übersehen, das sich für die Zeit, in der es erbaut worden, als großartig und zweckmäßig erweist. Überall, wo die zackigen Kämme sich niedersenken und im Ansteigen einen hohen Paß bilden, schneidet ein rundes Tor einen schmalen Zugang in die graue Mauer. Aber kein Torwart ist mehr dort; die schweren Torflügel rosten in den Angeln, und der scharfe Wind spielt mit dem Gestrüpp, das in den Mauerfugen wuchert.

Immer wilder lösen sich beim weiteren Aufstieg die Kanten und Zacken der Pukhangruppe in steile Felsgebilde auf. An ihnen winden sich die wettergeschwärzten Mauerreste hinan und trotzen mit ihren zerrissenen Zinnen Sturm und Regen; tief unten schleicht die gelbe Ebene dahin; wie Maulwurfshügel heben sich die Sanddünen von ihr ab und am tiefliegenden Horizont hängt der duftige Schleier der blauen Berge.

Auf den höchsten Spitzen der zerhackten Felsgruppe des Pukhan ruhen kolossale Granitblöcke, gleich als wären sie von Riesenhänden hinaufgeschleppt worden zur Verteidigung. Lose sitzen sie auf; man meint, sie seien bereitgerichtet, um sie auf einen anstürmenden Feind hinabzuwälzen.

Beim Abstieg mache ich mit P. Cassian noch einen Abstecher zu einer Bonzerei, die außerhalb eines der Tore wie ein Adlerhorst an einer kahlen Felszacke klebt. Es ist für die Weltflucht ein herrliches Plätzchen. Leider fehlt uns die Zeit zur näheren Besichtigung. Wir müssen auf einem Umweg zu einem anderen Tore, wo die übrige Gesellschaft uns erwartet. Dann geht es zwei Stunden im Fluge bergab. Manches Blümlein, das abseits des Weges steht und mancher Strauch, der mich weiter abzieht, macht mir den Weg über das Gerölle noch länger und beschwerlicher. Aber ich finde dabei auch manches, was mein Interesse weckt, manches, das auch das Interesse der Koreaner zu fesseln verstanden hat, weil es bald in Küche, bald im Gewerbe eine Verwendung findet.



Am Nord-Tor stehen unsere Rikschas. Sie hatten noch lange warten müssen, bis wir mit zweistündiger Verspätung eingetroffen waren.



Gedenksteine auf dem Pukhan

Beim Generalgouverneur

8. Juni

Mit dem deutschen Generalkonsul Dr. Krüger machen wir dem Generalgouverneur von Korea, Graf Terauchi, Besuch. Der Gouverneur ist eine imposante Erscheinung, die hoch über das Bild hinausragt, das ich mir bis jetzt über die Japaner in Korea entwerfen konnte und mußte, eine Erscheinung, die mit vielem wieder versöhnt, was einem an Mißhelligkeiten und Plackereien von seiten der unterstehenden Staatsdiener hier im fernsten Osten, in einer ganz fremden „Kulturwelt" zuteil wird. Die leitenden Staatsmänner und die direkt unter ihrem Einfluß stehenden Beamten wollen sichtlich das Beste des annektierten Landes, und Japan selbst wendet ungeheure Summen aus dem eigenen Lande für seine neue „Provinz Chosen" — so nennen sie Korea, das Taihan der Koreaner — auf. Während in Korea selbst unter der koreanischen Bevölkerung nicht mehr als 8 000 000 Jen (= 16 000 000 Mark) jährlich in Umlauf kommen, hat Japan allein für das laufende Jahr schon 56 000 000 Jen für Eisenbahnen, Hafenanlagen, Brücken- und Wegbauten und ähnliche kolonisatorische Maßnahmen eingesetzt, die das Mutterland für seine Kolonie opfert. Japan läßt es sich etwas kosten. Bei den finanziellen Anstrengungen, welche Japan macht, weht fühlbar eine



Ausflug auf den Pukhan. + Generalkonsul Dr. Krüger

frische Kulturbewegung durch das Land der Morgenstille, das aus einer schönen Kulturperiode alter Vergangenheit von seinen eigenen Herrschern in den jammervollen Zustand abgeschlossener Grabesstille und persönlicher Schläfrigkeit versetzt worden ist.

Das Zentrum dieser neuen Kulturepoche ist Graf Terauchi, der als oberster Leiter der Zivilverwaltung auch die höchste militärische Gewalt in Händen hat. Er ist ein alter Haudegen, der uns zum Empfang die linke Hand reicht und auch diese in einer etwas linkischen Bewegung, die ihn aber ehrt. Er gibt die Hände mit der Fläche nach unten, weil ihm im Kampfe die Sehne zerschlagen worden. Den rechten Arm kann er überhaupt nur mühsam bewegen, seitdem ein Schwerthieb im Koreaner-Aufstand dem General die Muskeln des Oberarmes zerhauen hat. Er spricht ein ziemlich fließendes Französisch, das er sich in Paris, dem Orte seiner militärischen Studien, erworben.

Die Unterhaltung mit Graf Terauchi dreht sich um Korea und die kulturelle Aufgabe, welche hier zu leisten ist. Ohne viele Umschweife bringt er seine Ansichten klar und deutlich zum Ausdruck. Viele seiner Landsleute meinten, die Koreaner seien Wilde. Das sei falsch; Korea hätte eine Zivilisation und habe sich in der Vergangenheit auf eine nicht geringe kulturelle Stufe emporgearbeitet. Erst



Hütten am Hang des Pukhan

seit der japanischen Invasion im 16. Jahrhundert sei der Rückschlag gekommen. Sein Bestreben gehe dahin, diese alte Zivilisation nach Möglichkeit wieder zu wecken und neu zu beleben. Er sehe voraus, daß er bei dem Mangel der richtigen Erkenntnis und bei dem Widerstand vieler seiner Landsleute nicht alles und nicht überall das durchführen könne, wie es geschehen sollte und wie er es beabsichtige. Er werde tun, was er könne; er wolle nur das Beste des Landes, dessen Verwaltung ihm anvertraut sei.

Es ist wahr, nicht allen Japanern sind dergleichen Absichten nach Wunsch. Auch ist ein großer Bruchteil des japanischen Volkes nicht eben begeistert für die enormen Geldsummen, welche aus Japan nach Korea herüberwandern. Im Gegenteil; gerade deswegen, weil Graf Terauchi in Korea einen bildungsfähigen Kern vorfindet und diesen zur Entwicklung bringen will und darum alle die Koreaner, welche für die kulturelle Hebung des Volkes geeignet sind, den Japanern als den im Lande Fremden vorzieht, wird er von einer gewissen Partei in Japan stark angefeindet. Es gibt eben viele Japaner in Japan und verhältnismäßig noch mehr in Korea, ganz untergeordnete Persönlichkeiten, welche möglichst rasch in der Fremde ihre Lage zu bessern suchen und nicht zwischen Japan und dem einzelnen Japaner unterscheiden können. Sie halten sich persönlich für die



Ein Pavillon über den Pukhan=Schluchten

Herren von Korea und möchten die Koreaner gern als ihre Leibeigenen behandeln. Das liegt nicht und kann nicht im Interesse und in der Intention der japanischen Regierung liegen, die sich alle Mühe gibt, das ihr zugefallene Volk friedlich in das wachsende japanische Reich einzugliedern.

Terauchi selbst begrüßt freudig das Mitwirken der Mission an dem Kulturwerk, das Japan in Korea zu leisten hat, und das er mit so viel Verständnis und Nachdruck durchzuführen bestrebt ist. Wer kann es ihm übelnehmen, wenn bei ihm das Interesse der Heimat als Endziel in den Vordergrund tritt? Er ist und bleibt Japaner. Insbesondere ist er geradezu begeistert für unsere Handwerkerschule; er erkundigt sich nach deren Stand, nach der Arbeitswilligkeit und Arbeitsfreudigkeit der Koreaner und ist hocherfreut, als ich ihm sage, wie ich mich darüber wundere, daß die jungen Koreaner ganz gegen alle Erwartungen und gegen alle Prophezeiungen mit einer großen Hingabe sich an eine systematische, anhaltende Arbeit gewöhnen und daß sie überaus rasch die notwendigen Handgriffe erfassen, obschon ihnen unsere deutsche Hobelbank und alle anderen Werkzeuge völlig fremd sind.

„Solche Industrieschulen“, äußert sich Graf Terauchi im Laufe der Unterhaltung, „kann es nicht genug im Lande geben“, und er drückt seine lebhafte

Anerkennung aus, daß wir durch unsere Handwerkerschule für das Wohl des Landes arbeiten.

Mit einem gewissen Rechte will Graf Terauchi bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht viel von höheren Schulen wissen, weil den aus ihnen hervorgehenden „Gelehrten" fast jegliche Verwendung fehlt. Es sind gebildete oder halbgebildete Elemente, die einen nachteiligen Einfluß auf die angestrebte kulturelle Entwicklung ausüben werden. Sie sind es, die ohne Stellung und ohne Mittel, die Unzufriedenheit im Volke nähren.

In sehr vielen Ausführungen des Generalgouverneurs fand ich meine eigenen Anschauungen und Erfahrungen bestätigt. Wären alle Japaner Männer wie Terauchi oder hätten sie auch nur seine edle Gesinnung, dann würde Korea in wenigen Jahren wunderbar aufblühen. Sicher arbeiten viele Männer an seiner Seite in seiner Intention; schon das läßt für das Land hoffen.

Chemulpo

12. Juni

Chemulpo ist die Hafenstadt von Seoul. Gestern hätten wir dort sein sollen. Da hatte unter großem Zulauf des Volkes und unter jubelnden Festlichkeiten der „erste Spatenstich" für die neuen Hafenanlagen stattgefunden. Allein wir waren verhindert durch die Bischofsweihe des neuen für Südkorea bestimmten Bischofs Monsignore Demange.

Ist auch die Feststimmung in Chemulpo heute schon etwas abgeflaut, ein Nachspiel des Festes können wir immer noch erhaschen. Dr. Krüger, als Bürgermeister des Settlements von Chemulpo, das heißt aller Europäer, die für sich einen Kleinstaat in der Hafenstadt bilden, will in liebenswürdiger Weise die Führung übernehmen.

Bei der übergroßen Differenz zwischen Ebbe und Flut (sie steigt bis zweiunddreißig Fuß und reiht Chemulpo unter die Orte ein, welche die höchste Differenz aufweisen) mußten bis jetzt immer noch die größeren Schiffe weit draußen im offenen Meere vor Anker liegen und auch für die Leichter, welche das Löschen der Waren besorgten, ja selbst für die größeren Boote war es oft recht ungemütlich, wenn sie mit ihren Arbeiten nicht vor Eintreten der Ebbe fertig wurden. Da trat das Meer weit, weit zurück und breitete einen unabsehbaren Morast um die felsigen Inseln, die dem Ufer vorlagern. An eine Rückkehr zur Stadt war die nächsten Stunden nicht zu denken. Nun soll ein großes Bassin gebaut werden, das für die Aufnahme von sechs Ozeandampfern hinreicht. Zur Zeit der Flut füllt es sich mit Wasser und läßt zugleich die Schiffe ein. Dort können in Zukunft die Dampfer ihre Waren löschen und dann mit der Flut



Bonzerei in den Bergschluchten des Pukhan

wieder in See gehen. 7 000 000 Mark hat Japan für diese Hafenanlage bewilligt. Mit Recht feiert da Chemulpo diesen Tag als einen der bedeutungsvollsten für die weitere Entwickelung.

Was Chemulpo bis jetzt gewesen, verdankt es nicht zum geringsten Teil der deutschen Firma Wolter, Hamburg. Aus einem armseligen Fischernest hat es sich zu einer Hafenstadt entwickelt, die an Bedeutung für den Handel das strategisch wichtigere Fusan längst überflügelt hat. Auf den verschiedenen Hügeln gruppieren sich reizend die Villen der Fremdenkolonie, deren Geschäftshäuser drinnen in der Stadt mit denen der Japaner und Chinesen wetteifern. Ohne eine entsprechende Verbesserung des Hafens wäre der ganze Handel Chemulpos lahmgelegt worden.

Beim Vertreter der Firma Wolter, Herrn Baumann, sind wir liebenswürdig aufgenommen. Doch geht es dort ziemlich vielsprachig her. Herr Baumann ist ein biederer Württemberger; seine Gemahlin eine Französin; sie spricht auch englisch; die beiden Knaben aber reden unter sich japanisch, das sie von ihrer japanischen Wärterin gleichsam als ihre Muttersprache erlernen, während sie mit dem Vater deutsch, mit der Mutter aber französisch oder englisch sprechen müssen.

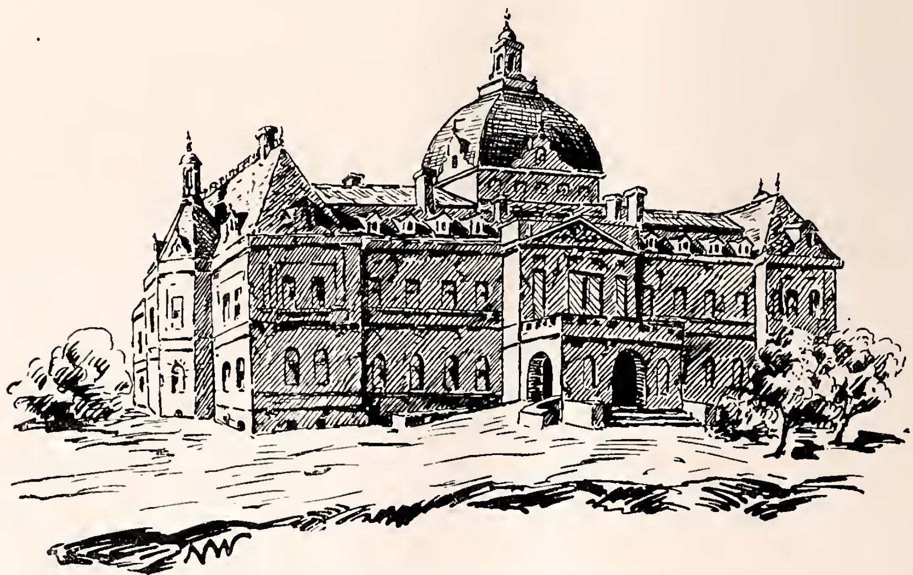
Heute prangt noch die ganze Stadt in jubelndem Festesschmuck. Rauschende Girlanden und schwankende Lampions schwingen sich über die Straßen und ziehen die Häuserreihen entlang. Ein Triumphbogen löst den andern ab. Die meisten sind in sinniger Weise erdichtet. Hier ist einer aus vollen Reissäcken aufgetürmt, dort einer aus reifen Ähren eingewunden. Als Arrangeure zeigen auch hier die Japaner ihre Meisterschaft. Alles hat gefällige, meist überraschende Formen. All die vielen Schaufenster beteiligen sich an dem Festgedanken. Ein Putzwarengeschäft hat das Hafenbild mit seinen Waren getreu nachgezeichnet; jede Insel ist zu erkennen: ein blaues Tuch bildet den Meeresspiegel; in Baumwollenzeug ragen die vielen Inseln daraus hervor, die von den Höhen Chemulpos mit ihren Kulissen den Ausblick auf das weite Meer versperren. Aus Trikot ist der Leuchtturm aufgestellt. Ein Schiff aus Stoff geformt schwimmt auf dem blauen Grund, Pinsel und Bürsten nehmen die Stelle der Ruder ein und so weiter. Ähnliche Motive wiederholen sich fast überall, aber immer in neuen Formen. Jeder Kaufladen sucht durch irgend ein packendes Bild, aus seinen Gegenständen zusammengestellt, die schaulustige Menge vor seinem Fenster zu fesseln. Und über den Fenstern und die Straßenzeilen entlang flimmert der goldene Flitter und schwingen sich die roten Papierlampions. Alles schillert in Farbe und Freude.

Die Festspiele und die Umzüge dauern heute noch fort. In Gruppen ziehen sie von Haus zu Haus. In vortrefflicher Pantomime führt ein junger Schwerttänzer mit seinem alten japanischen Schwerte seine elastischen, feinbemessenen Bewegungen aus, zu denen aus bunt geschmücktem Wagen zarter Gesang und die sanften Töne einer Art Mandoline die Begleitung geben.

Ein großes Schiff wird auf niedrigen Rädern von phantastisch gekleideten Schulkindern durch die Straßen gezogen.

Tänzerinnen mit ihren ruhigen, würdevollen, harmonischen Aktionen, bei denen die graziöse Entfaltung des Fächers eine besondere Rolle spielt, singen und tanzen ihren Reigen vor dem Hause Wolter, als wir in dasselbe eintreten.

In einer Theaterbude wird ein anderer Schwertertanz aufgeführt: ein historisches Stück aus der Daimio-Zeit (Gaugrafen von Japan). Mit feurigen Augen, mit geschmeidigen Bewegungen, die mitunter rasch abgerissen sind, mit heftigem Affekte und gespannten Muskeln, mit dem ganzen Ausdruck jeder Faser und jeder Sehne



Seoul: General-Gouvernement

führt ein junger Mann diese Pantomime aus, während sein Genosse vorn am Rande der Bühne hockend mit Fistelstimme und möglichst wenig Lippenbewegungen den Text dazu singt. Ist auch die Gesangsweise unseren Ohren fremd und nicht gerade sympathisch, das Ganze wirkt doch elegant und künstlerisch.

Das Fest hat fast ausschließlich japanischen Anstrich. Mit Ausnahme einer einzigen koreanischen Musikbande aus alter Zeit, mit alten Musikinstrumenten und in alter Tracht und von einer Menge koreanischer Zuschauer umringt, ist alles japanisch. Auch die Ringkämpfe, die ein Dolmetscher, der uns das Festprogramm ins Deutsche übersetzt hat, mit „Balgen“ wiedergegeben hat, sind nur durch Japaner ausgeführt und tragen ganz japanischen Charakter.



Straße in Chemulpo

Es ist die Absicht, die überall durchsickert: dem koreanischen Volke soll mit diesen japanischen Festspielen der japanische Gedanke wieder um ein Stückchen nähergebracht werden. Japanisches Sinnen und Denken, japanisches Dichten und Schaffen, japanische Festesfreude sollen in Korea Einzug halten.

Taihan manse!

24. Juni

Auf oft gegangenen Wegen rollen die Rikschas dahin, vorbei an den niedrigen Hütten, die am Fuße unseres Klosterhügels stehen, den holperigen Hang hinab, von wo aus wir den letzten Blick auf das Kloster zurückwerfen können. Das Taihan-Spital fliegt vorüber. Es geht in die Stadt hinein. Alles scheint jetzt so bekannt, daß man von allem besonders Abschied nehmen möchte, von den Verkaufsbuden und Trödlerläden und den chinesischen Warenhäusern. Wie man sich doch an alles gewöhnen kann, fast auch daran, mit asiatischer Ruhe den keuchenden Rikscha-boy zu bedauern, der immer weiter hinter seinen Gefährten zurückbleibt. Jetzt sind die andern aus den Augen entschwunden, und wir beide, mein Fuhrmann und ich, schwanken durch die wogende Menschenmenge wie auf einem



Chemulpo. Japanischer Festumzug

Wrack, das Mastbaum und Segel verloren. Er ist der Steuermann; ich muß den Kapitän machen. Fragend schaut er mich an: Wohin jetzt? „Nandaimun“ kommandiere ich, und weiter geht es. Endlich taucht das große Nandaimun-Tor auf. Es ist mir so wohlbekannt, obschon ich es nie einer genaueren Besichtigung gewürdigt habe; ist es doch, ohne jeden Reiz der Eigenheit und des Alters, eine verunglückte Rekonstruktion ganz neuen Datums. Die blanken Hausteine und die schnurgeraden Linien passen nicht in das düstere Bild der grauen, verwitterten Häuser, die sich vor dem gewaltigen Koloß niederducken. Es hat mich jedesmal, sooft ich hier vorbeikam, an den geschmacklos dreinschauenden Steinhaufen des werdenden Vittorio-Emmanuele-Denkmals zu Rom erinnert, das mit gleicher überlegener Verachtung auf die alten Trümmer grauer Vorzeit herniederschaut. Wir kommen noch früh genug, um den lieben Bekannten die Hände zum Abschied drücken zu können. Und nun geht es dem Süden, Fusan zu.

Wir haben noch ein paar Stunden mit dem Schnellzug zu fahren, ehe wir Fusan erreichen, da setzt, von einem Taifun herangejagt, ein kräftiger Landregen ein und malt uns Korea Grau in Grau, um uns den Abschied leichter zu machen. Immer heftiger wird der Regen, und der Wind schüttelt die Bäume und beugt sie zu Boden. Aber immer noch sind die Leute draußen auf ihren Reisfeldern. Bis über die Waden stehen sie im Wasser, die Reissetzlinge auszupflanzen. Den

breiten Arbeitshut haben sie sich wie einen Schild auf den Rücken gebunden, um den herniederplätschernden Regen weniger zu verspüren, oder sie haben Stroh zu flatternden Schürzen zusammengebunden, die in mehreren Lagen ihnen über den Rücken fallen.

Unter strömendem Regen kommen wir in Fusan an und können dann noch zehn Stunden lang in das Unwetter schauen, da unser Dampfer sich nicht in den Taifun hinauswagen darf. Und doch, die Regenschauer können die sonnigen Farben nicht verwischen, in denen Korea und sein Volk sich der lebendigen Erinnerung eingeprägt hat. Das „Taihan manse!" „Korea lebe zehntausend Jahre!", zu dem wir versucht sind, es als Abschiedsgruß auf das entschwindende Land hinüberzurufen, erstirbt uns auf den Lippen. Als Nation ist ja das Volk untergegangen; es wird wohl kaum wieder auferstehen. Stumm winken wir seinen treuherzigen Bewohnern Abschied über die Wogen hin. Vielleicht werden sie doch unter der Fremdherrschaft glücklicher als sie unter den eigenen Herrschern waren, die ihr Volk in den nationalen Tod gehetzt haben. Mir ist, als ob ich von einem Leichenzuge heimkehrte, in dem man ein Volk zu Grabe getragen.



Kapitel 19

Am Scheidewege

National=politische Bedeutung der Mission

Aden, den 20. August

Zehn Tage Aufenthalt in Aden, das war im Reiseprogramm nicht vorgesehen. Unser Dampfer hat uns hier ans Land gesetzt und ist der Heimat zugeeilt. Wir müssen warten, bis sich unser ein anderes Schiff erbarmt und uns nach Deutsch=Ostafrika mitnimmt. Dort war im Jahre 1905 meine Visitationsreise vom Aufstande jäh abgebrochen worden. Sie soll nunmehr ihre Fortsetzung finden.

Zwischen den Kraterwänden, von denen Aden umschlossen ist, brodelt die erhitzte Luft wie in einem Hexenkessel. Sie macht den Körper schlaff und den Geist müde; und doch ist die Zeit zu kostbar, als daß ich sie vollständig ver=schwitzen möchte. So klettere ich denn auf die Steinmauer eines der Wasserbassins, die sich in verworrenen Anlagen terrassenförmig in einer zerrissenen Schlucht die Kraterwand hinaufziehen. Dort will ich eine Farbenskizze dieser imposanten Bauten machen. Wenn das Auge, ermattet von der Lichtflut, die sich auf das Gemäuer ergießt, durch den Blick auf die fernen blauen Meereswogen etwas Ruhe sucht, dann schweifen die Gedanken sinnend in die Vergangenheit. Ein geheimnisvoller Schleier liegt über diesen rekonstruierten Monumentalbauten, die auf ein Volk von starker Kulturkraft zurückweisen. Wer hat sie erdacht? Wer errichtet? Die alten Perser? Die Römer? Noch ist keine Spur entdeckt, die zur Lösung dieser Frage führen würde. Aber es war ein Kulturvolk, das sich hier einen Stützpunkt für sein kulturelles Vordringen schaffen wollte. Vielleicht waren damals die klimatischen Bedingungen günstiger als sie jetzt sind, wo bei den seltenen und wenig ausgiebigen Niederschlägen, die mitunter fünf bis sieben Jahre auf sich warten lassen, kaum jemand auf den Gedanken kommen könnte, in all die Falten des rings anstrebenden Bergmassivs so großartig gedachte Wasserreservoire einzu=bauen. Es fehlt uns jeder Anhaltspunkt, weiter zu forschen. Nur soviel tritt zutage, daß ein klares Auge den Wert des Platzes erkannte und ein eiserner Wille die Lebensbedingungen der Natur abtrotzte.

Moderne Technik, die mit destilliertem Meerwasser sich über die Schwierigkeiten hinwegsetzt, hat den kühnen Gedanken, Zisternen in die Bergwand hineinzukomponieren, leicht überholt. Der andere Gedanke, Aden als Stützpunkt an einer Völkerstraße zu behaupten, ist geblieben. Mit scharfem Weitblick hat England auch hier die günstige Situation erfaßt. Alles, was von diesem Wegweiser aus nach dem fernen Osten oder nach dem Süden wollte, um mit den Völkern in Verbindung zu treten, sollte sich erst hier mit einem englischen Erlaubnisschein versehen. Für den Süden war er leichter zu haben als für den Osten. Allein vor und bei den Boxerwirren (1900) in China haben auch wir Deutsche uns glücklich einen solchen erobert, obschon England lieber die Frage allein geschlichtet und den Gewinn ungeteilt für sich behalten hätte.

Lange hat Deutschland zugewartet, bis es sich entschließen konnte, in die offene Welt hinauszuziehen, lange, fast zu lange. Gerade in dem Augenblick, wo der letzte Rest der noch freien Kolonialterritorien unter die Kolonialmächte Europas aufgeteilt wurde, eben noch rechtzeitig, um sich bei den Völkertoren einzufinden, die sich im Osten auftaten, ist es aus seiner Abgeschlossenheit herausgetreten.



Aden: Wasser-Reservoirs

Noch ist sich in Deutschland nicht alles einig über den Wert unseres kolonialen Besitzes. Jene Stimmen scheinen ja allmählich zu schweigen, die den Rat gaben: „Ist's nicht besser, die Kolonien wieder abzuschütteln, ehe sie noch mehr Geld verschlingen?" „An sich", so gestehen sie nun-

mehr zu, „wäre es ja besser gewesen, wir hätten überhaupt keine Kolonien erworben; wir hätten uns die ungeheuren Ausgaben für deren Verwaltung und den Ausbau unserer Flotte sparen können. Freilich jetzt, nachdem wir sie haben, ist es heilige Pflicht, für die Erhaltung unserer überseeischen Besitzungen und deren Entwicklung einzustehen."

Ob ein solcher Gedanke gedacht werden durfte? Unsere Kolonien bilden ja einen Teil, aber immerhin nicht einmal den Hauptteil der in Frage stehenden Güter. Sie sind vielleicht der Schlüssel dazu gewesen; sie haben wohl den Anstoß gegeben, daß Deutschland erwacht ist, um nun auf den ihm zufallenden Platz der Erde zu eilen und dort mit deutscher Kraft und Ausdauer seinen Teil an der Weltkultur zu leisten. Oder sollten etwa wir Deutschen bei unseren nationalen Eigenschaften wie Ehrlichkeit und Geradheit, Treue und persönlicher Gewissenhaftigkeit, bei dem Hochstand, den wir uns in Wissenschaft und Technik errungen haben, bei dem politischen Ansehen, das wir genießen, von der göttlichen Vorsehung nicht einen guten Teil der Kulturaufgaben zugemessen bekommen haben, deren Lösung sich eben jetzt anbahnen und vollziehen soll, da überall die Völker ihre Tore auftun, die europäische Kultur einzulassen? Nicht angeborene Wanderlust, nicht der gleichsam im Wesen liegende Drang, wenigstens einen Teil des Lebens im Auslande zugebracht zu haben, treibt den Deutschen in die weite Welt; nein, Pflichtbewußtsein und — die Not.

Pflichtbewußtsein. Von dem Reichtum der Kultur an andere Völker, die ihrer noch entbehren, auszuteilen, ist heilige Pflicht. Kulturarbeit ist der eine Brennpunkt der großen Frage. Der andere liegt in der unabweisbaren Notwendigkeit für das deutsche Volk, in die Welt hinauszuziehen, wollte es sich nicht selbst zu einem kläglichen Stillstand in seiner Entwicklung und damit zu einem krankhaften Hinsiechen verurteilen. Was mußte aus Deutschland werden, wenn es nicht aus sich selbst heraustrat? Es konnte für die Zukunft unmöglich die fünfundzwanzig Millionen Menschen ernähren, die seit der Zusammenschweißung des Deutschen Reiches zu den vierzig Millionen von damals hinzugewachsen sind. Da mußte der Import von Lebensmitteln nachhelfen. Doch das würde gar bald die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes erschöpft haben. Deswegen mußten die Handelsschiffe und die Eisenbahnen mit der Nahrung, die sie der Heimat zuführten, auch Geld beibringen. Sie fingen an und warfen die deutschen Waren auf den Weltmarkt; unsere Industrie und Millionen und aber Millionen Arbeiter lebten davon. Eine Menge Rohstoffe waren für sie herbeizuschaffen, die Deutschland selbst nicht produzieren konnte. Ein riesiges Räderwerk begann ineinander zu greifen. Die treibende Kraft war Deutschlands innere Entwicklung und sie trieb Deutschland auch hinaus in die Fremde.

Wäre das nicht alles so gekommen, dann hätte der jährliche Bevölkerungszuwachs, seinen Lebensunterhalt zu suchen, zum Wanderstabe greifen und nach Amerika oder sonstwohin gehen müssen, Deutschland aber stünde heute noch auf dem gleichen Fleck, auf dem es im Jahre 1870 gestanden. Die fünfundzwanzig Millionen wären für unser Vaterland für immer verloren gewesen, so gut wie jene fünfzehn Millionen, die ohnehin schon als Nachkommen der jahrelangen Auswanderungen in der Fremde untergegangen sind. Würde der deutsche Auswanderer dem Engländer gleich sich nicht bloß heimisch fühlen draußen in der Welt, sondern die Welt geradezu als sein großes Erbe betrachten, dabei aber mit jeder Faser an seiner „engeren" Heimat hängen, dann könnten wir im Interesse des Deutschtums solche Abwanderungen immerhin ertragen. So aber haben bisher noch immer die deutschen Auswanderer die Verbindung mit der Heimat gelöst und stehen als Handlanger im Dienste fremder Nationen, die sich mit ihrer Hilfe und nicht ohne Gefahr für Deutschland machtvoll ausbauen. Schon deswegen allein dürfen wir froh sein, daß vorerst diese Abwanderungen auf ein Minimum von etwa zwanzigtausend im Jahr zusammengeschrumpft sind. Aber nur Deutschlands Entwicklung nach außen hat dies möglich gemacht; und umgekehrt, der in der Heimat verbleibende Bevölkerungszuwachs hat ganz wesentlich zu einer Entwicklung beigetragen, die Deutschland so recht zu seiner Weltmachtstellung verholfen hat.

Freilich meinte Lord Churchill, „Deutschland sei eine in der Welt geachtete und geehrte Großmacht gewesen, ehe es ein einziges Schiff besaß", und er hatte wohl nur den einen Wunsch, daß es so hätte bleiben sollen, daß Deutschland sich mit diesem Ansehen als Großmacht hätte begnügen sollen. Nachdem aber einmal die Welt sich erschlossen hat und die Kultur des Westens unaufhaltsam vorwärtsdringt, wird doch wohl auch der deutsche Gedanke noch ein Plätzchen neben dem angelsächsischen finden. Krämergeist wird dieses Heraustreten Deutschlands aus einer isolierten Großmachtstellung und dessen Erscheinen auf dem Weltmarkt nicht ertragen wollen. Er kann es nicht mit ansehen, daß ein anderer Geschäfte macht, selbst wenn das eigene Geschäft blüht. Daß der deutsche Handel mit Riesenschritten dem englischen nacheilt und mit seinem Umsatz von siebzehn Milliarden bereits jenen Stand erreicht hat, den England vor zehn Jahren inne hatte, läßt England nicht mehr ruhig weiterarbeiten. Es findet in der Tatsache, daß es im Laufe dieser zehn Jahre selbst sein Geschäft bedeutend erweitert hat, keinen Trost. Die unzähligen deutschen Flaggen, die auf den Schiffen wehen zu Hongkong, Singapur, Schanghai und die Hafenplätze der afrikanischen Küste entlang, wo vor dreißig Jahren die deutschen Farben kaum bekannt waren, reizen vielleicht Englands Neid zu einer Aktion, die seine Weltmachtstellung in Gefahr bringen kann. Deutschland kann nicht mehr zurück; und uns Deutschen ist unser

Vaterland und dessen Größe zum wenigsten ebensoviel wert als dem Engländer das seine.

Doch, es handelt sich nicht bloß um einen wirtschaftlichen Eroberungszug durch die Welt, sondern auch um einen geistigen, zumal da die geistige Beeinflussung der Völker in hohem Grade die Voraussetzung für eine wirtschaftliche Beeinflussung bildet. Auf dieser Linie ist Deutschland selbst hinter dem wirtschaftlichen Vordringen zurück. Der Deutsche hat es noch nicht recht gelernt, seine persönlichen Vorzüge, die ihm auf wirtschaftlichem Gebiete zugute kommen, auch im nationalen Interesse auswirken zu lassen. Deutsche Technik hat sich, gestützt auf die mit deutscher Gründlichkeit betriebenen exakten Wissenschaften, der englischen Domäne so ziemlich auf allen Gebieten bemächtigt; der deutsche Gedanke aber ist zurückgeblieben. Ja selbst auf dem Gebiete des Wissens, wo dem deutschen Geiste unumstritten die Führung eingeräumt wird, in der Volksbildung und in der Schule überhaupt, hat die deutsche Kraft bis in die neueste Zeit herein so ziemlich versagt, sobald es galt, mit Hilfe dieses Machtmittels einen entscheidenden Vorstoß zur geistigen Eroberung und einer kulturellen Unterwerfung der Völker zu machen. Andere Nationen, die in tiefem Abstande hinter uns stehen, haben inzwischen viel Boden gewonnen. Es scheint, daß Deutschland noch zu jung ist und daß ihm die Welt zu neu vorkommt. Was ein Deutscher im Auslande unternimmt, trägt noch immer viel zu sehr den Charakter eines rein persönlichen Unternehmens; seinem Arbeiten, seinen Schöpfungen fehlt der Rückhalt in der Heimat. Deswegen erlahmt die Kraft und verkümmert das, was sie ins Leben gerufen; deswegen steht aber auch Deutschland immer noch zurück



Am koreanischen Mühlbach

hinter anderen Nationen, die mit geringerer Energie aber mit größerer Einigkeit, wie hohes nationales Empfinden sie verleiht, auf den Plan treten.

Echte Vaterlandsliebe ist nicht das Privileg einzelner, sondern die Pflicht aller.

Überall steht, insbesondere unter amerikanischer Fahne, die Mission in der vordersten Schlachtlinie, wo es gilt, Neuboden für den nationalen Handel und den nationalen Kultureinfluß zu gewinnen. Es mag sein, daß sich die amerikanischen Missionäre mehr als die anderer Völker tatsächlich in den Dienst nationaler Pläne und kaufmännischer Berechnungen stellen lassen; soviel ist gewiß, daß der praktische Amerikaner in jedem Missionär einen Mann sieht, der, wenn auch nur indirekt, für seine Sache im Auslande tätig ist, den er aber deswegen auch entsprechend entlohnen muß, indem er seinerseits die Sache der Mission fördert und mit großen materiellen Mitteln unterstützt. Auch England unterschätzt diese Bedeutung der Mission in keiner Weise. Ja selbst Frankreich ist sich immer noch bewußt, welchen nationalen Wert die ausländischen Missionen und das Protektorat über dieselben darstellen. Freilich war es ihm nicht leicht, einen Ausweg zwischen dem Haß gegen das Christentum und der notwendig erscheinenden Begünstigung der ausländischen Missionen zu finden. Gambetta hat diesen Ausweg entdeckt, indem er erklärte, der Antiklerikalismus sei kein Ausfuhrartikel. Mit dieser Phrase konnte Frankreich im eigenen Lande die Kirche berauben und die Ordensleute ausweisen, in der Türkei aber Klosterfrauen mit Orden dekorieren und in China sich als den geborenen Beschützer der Missionäre aufspielen. Erst zusammenbrechende Staaten, die in ihren Kolonien weiter nichts mehr als den bloßen Besitztitel zu verlieren haben, wie Portugal, sind so weit gegangen, daß sie ihre Missionäre auch aus ihren Kolonien vertrieben haben.

In solchen Erscheinungen drückt sich das Bekenntnis aus, daß die Mission einen ganz hervorragenden Faktor für den nationalen Einfluß im Auslande darstellt. In Deutschland wird sich diese Erkenntnis nach und nach auch noch Bahn brechen. Noch ist sie nicht überall vorhanden.

Es war in Tsingtau. Wir waren glücklich, nach langer Seefahrt wieder einmal festen deutschen Boden unter den Füßen zu haben und suchten, einen Überblick über die Stadt und das Gelände zu bekommen, auf buschig umsäumtem Spazierweg eine Höhe hinter der Stadt zu gewinnen. Dort grüßte uns der erste deutsche Laut. Zwei Herren waren an uns vorübergegangen, indes wir ruhig weiter plauderten. Kaum waren sie vorbei, da sagte einer der Herren ganz laut zu seinem Begleiter: „Was nur die Kerle da hier zu suchen haben?“ Das war deutsche Art. Ich meine nicht die Offenheit und Derbheit im Ausdruck der Gedanken; ich meine auch nicht den Mangel dessen, was der Engländer als gentlemanlike bezeichnet. Es wäre unrecht, einen lapsus linguae gar zu sehr anzukreiden. Sollte ich dem Herrn darob gram sein? Dem Herrn nicht, aber der

Idee, die er zum Ausdruck gebracht hat. Er mochte und mag über die religiöse Wirksamkeit der Missionäre und deren ethische Siege und Eroberungen denken wie er wollte; aber er durfte als Deutscher und vollends als Deutscher im Auslande die Mission nicht so bewerten, wenn anders er sich schon einmal die Mühe genommen hatte, über die nationale Bedeutung der Mission nachzudenken. Ein Amerikaner wenigstens oder ein Engländer hätte es nicht getan.

Es ist ja wahr, die Mission verfolgt als ihr Ziel keine politischen Zwecke; der Deutsche steht als Missionär nicht im Dienste kolonialer Bestrebungen oder



Am Quai von Tsingtau

wirtschaftlicher Pläne. Die Mission hat ihr eigenes, genau abgegrenztes Gebiet, das Gebiet der Religion, das sie nicht ungestraft überschreiten darf, am allerwenigsten in Ostasien. Hat es doch dort fast den Anschein, als würden jene Märchen nachwirken, die im Jahre 1623 die blutigen Christenverfolgungen mit heraufbeschworen und zur Vernichtung des blühenden Christentums in Japan mit beigetragen haben, die gehässige Mitteilung, als seien die Missionäre nichts anderes als geheime Abgesandte ihrer Regierungen, die nach den geistigen Eroberungen der Missionäre kämen, um das Land in Besitz zu nehmen. China

wenigstens bringt aus eben diesem Verdachte den Missionen großes Mißtrauen entgegen. Die Mission darf also kein politisches Ziel verfolgen, will sie sich nicht selbst aufgeben und ihre Wirksamkeit in Frage stellen. Können nun nicht trotzdem aus ihrer Anwesenheit, aus ihrer Tätigkeit und aus ihren Erfolgen jene Vorteile entspringen, welche der deutsche Missionär als Deutscher für sein Vaterland wünscht? Dürfen ihm nicht diese Vorteile mit ein Beweggrund sein, seine Mühen und Anstrengungen zu verdoppeln, um so der Heimat den Dank abzustatten für die Mithilfe, die von dort aus das Missionswerk erfährt? Die Verhältnisse liegen beim Missionär kaum viel anders als bei einem Kaufmanne. Bei diesem drängt sich sicherlich der persönliche Gewinn stark in den Vordergrund, und es dürfte wohl wenige Kaufleute geben, deren patriotische Begeisterung so weit ginge, daß sie darob ihrer kaufmännischen Aktionen vergäßen. Sie würden sich ja auch eben dadurch selbst außerstand setzen, dem nationalen Gedanken viel zu nützen. Wichtiger ist es für sie, am Platze zu sein, wann und wo das Vaterland ihrer bedarf.

Ganz ähnlich liegen die Dinge bei der Mission. Daß ihr das höchste Ideal, die Religion, als unverrückbares Ziel vorschwebt, ist kein Manko, das ihre allgemeine Leistungsfähigkeit beeinträchtigen würde. Im Gegenteil; je mehr die Mission, wie es die Pflicht von ihr verlangt, das Christentum verbreitet, um so Größeres wird sie für den nationalen Gedanken zu leisten imstande sein. Die Mission würde sich selbst aufgeben und damit jegliche Kraft, ja Existenzberechtigung und Existenz selbst verlieren, wollte sie an ihrem Pflichtenkreis eine Drehung vornehmen. Ihr gilt im vollsten Umfange des Dichters Wort: „Erst gehörst du deinem Gotte, ihm zunächst der Heimaterde." Der aufrichtige Wunsch und der ernsteste Wille, auch dem Vaterlande zu nützen, den deutschen Gedanken siegreich in die Welt zu tragen, gliedert sich wie von selbst an das pflichtgetreue Missionswirken an; der deutsche Gedanke, der mit dem Vollwert seiner kulturellen Bedeutung in die Welt ziehen will, wird diese Ordnung begrüßen.

Die Kultur, welche Deutschland bei seinem öffentlichen Auftreten unter den Völkern mit sich führt und diesen Völkern anbietet, ist nicht eine aufgestapelte Summe von Kulturwerten, etwa einer Fuhre Holz gleich, die auf den Weltmarkt gebracht wird und die man sich dort besieht, um sie zu erwerben, wenn sie tauglich scheint. Sie gleicht vielmehr dem kräftigen Baume, der lebt und grünt und immer neue Früchte trägt und diese Früchte abgeben will, damit auch anderorts gleiches Leben erwachse. Nur morsche Äste fallen ab und zerbröckeln, Äste, die nicht mehr das pulsierende Leben in sich verspüren. Sein Leben aber holt sich der Baum aus den Tiefen, in die seine Wurzeln reichen, aus dem Christentum, aus dem die abendländische Kultur herausgewachsen ist und in dem sie ihr Lebensprinzip hütet. Die Kulturwerte, die die Völker untereinander aus-

tauschen, sind nach außen hervortretende Erscheinungen, nicht aber die Kultur selbst. Sittlicher Ernst, innere Größe, geistige Erstarkung, eine geadelte Weltanschauung macht diese Kulturgüter erst brauchbar und segensreich. Durch sie wird die Kultur zum geistigen Umformer, welcher die hochgespannten Kulturprodukte in einen nutzbaren Lebensstrom überführt.

Die Voraussetzung für die Lebensäußerungen ist das Leben. Deswegen wird das Christentum überall das Fundament bilden müssen, wo immer die abendländische Kultur mit ihrem Segen einherschreitet, gleichviel, ob sie mit bezwingender Kraft in die wilden Sitten der Neger und Südseeinsulaner eingreift oder ob sie von den Völkern des Ostens um ihrer technischen Leistungen willen gerufen, um ihrer politischen Größe willen als Vorbild beobachtet wird; gleichviel ob es sich um die Sicherung eines territorialen Besitzes handelt wie in unseren Kolonien, oder um geistige, kulturelle, um wirtschaftliche und kommerzielle Güter, wie sie dem kulturellen Vordringen überall folgen.

In Japan wie in China wird entweder der christliche Gedanke siegen über die Wiederbelebungsversuche des Buddhismus und den staatsbeherrschenden Konfuzianismus und alsdann den weiten geistigen Abstand zwischen Ost und West überbrücken, oder aber es werden die Völker des Ostens sich mit ein paar westlichen Kulturprodukten und einigen schlechten Kopien europäischer Staatsverfassungen begnügen, um dann wieder alle Verbindung mit dem Westen abzubrechen.

In Japan muß eine Auseinandersetzung mit dem Buddhismus, in China mit dem Konfuzianismus erfolgen. China hat bereits den ersten, erschütternden Schlag selbst geführt durch die Abschaffung des bisher geltenden Prüfungssystems, wie es auch in Korea, dem chinesischen Vasallenstaate, üblich war. Mag es auch in seiner abenteuerlichen Form uns zu einem Achselzucken über chinesische Gelehrsamkeit genötigt haben, es repräsentierte gleichwohl eine geistige Macht, die zwei Jahrtausende hindurch unter der Weltanschauung des Konfuze das ganze chinesische Reich zusammenhielt. Der oberste Leitsatz, wonach niemand zu Amt und Würde gelangen konnte, der nicht durch die auf der konfuzianischen Lehre basierende Prüfung hindurchgegangen war, ist zusammengebrochen. Mit diesem Staatsaxiom hatte der Kaiser von China seinen Thron gestützt und vom Throne herab die Lehre des Konfuze als Staatsreligion beschützt. Die Preisgabe dieses Axioms hat ihre Wirkung auf den Kaiserthron gehabt, wird ihre Rückwirkung auf das Staatskirchentum haben. China steht vor der Entscheidung: vorwärts oder rückwärts. China freilich möchte auf der Grundlage des alten Konfuzianismus sich modernisieren, so daß das alte Kulturleben intakt erhalten bleibt und nur für die Errungenschaften der abendländischen Kultur Raum gewährt. Aber das eben erscheint als unmöglich, weil die äußeren Kulturprodukte keinen Bestand haben können ohne den Geist, der ihnen das Leben gegeben hat. Losgelöst von ihrem



Torbogen in der Mauer, die über den Grat des Pukhan läuft

Lebensprinzip, vom Christentum, und einem fremdem Wesen aufgepfropft, müssen sie verkümmern und verdorren gleich einem Edelreis, das aus einem Stamm ganz fremder Art Lebenskraft ziehen soll, obschon es dessen Saft nicht assimilieren kann.

Das ruft die Mission zur Kulturarbeit. Ohne ihren Vormarsch kommt auch der Vormarsch der deutschen Kultur im Osten zum Stillstand. Damit würde aber auch der deutsche Gedanke seinen Rückzug antreten; die deutschen Interessen im Osten und die daraus fließenden Vorteile müßten versiegen.

Das angelsächsische Element, das sich viel früher als wir Deutsche in der Welt umgesehen hat, hat den Zusammenhang zwischen Mission und Kultur, zwischen Kultur und wirtschaftlichem Wandel klar erfaßt. Es hat schon lange den Gärungsprozeß, der im Osten wogt und brodelt, verfolgt, um den entscheidenden Moment auszunützen und vor anderen Nationen auf dem Plan zu sein. In Korea sehen wir die gewaltige Operation, wie sie sich auf der ganzen östlichen Halbkugel abspielt, auf einen kleinen, übersichtlichen Maßstab reduziert.

Korea hat Japans Großwerden gesehen und auf den Anschluß an die westliche Kultur zurückgeführt. Nun hat es sich, solange noch ein Rest von Hoffnung vorhanden war, sich als Nation gegenüber den umdrängenden Völkern behaupten zu können, mit der Kraft der Verzweiflung an dem Hoffnungsanker festgehalten, mittels einer durchgreifenden Schulbildung sich der westlichen Kultur zu bemächtigen und so sich zu retten. So das Volk; es war zu spät. Der politische und der wirtschaftliche Eroberungszug war bereits im vollen Gange. Auf der einen Seite rückt Amerika heran; seine Vorhut ist die Mission. Sein Plan ist, das Land geistig und



Nach einem koreanischen Gemälde (Bogenschütze)

wirtschaftlich zu erobern und an den amerikanischen Handel zu ketten. Auf der anderen Seite dringt Japan siegreich ein. Es will sich eine Operationsbasis auf dem Kontinent konstruieren. Mit gewaltigen kulturellen Maßnahmen, die seine finanziellen Kräfte zu übersteigen scheinen, sucht es die abendländische Kultur zurückzudrängen und den Geist des Ostens zu retten und vor allem seine groß angelegten nationalen Pläne auszubauen. Diese Pläne reichen weit über Korea



Koreanischer Strohschuhflechter

hinaus. Gar zu gerne hätte es unser Tsingtau, das es sich, gleichwie Korea gegen die Mandschurei, als Operationsbasis gegen China denkt.

Dies kleine Bild vom äußersten Osten nimmt, je näher es gegen uns heranrückt, ungeheuere Dimensionen an. Aber die Anlage und die Stimmung bleibt dieselbe. Kaum ist (1905) in China die alte Examensordnung gefallen und moderne Bildung auf das Schulprogramm gesetzt, da ziehen junge Chinesen in Scharen nach Tokio (im Jahre 1910 nicht weniger als 3000), nach Amerika

(etwa 600), nach England und ins übrige Europa (über 500), sich dort ihre Bildung zu suchen. Allenthalben entstehen Volksschulen und Kolleges; in Peking allein ist die Zahl auf 200 gestiegen mit 17 000 Schülern. Vieles macht den Eindruck des Überhasteten und kann kaum mehr als eine Scheinbildung vermitteln. Aber gleichwohl kennzeichnet sich darin das Bestreben Chinas, in einer geistigen Revolution Japan nachzufolgen, obschon Japan bislang nur nach äußerer Kultur verlangt hat, den Geist aber, der diese trägt und hält, zurückweist. Aber eben das ist ja auch das einzige Verlangen Chinas.

In dieser Stellungnahme zur europäischen Kultur dokumentiert sich mit gleicher Klarheit ein aufflammendes Nationalbewußtsein, wie es wohl nie zuvor vorhanden war, wie die Erkenntnis von der Notwendigkeit, sich zunächst in einer Schulbildung nach europäischem Muster die Geisteskräfte zum Emporringen heranzubilden. So kann das jetzige Anlehnen an die abendländische Kultur, wie sie durch Schule und Wissenschaft vermittelt wird, nur als Zwischenzustand gelten. Entweder werden sich diese Völker mit Hilfe des entlehnten geistigen Apparates der fremden Lehrer und des fremden Einflusses wieder entledigen oder aber sie werden sich mit der abendländischen Kultur aussöhnen und werden sie auf sich einwirken lassen und werden dann mit dem Abendland in Verbindung bleiben. Letzteres läßt sich nur erhoffen, wenn christlicher Geist in ihre Schulen einzieht und von den Schulen aus christliche Kultur die Massen durchdringt. Andernfalls dürfte dem Aufleuchten abendländischer Kultur im Osten kaum mehr Wert beizumessen sein als dem momentanen Aufleuchten eines Meteors.

Vielleicht rücken England und Amerika bei ihrer ins Reale greifenden Tendenz, die Frage nach dem materiellen Gewinn, in den Vordergrund. Sie gewähren uns keinen Einblick in ihre Rechnungsbücher. Und das Konto „Schule" und „Mission" kann auch bei den Einnahmen nicht ziffernmäßig gebucht werden. Aber die Millionen, die unter den Ausgaben für diese Kontos stehen, lassen einen Schluß zu, wie hoch die englische und amerikanische Handelswelt den arbeitenden Wert der Mission und der Missionsschulen einschätzt. Millionenstiftungen haben glänzende Hochschulen ins Dasein gerufen.



Bronzener Räucherkrug
(1/5 nat. Größe)

Der angelsächsische Gedanke ist von Schanghai aus weit ins Innere Chinas vorgedrungen, indem er zu Hankou eine Universität eröffnete. Sie ist die Schöpfung der vereinigten englischen, amerikanischen und kanadischen Universitäten. Fast möchte es den Anschein haben, als ob dieser am Hauptverkehrsweg nach Schanghai, am Jangtsekiang, gelegene Punkt gewählt worden sei, um der in Schanghai erblühenden deutschen medizinischen Hochschule den Zufluß abzuschneiden. Gerade die Medizin ist es ja, die den Chinesen in besonderer Weise nottut. Hätte ich von der chinesischen Medizin weiter nichts zu sehen bekommen als das, was Korea sich in China geholt hat, und das verrostete Instrumentarium, womit ein chinesischer Zahnarzt auf dem vor Schanghai liegenden Dampfer seine zweifelhafte Kunst anpries, ich bräuchte weiter keinen Beweis für die schreiende Not, die dort nach Ärzten ruft.

In Hongkong, dem Haupttor englischen Handels in China, ersteht eine englisch-chinesische Universität, die offenbar die Aufgabe hat, den deutschen Einfluß auszugleichen, der sich gerade dort durch den deutschen Handel in einer imponierenden Weise geltend macht. Im Schantunggebiete haben die amerikanischen Presbyterianer und englischen Baptisten zusammen eine Universität gegründet, die bereits vierhundert Studierende zählt. Der für diese Gründung gewählte Platz, Weihsien, kaum hundertfünfzig Kilometer von Tsingtau entfernt an der Bahnlinie, die Tsingtau mit dem Hinterland verbindet, zwingt geradezu zu der Vermutung, als wolle die neue Universität den aus dem Innern kommenden Studenten die Weiterfahrt bis zur deutschen Universität in Tsingtau ersparen. Am klarsten tritt die Besorgnis Amerikas, es möchte durch deutsche Unternehmungen auf dem Gebiete der Schule beeinträchtigt werden, in Tokio zutage. Kaum hatten die deutschen Jesuiten mit mühsam in ganz Deutschland zusammengesuchten Gaben die Mittel aufgebracht, um vorsichtig mit dem Bau des ersten Flügels der großartig *gedachten* Universität in der Hauptstadt Japans beginnen zu können, da wirft ein Rockefeller 4 200 000 Mark aus für ein Konkurrenzunternehmen Amerikas, das mit ganz anderem Nachdruck durchgeführt werden kann, als die deutsche Jesuiten-Universität mit ihren 400 000 Mark.

So arbeitet die angelsächsische Geschäftswelt für die Verbreitung des nationalen Gedankens und des nationalen Einflusses und weiß sich in geschickter Weise der Beihilfe der Mission zu bedienen. Weit entfernt, England oder Amerika aus dem ehrlichen Ringen einen Vorwurf zu machen, müssen wir vielmehr in stummer Bewunderung eine solch innige Vereinigung von nationalem Wollen und religiöser Arbeit, von idealem Streben und materiellen Opfern anerkennen.

Die Sprache allein schon, die an diesen Universitäten und Schulen den Geist vermittelt, ist eine überwältigende Propaganda, eine wirksame Reklame. Von Port Said oder Aden an, wo der zerlumpte schwarze Knabe sein „One Shilling“ aus

dem Nachen zum Dampfer hinaufruft, ehe er sich trotz Haifisch und Polizeibehörde ins Wasser stürzt, das Geldstück zu holen, bis zu den Ministerien Japans und Koreas wirbt die englische Sprache für Englands Ansehen, und an dieses Ansehen hängt sich kultureller Einfluß und wirtschaftlicher Erfolg. Die Sprache weist dem Handel die Wege zurück in jenes Land, aus dem sie selbst stammt. In ihr rollt sich der große Plan der wirtschaftlichen Eroberung des Ostens auf. Durch die Sprache ist vorerst der Handel an England und Amerika gebunden. Und in der Avantgarde marschiert die Mission.

Schreitet der unternommene Siegeszug voran, dann dürfte China das Los Indiens teilen, nicht infolge einer politischen, wohl aber einer wirtschaftlichen Unterwerfung. Denn wie Indien wegen seiner inneren Zersplitterung in ungezählte Kasten politisch leichter zu behaupten ist, so wird China, durch einen tausendjährigen Amalgamierungsprozeß zu einer ideellen Einheit verschmolzen, in wirtschaftliche Abhängigkeit derjenigen Nation geraten, der es gelingt, der gegenwärtigen inneren Umgestaltung die intellektuelle Triebkraft zu leihen und das Förderwerk des Handels in Gang zu bringen. Es soll Chinas unermeßliche Bodenschätze heben und — nach England bringen.

Frankreich hat wohl schon höhere Renten aus seinem chinesischen Missionsprotektorate gezogen als die, welche das Schiff heimbringt, das wir in Aden verlassen haben. Unser Dampfer hat in China um vierzig Millionen Francs Rohseide nach Frankreich eingenommen, die mit hohen Einfuhrzöllen und reichen Dividenden die Regierung und die Fabriken entlohnen. Dabei kommt Frankreich gut zustatten, daß es als der Vertreter des feinen Geschmackes auftritt. Aber könnte nicht auch Deutschland sich sehen lassen mit den Produkten der Industrie, die alle das „Made in Germany" tragen müssen, wo immer sie auf dem von englischen Waren überfluteten Weltmarkt erscheinen. Das „Made in Germany" war ja vom englischen Handel als Boykott für die deutschen Waren gedacht, würde aber, nachdem es einmal in englischer Sprache die soliden deutschen Waren und Fabrikate von den kompliziertesten Maschinen bis zum härtesten Diamantstahl, von den Präzisionsapparaten der Physik bis zu den reinsten Präparaten der Chemie, eingeführt hat, selbst in deutscher Sprache aufgedruckt den Ruhm des



Koreaner mit der „Tschike"

deutschen Handwerkes, der deutschen Industrie und Wissenschaft in der Welt verkünden. Es handelt sich nur darum, neue Verbindungen herzustellen und die gewonnenen zu erhalten. Warum sollte dabei die Mission unserem deutschen Handel und unserer heimatlichen Industrie gleichgültig sein, während die englischen und amerikanischen Großfirmen so hohe Stücke auf ihre Missionen halten?

Noch ist dort im Osten alles im Wandel und Werden; noch läßt sich alles fügen und formen. Wie im Kaleidoskop Farben und Figuren ineinanderfließen, so drängen sich die frischen Kulturbilder des Westens und die vielgestaltigen Pläne auswärtiger Politik zwischen die starren Richtlinien einer Welt, die den vierten Teil der Menschheit in einem viertausendjährigen Kulturleben nach anderen Prinzipien zurechtgelegt hat. Wie stark mag der Zusatz sein, den der Orient an deutschem Wesen aufgenommen hat, wenn einmal der wogende Gestaltungsprozeß



Tsingtau: Katholische Mission

sich abgeklärt hat? Die Einwirkung, welche die deutsche Missionsarbeit auf die ganze Entwicklung ausüben konnte, dürfte zum guten Teil den Prozentsatz deutschen Anteils mitbestimmen.

Ganz verschieden von dem unruhigen Hasten und dem energischen Ringen und den bedeutungsvollen Aufgaben im Osten, die Deutschlands Beteiligung in stets wachsendem Maße herausfordern, erscheint auf den ersten Blick das Bild, das sich in unseren afrikanischen Kolonien darbietet. Meine Gedanken tragen mich schon weg über den schmalen Wasserstreifen, hinüber an die brennenden Bergwände der nordafrikanischen Küste, die dem Reisenden so kahl entgegenstarren wie die Felsen hier in Aden, wo die armseligen Ziegen vergeblich nach einem Grashalm suchen und nur die Salzkruste ablecken, die das verdunstete Meerwasser mitgerissen und abgelagert hat. Und doch, weiter nach Süden! Dort liegt ein herrliches Gebiet, unser Deutsch-Ostafrika; es steigt im Bilde aus der Vergangen-

heit auf und gewinnt schnell wieder jene Farbenfrische, mit der es sich der Erinnerung eingeprägt hat. Die Linien erscheinen ruhig, die Farben klar und bestimmt. Und doch ist dieses Bild kultureller Aufgaben und nationaler Ziele in seiner ganzen Anlage nur wenig verschieden von dem unruhigen Bilde, das wir eben verlassen. Wie unter den alten Kulturvölkern des Ostens, so steht auch dort unter den Naturvölkern Afrikas Deutschland vor einer Kulturaufgabe, die um so größer ist, als die übernommene Pflicht keine Wahl mehr zuläßt. Das Resultat scheint sicherer zu sein, weil es sich aus der unumstrittenen Einwirkung auf unsere Negerbevölkerung ergibt. Das koloniale Programm liegt offen auf: Kulturelle Hebung der Eingeborenen, rentable Gestaltung der Kolonien.

Der erste Teil unseres Kolonialprogrammes, an dessen Durchführung eine Kulturnation nicht vorbeikommt, hat sich nach anfänglichem unsicherem Tasten



Tsingtau: Progymnasium

geklärt. Die Stimmen, die sich oft laut zugunsten des Islam erhoben haben, als jener Religion, die für den Neger zweckmäßiger sei, beginnen immer mehr zu verstummen. Mag die allgemeine Zurückhaltung politischen Erwägungen entsprungen sein, die im Erstarken des Islam eine Gefahr heranwachsen sahen, oder dem Mißtrauen in die kulturelle Kraft des Islam, wie es sich bei einer stillen Betrachtung unserer schönsten Kolonien von selbst einstellt, jedenfalls ist damit die Mission zur kulturellen Arbeit aufgerufen; denn mit der Zurücksetzung des Islam muß es zu einem geistigen Kampfe zwischen ihm und dem Christentum kommen. Niemals wird der Mohammedaner der Förderer von Kulturbestrebungen werden wollen, die mit dem Christentum unzertrennlich verbunden sind; und Deutschland muß doch seinen Kolonien seinen Geist aufprägen. Das Christentum, das Deutschland groß gemacht hat, soll auch die Kolonien glücklich machen.

Aber, wird es dem Christentum gelingen? Mit dem Hinweis auf den mißglückten Versuch, mit welchem Amerika seinen Negern die Freiheit geben wollte, wird abgemahnt, eine „Sklavenrasse“ zur Freiheit des Christentums führen zu wollen. Gewiß, wir müßten den gleichen Mißerfolg beklagen, wenn wir uns nicht mehr um die schwarze Rasse und deren Erziehung annehmen wollten als Amerika es getan, das mit seinem Verbote, die Farbigen zu unterrichten, jede kulturelle Hebung derselben unmöglich gemacht hatte. Ein Tor, der einen Blinden, wenn der Arzt ihm glücklich das Augenlicht wieder gegeben, direkt ins grelle Sonnenlicht schauen läßt. Aber soll er deswegen für immer das Auge schließen? Das Christentum hat sich nicht ohne Erfolg der Sklavenbevölkerung auf den reichen Latifundien des morschen Römerreiches angenommen.

„Gewiß; aber die schwarze Rasse in Afrika steht am Ende ihrer Entwicklung; jene Römer und die Völker Europas alle befanden sich damals, als das Christentum an sie herantrat, am Anfange ihrer Entwicklung.“ Hellas? Rom? Die waren doch tief von der Höhe der Kultur herniedergestiegen, so zersetzt und vermorscht, daß es keinen anderen Eindruck machte, als eilten sie mit Riesenschritten dem trostlosesten Ende der Kulturentwicklung zu. Die Germanen? Zugegeben; aber gerade in jenen Zeiten lauteten die Urteile über ihre kulturelle Aufnahmefähigkeit nicht eben günstig. „Jene blonden Bestien“, so erhielt Sankt Chrysostomus von den Griechen zur Antwort, als er den Vorschlag machte, den Goten eine Kirche zu bauen, „sind gar nicht gebildet genug, um den Wert einer Kirche zu erfassen.“ Die erste Frage ist nicht die Frage nach dem Erfolge, sondern die Frage nach der Pflicht, und dies selbst dann, wenn die jetzigen Resultate der Hauptsache nach eine tiefer greifende, ins Innere gehende Wirkung wirklich vermissen lassen sollten.

„Der Neger“, so gibt man zu, „steht, was Gelehrigkeit anlangt, dem Europäer wenig oder nicht nach. Aber was seiner geistigen Veranlagung fehlt, das ist die selbsttätige Verwertung des Erlernten. Der Neger kann, was er dem Europäer abgeschaut hat, einer Maschine gleich reproduzieren, aber es geht ihm die Fähigkeit der „Kombination“, der „eigenen Produktion“ ab. Es entspricht diese Erscheinung tatsächlich dem von Äußerlichkeiten rasch eingenommenen Negercharakter, widerspricht aber deswegen noch keineswegs den Erwartungen, welche eine hingebende Erziehung in die Zukunft setzt und setzen muß. „Die Erziehung der Neger ist gewiß schwierig, aber nicht unmöglich“ (Professor Meinhof). Erst mit Verständnis sich in die Negerseele vertiefen und sie mit Liebe pflegen! Wenn dann der Erfolg ausbleiben sollte, dann mögen wir ruhig sagen: Unsere Schuld ist es nicht.

„Es kann zweifelhaft sein, ob die Fähigkeit der schwarzen Rasse und die Bedingungen des afrikanischen Klimas es je zulassen werden, daß unsere Neger



Koreanischer Katechist mit seinem Töchterlein

an Leistung den Weißen gleichkommen. Um sie aber zu dem zu entwickeln, was sie überhaupt leisten können, um sie soweit als möglich unserer Kultur zugänglich zu machen, dazu gibt es keine bessere Methode, als ihnen das Christentum zu bringen" (Oberstabsarzt Dr. Dempwolff). Dieses Ziel darf weder drüben in Afrika noch in der Heimat hinter einen anderen, scheinbar wertvolleren Gewinn zurückgesetzt werden, so daß es an Klarheit verlieren würde; denn nur insoweit es erreicht wird, so weit werden sich auch die vollberechtigten Erwartungen erfüllen, daß dort unter der Tropensonne auch die Früchte der materiellen Opfer und Aufwendungen reifen möchten. Die Hauptaufgabe, die Hauptkunst liegt eben nicht darin, durch eine Art Raubbau flüchtigen Gewinn aus den Kolonien zu ziehen, sondern sie zu deutschen Kolonien innerlich umzugestalten. Ohne Zweifel ist es dabei unbedingt notwendig, von Anfang auf die Sicherung des Gebietes bedacht zu sein; allein dies ist nicht alles. Die beste Sicherung muß darin angestrebt werden, daß alles von christlichem, von deutschem Geiste durchdrungen wird. Darum hat Graf Goetzen recht, wenn er sagt: „In der Differenz zwischen der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklungsstufe der Völkerschaften und der im Verhältnis hierzu sehr großen Höhe der Kultur mit ihren Begleitbegriffen, welche die weiße Rasse importiert, ist letzten Endes die Rebellion zu erblicken . . . . . Aufgabe des Trägers der höheren Kultur muß es sein, für möglichste Ableitung Sorge zu tragen, gleichzeitig aber auch im Bewußtsein der Unvollkommenheit aller solchen Versuche, stets die nötigen äußeren Machtmittel bereit zu halten, ohne die noch keine Zivilisation sich durchzusetzen vermochte." Er hat recht, hat indes nicht alles gesagt. Geistige Mächte — und solche sind doch neben und selbst in dem physischen Widerstande gegen die Fremden und das Fremde eine große Anzahl vorhanden — werden auf die Dauer nur durch geistige Kräfte überwunden. Wenn irgend etwas den friedlichen Besitz der Kolonien sichert, dann ist es das durch die Religion geheiligte Bewußtsein von Dankbarkeit gegen den Kulturträger und der daraus erwachsenden bürgerlichen Pflichten.

Die Entwicklungsphasen mögen langsam und unauffällig sich gestalten. Es ist das Wachstum eines organischen Lebens, still und sicher, von innen heraus. Auch das wirtschaftliche Ausreifen des Gebietes oder auch nur einzelner Teile mag die Geduld auf eine harte Probe stellen; indes, was in erster Linie nottut, ist nicht der Kunstgriff des Gärtners, eine frühreife Frucht wirtschaftlicher Rentabilität zu entlocken auf die Gefahr hin, daß das lebensschwache Treibhausstämmchen darob erstirbt. Was zuerst ins Auge gefaßt werden muß, ist nicht die künstliche Erschließung von Absatzgebieten für den Handel durch Anerziehung von Bedürfnissen oder die Entlockung reicher Tropenprodukte aus unserem überseeischen Boden. Was zunächst unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß, das ist die kulturelle Umbildung, die sittliche Erstarkung, der



Im koreanischen Innenhofe

religiöse Halt des Volkes, die Gestaltung der lebendigen Volkskraft. Alles andere kommt von selbst.

Es ist dabei ganz gleich, ob wir den größeren materiellen Gewinn, den wir aus unseren Kolonien erhoffen dürfen, in den Eingeborenen-Kulturen suchen oder in der Besiedelung und den Plantagenbetrieben oder aber in einer glücklichen Kombination beider Pläne; das bleibt unabänderlich bestehen: Nachdem der Europäer auch im günstigsten Falle die Mithilfe der Eingeborenen nicht entbehren kann, der weitaus größte Teil unserer Kolonien aber überdies nur durch Eingeborenen-Kulturen rentabel ausgenützt werden kann, so bleibt die „Bevölkerung selbst das beste Kapital unserer Kolonien", und liegt in der Erziehung der Eingeborenen eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine rentable Gestaltung unserer Kolonien. Es kann wahrlich keinem Ansiedler oder Plantagenleiter gleichgültig sein, welche Leute ihm bei seinen Arbeiten zu Diensten stehen, noch weniger der Regierung, ob die weiten Gelände aus Indolenz der Bewohner brach liegen oder ob sie von einer gehobenen Bevölkerung rationell bewirtschaftet werden.

Da setzt denn auch die Mission mit aller Kraft ein, wenn sie die Erziehung niedrig stehender Kulturvölker praktisch anzufassen versteht. Es liegt im eigensten Interesse der Mission, wenn sie der angestrebten religiösen Erziehung einen kräftigen

Halt zu geben sucht in der Erziehung zur Arbeit, und zwar zur systematischen, überlegten, gewissenhaften Arbeit. Was der Mission vor allem zugute kommt und was ihr nachgerühmt wird, das ist eine Methode, in welcher sie in unseren tropischen Gebieten so ziemlich allen wirtschaftlichen Unternehmungen überlegen ist: die erzieherische Macht des Beispieles. Bei allen Betrieben, die bloß auf den materiellen Gewinn angelegt sind, kann sich in unseren Tropen die Arbeit des Europäers nicht rentieren; seine Arbeitskraft ist zu teuer, viel zu rasch verbraucht. Dem Missionär ist die Arbeit vor allem Erziehungsmittel. Wenn er also selbst Hand anlegt, so gliedert sich auch diese körperliche Arbeit, die Anleitung zur Arbeit in seinen großen Hauptplan ein, dem Neger Verständnis für die christliche Kultur, für die Arbeit und deren Wert beizubringen und ihn so dem Christentum näher zu rücken oder ihn darin zu befestigen.

Der Vorteil fällt von selbst gleich einer reifen Frucht auch der Kolonie zu.

Wo Karl Peters, der uns die schönste der deutschen Kolonien, Deutsch-Ostafrika, erworben hat, in seinen alten Erinnerungen blättert, da legt sich auch mancher freundliche Zug durch die herbe Art seiner Darstellungsweise: „Die katholische Mission hat uns das klassische Vorbild geliefert, wie die Schwarzen zur Arbeit zu erziehen sind. Ihre Niederlassungen waren Kulturzentren im Innern Afrikas . . . . .“ Daran knüpft er die Bemerkung: „Das Reich tut gut daran, diese katholischen Missionen nach Kräften zu unterstützen; denn überall schreitet sie vom rein landwirtschaftlichen Betriebe alsbald zu industriellen Anlagen fort. Sie versteht es in der Tat, aus dem Lande etwas herauszuwirtschaften.“ Und was ist seitdem geschehen! Überblickt man, was aus den immerhin kleinen Anfängen von damals sich herausentwickelt hat, und überdenkt man, daß dies alles im Grunde genommen nicht den Missionären und den Missionsschwestern zugute kommt, sondern dem Volke, für das sie leben und arbeiten und das sie in ein neues Leben hineindrängen, dann sieht man sich vor einer Kulturleistung, für die sich die Mission den Dank des deutschen Volkes in harter Mühe verdient hat.

Mit dem Rufe nach Arbeitern und nach mehr Arbeitern, der sooft aus den stark interessierten wirtschaftlichen Kreisen unserer Kolonien ertönt, und mit dem Wunsche, ein glückliches Volk heranwachsen zu sehen, das bei steigendem Wohlstand aufnahmefähig für den Import des Handels und produktionskräftig für die Ausfuhr wird, richtet sich das Augenmerk von selbst auf die hygienischen Verhältnisse, die in dem „seuchenreichen“ Afrika diesen Bestrebungen und Wünschen hindernd im Wege stehen. Auch auf diesem Gebiete arbeitet die Mission gleicherweise im Sinne der christlichen Caritas und öffnet damit viele Herzen für die Aufnahme der christlichen Lehre, wie im Interesse der Kolonie. Die Haushaltungsbücher der Missionsstationen könnten dafür Zeugen stehen. Ich sehe ganz ab von den reichbevölkerten Aussätzigendörfern, die fast bei allen unseren Missionsstationen

angelegt sind. Dort werden die Unglücklichen wohl weniger durch den Zwang der Regierungsmaßregeln als durch die pflegende Liebe zusammengehalten, in Kwiro (Mahengeplateau) zum Beispiel nicht weniger als siebenhundertvierzig in einem idyllischen Tale, der Sorge von Missionsschwestern anvertraut. Auch auf den Stationen selbst vergeht kein Tag, an dem nicht Scharen von Kranken kämen, Linderung in ihrem Leiden zu suchen und sich die Wunden verbinden zu lassen. Da muß sich allmählich durch Belehrung ein Verständnis für Hygiene im Volke Bahn brechen, wenn diese Be≈lehrung sich zur Kranken≈behandlung und Kranken≈pflege hinzugesellt. Un≈schätzbare Werte werden so der Kolonie erhalten. Es sind ja Ärzte da, die berufensten Kämpfer auf diesem Gebiete, und es darf ihr opfervolles, erfolg≈reiches Wirken in keiner Weise verkleinert werden. Aber ihre Zahl ist so spärlich und deshalb ihr Einwirken auf einen allzu kleinen Raum beschränkt. Da müssen die auf dem ganzen Gebiete verteilten Hilfstruppen der Mission willkommen sein, um in den Kampf gegen ein un≈übersehbares Heer von Feinden einzugreifen, die im Verein mit Krankheiten und Siechtum an der Volks≈kraft zehren. Welch eine Menge von Schwierig≈keiten sammelt sich in den Begriffen Säuglings≈sterblichkeit, Säuglingser≈nährung, jugendliche Ver≈heiratung, Pubertätsfeiern,



Durch den Regen zur Schule

Alkohol, Wohnungsfrage usw. Der wirtschaftliche Wert, den die Bewohner repräsentieren, ist zu groß, als daß nicht jede Kraft freudig begrüßt werden müßte, die mit Liebe und Verständnis diese Werte sichern hilft.

Noch höhere Werte liegen in der Negerwelt: schlummernde Geisteskräfte, die geweckt und gehoben werden müssen. Dem Tiefstand der Eingeborenen ent⸗sprechend kann vorerst nirgends der Plan einer höheren Schule in Frage kommen. Um so bedeutungsvoller ist die Volksschule. Keine Mission hat so sehr die Be⸗deutung der Volksschule erkannt und mit glücklichem Griff als lebendige Kraft zur Missionierung und kulturellen Erziehung der Naturvölker auszunützen ver⸗standen, wie die von Deutschland ausgehenden Missionen. Es darf uns dies nicht wundernehmen; denn es ist dies weiter nichts als die natürliche Auswirkung des in dem deutschen Volke lebenden Bewußtseins von dem hohen Werte der Schul⸗bildung. Nur daher kommt es, daß die deutschen Missionäre die nicht geringen Mühen der persönlichen Hingabe und die drückende Sorge enormer Aufwen⸗dungen für ihre Schulen einsetzen. In unserem Gebiete, dem südlichen Teile von Deutsch⸗Ostafrika, sind allein für die schwarzen Hilfslehrer Gehälter in der Höhe von mehr als vierzigtausend Mark im Jahr auszuwerfen. Die Früchte dieser Pflanzstätten, wo in den bildsamen Kinder⸗herzen der christliche Geist und der deutsche Gedanke mit milder Hand groß⸗gezogen werden, kann nicht bloß die Mission, sondern in gleichem Ertrage auch die Kolonie ernten. Manche Plantagenleitung hat ihre Erkenntnis von dem Werte der Schule und der Schulbildung bereits niedergelegt in der Bitte an die Mission, im Gebiete ihrer Plantagen Missionsschulen zu errichten. Wäre der Beweggrund hierfür auch kein höherer als die Hoffnung, auf solche Weise die arbeitende Bevölkerung an die Plantagen zu ketten, es läge selbst hierin allein schon ein anerkennendes Zeugnis für die wirt⸗schaftliche Bedeutung der Mission. Und doch liegt ihre Bedeutung auf dem frag⸗



Aus der koreanischen Kinderstube

lichen Gebiete viel tiefer. Was müßte aus den Plantagen, was aus unseren Ansiedelungen werden, was aus der ganzen Kolonie, wenn die geistige Hebung der Eingeborenen vernachlässigt würde? Ein geistiges Proletariat, das sich mit den wenigen äußeren Kulturgütern nährt, wie sie in der Umgebung eben locken, müßte schließlich alle ernsteren Unternehmungen und alle wohlgemeinten Pläne mit sich in die Tiefe ziehen.

Solche Erwägungen, in denen sich der bedeutungsvolle Zusammenhang zwischen Kolonie und Mission sowie die tiefgehende Einwirkung der Missionstätigkeit auf die glückliche Entwicklung unserer Kolonien ausspricht, hat der derzeitige Staatssekretär des Kolonialamtes Dr. Solf in die knappe Formel gebracht: kolonisieren heißt missionieren.

Am Scheidewege. Der deutsche Gedanke steht am Scheidewege. Er hat sich hinausgewagt in die Welt; er steht vor ,,offenen Türen" und schreitet mutig durch ungeheuere freie Arbeitsfelder. Soll er weiter vordringen und weiter arbeiten, oder soll er heimkehren und still zurückgezogen den Lohn und den Ruhm einer freudigen Kulturarbeit an den Völkern anderen Nationen überlassen? Langsam reifen die Früchte einer solchen Aussaat unter der Tropensonne heran. Großes hat unter den Kulturvölkern Asiens das Deutschtum mit seinem Erschcinen schon erreicht; Größeres ist noch zu erreichen, zu leisten.

Die Missionsbewegung, die in Deutschland eingesetzt hat, steht am Scheidewege. Mit dem Erwachen des deutschen Gedankens hat auch die Mission sich rüstig auf den Weg gemacht und hat an vielen Punkten festen Fuß gefaßt. Und doch, noch mächtige Bollwerke sind zu nehmen, ehe der Vormarsch zu einer fortschreitenden Welteroberung anheben kann. Sie darf sich mit dem Errungenen nicht begnügen.

Das Zusammengehen des deutschen Gedankens mit dem Missionsgedanken liegt nicht in der Zufälligkeit des zeitlichen Zusammentreffens, wie etwa zwei Reisende auf einem Bahnhof sich finden und nach kurzem Beisammensein sich entschließen, die gleiche Tour miteinander zu machen. Es ist die innere Zusammengehörigkeit, die beide aufeinander anweist. Beide leihen einander ihre Kräfte, tauschen gegenseitig materielle und geistige Güter aus. Kehrt der eine Gedanke entmutigt nach Hause zurück, dann dürfte wohl auch der andere viel an seiner Frische und Begeisterung verlieren. Und doch kommt alles darauf an, daß dieser vereinte deutsche Gedanke immer mehr an Boden gewinnt, draußen in der Welt so gut wie in der Heimat. Es genügt nicht, daß wir tatsächlich Kolonien besitzen und dort an der Lösung der höchsten Kulturprobleme uns abmühen; es genügt für die Heimat nicht, zu wissen, daß es deutsches Land in Afrika und in der Südsee gibt, daß deutsche Schiffe bis zum entlegensten Osten vordringen: es muß ein starkes Allgemeininteresse aufleben. Auch hier tritt der Missionsgedanke

für die Förderung des deutschen Gedankens ein. Je mehr der Missionsgedanke in die breiten Schichten des Volkes getragen wird und dort das Pflichtbewußtsein weckt, an den großen, christlichen Kulturaufgaben mitzuwirken, um so nachhaltiger wird auch das nationale Anrecht auf ein großes, einflußreiches Deutschland popularisiert, das ein Interesse und eine Pflicht an der Weltgestaltung hat.

Dieser einigende Gedanke war noch kurz vor meiner Abreise nach dem Osten auf dem Kolonialkongreß in Berlin (Oktober 1910) zum lebhaften Ausdruck gekommen. Dort war in die Debatte über die Kulturaufgaben der Mission in unseren Kolonien der störende Satz hineingeworfen worden: Trennung von Kirche und Staat! Einmütig hatte die ganze Versammlung, deren religiöse und politische Anschauungen nach den verschiedensten Richtungen auseinandergingen, gerade mit Rücksicht auf die Kolonien die laute Forderung eines engen Zusammengehens und Zusammenhaltens entgegengesetzt. Und draußen in der Welt, auch hier in Aden, wo auf ödem Felsennest der nationale Gedanke Englands wacht und zum Weiterfluge ausschaut, hier fühlt man doppelt, wie unserem Deutschland Einigkeit nottut. Wir haben genug des Trennenden. Viribus unitis! Mit vereinter Kraft können auch wir Großes schaffen.



Kapitäl eines Pisok

NAMEN- UND SACHREGISTER

DEN DRUCK DIESES WERKES SOWIE DIE HERSTELLUNG
DER KLISCHEES BESORGTEN
DIE KUNSTANSTALTEN JOSEF MÜLLER ZU MÜNCHEN

